

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Becker, Biskupek, Dikmen, Dürrson, Gardein, Geifrig,
Grundmann, Horstmann, v. Hutten, Reimann, Schneider,
Schöfer, Schütt, Speh, Stange, Troppmann*

Heidelberger Tagung: Demokratische Kulturarbeit

Peter Scherer: Gewerkschaften und Kultur

Oswald Todtenberg: Kulturarbeit und Kulturpolitik des DGB

Wolf Rüdiger Wilms: Wie der Mensch lebt und arbeitet

Frigga Haug: Automation und Kultur

Barbara Rohr: Literaturunterricht bei Arbeiterkindern

W. F. Haug, D. Nix: Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“

Rüdiger Hillgärtner: Lebensform und literarische Form

Kaspar Maase: Arbeit – Alltag – Kultur

Umbrüche bei J. R. Becher: D. Schiller, O. Neumann,

H. Müssener

Richard Albrecht: Exilromane, K. Mann, L. Feuchtwanger

Wolf Scheller: Céline, Drieu und die französische Neue Rechte

**KULTUR
VON WEM, WOHIN?**

Konkret

Das neue Konkret erscheint
am 25. jeden Monats.

Konkret

Das neue Konkret ist
124 Seiten dick.

Konkret

Das neue Konkret wird von
engagierten Journalisten
gemacht.

Konkret

Das neue Konkret ist vier-
farbig.

Konkret

Das neue Konkret ist die
kritische Alternative zu
„Stern“, „Zeit“ und „Spiegel“

Konkret

Das neue Konkret hat
einen neuen Chefredakteur.
Manfred Bissinger.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

<i>Sinasi Dikmen:</i> Warum feiert Ahmet?	6
<i>Siegfried Grundmann:</i> Beckmanns dritte Brille	10
<i>Werner Geifrig:</i> Die verfeindeten Nachbarn	20
<i>Erasmus Schöfer:</i> Die Bürger von Weiler	23
<i>Kurt Becker:</i> Endstation	25
<i>Gero Reimann:</i> Die Geschichte von Hermann Kalinski	31
<i>Matthias Biskupek:</i> Drei mögliche Gespräche . . .	35
<i>Werner Dürrson:</i> Randerscheinungen	39
<i>Katrine von Hutten:</i> Auf und davon	44
<i>Sabine Stange:</i> wunschtraum	45
<i>Uwe Gardein:</i> vater aller dinge	
<i>Peter Schütt:</i> Musterung	46
<i>Bernhard Speh:</i> Kostendämpfung	
<i>Hans C. Schneider:</i> Vergewaltigte Vergangenheit	
<i>Artur Troppmann:</i> Größer als Kirchtürme	47
Arbeitstherapie	
<i>Ute Horstmann:</i> Fortschritt	
<i>Rüdiger Hillgärtner:</i> Lebensform und literarische Form	48
<i>W. R. Wilms:</i> Kultur ist, wie der Mensch lebt und arbeitet	56
<i>W. F. Haug:</i> Anmerkungen zum Verhältnis von Kultur u. Politik	62
<i>Peter Scherer:</i> Gewerkschaften und Kultur	65
<i>Oswald Todtlenberg:</i> Kulturarbeit und Kulturpolitik des DGB	71
<i>Heinrich Peuckmann:</i> Von Tauben und Taubensuppe	80
<i>Barbara Rohr:</i> Literaturunterricht bei Arbeiterkindern	86
<i>Kaspar Maase:</i> Arbeit – Alltag – Kultur	91
<i>Frigga Haug:</i> Wessen Kultur im Arbeitsprozeß?	101
<i>Diskussion:</i> Peter Weiss' „Die Ästhetik des Widerstands“: Wolfgang Fritz Haug – Dieter Nix	107
<i>Dieter Schiller:</i> Umbrüche im Schaffen J. R. Bechers	116
<i>Helmut Müssener:</i> Becher und Dwinger	125
<i>Oskar Neumann:</i> Der Bankier reitet übers Schlachtfeld	134
<i>Richard Albrecht:</i> Exil im Roman	138
<i>Wolf Scheller:</i> Der Traum von der Elite	147
<i>Ruth und Edmund Frow:</i> Commonword	155
ANMERKUNGEN	159

Demokratische Kulturarbeit – der schwerfällige Begriff lädt so recht ein zum Abwinken. Mit dem flüssig-spaßigen „Journal des Luxus und der Moden“ von *Transatlantik* läßt sich da wirklich kaum konkurrieren. Wir wollen nun, nach den verwinkelten Debatten um den Kulturbegriff, nicht noch einen Grabenkrieg um das wissenschaftliche, alltägliche, subjektiv empfundene und objektiv gültige Bedeutungsfeld von „Arbeit“ anzetteln. Wichtiger scheint, was wir im vergangenen Jahrzehnt gelernt haben: Demokratisierung der Kultur, Einbeziehung gerade der arbeitenden Mehrheit in diesen Prozeß, aktiv und passiv, ist nicht zu haben als „Geschenk der Geschichte“, schon gar nicht als Erfüllung eines schönen Versprechens (Willy Brandt vor dem Stuttgarter VS-Kongreß – wie lange ist das her?), sondern hat durchaus zu tun mit *Arbeit*, zielgerichteter und langfristiger Tätigkeit – wir werden nicht darum herumkommen. Und obwohl wir immer noch meinen, daß eine solche Unternehmung auch Spaß bringt, wissen wir heute schon etwas genauer, daß bloße Kreativitätsmache bloß wieder Entfremdung hervorbringt. Schon leichter durchschauen wir demagogische Tricks wie etwa „die arbeitende Bevölkerung braucht keine hochsubventionierten Opernhäuser, sondern gute Kindergärten“; mancherorts wird auch schon erkannt, daß der Widerstand gegen die Kürzungspolitik auf allen Gebieten der Kultur zusammengehen muß mit dem gewerkschaftlichen Kampf um die Verteidigung der materiellen Lebensbasis der Arbeiterden, insbesondere mit dem Kampf um eine menschenwürdige Lebensperspektive für die Arbeiterjugend. Die Einheit der Ziele einer demokratischen Kulturentwicklung bewußt zu machen, dazu hat der Widerstand gegen die endgültige Ruinierung der Städte und Landschaften ebenso beigetragen wie in jüngster Zeit das lebenszugewandte Engagement der Friedensbewegung.

Ein bemerkenswerter Fall in dieser Entwicklung scheint uns die vom *kürbis-kern* mitgetragene Tagung, die im November vergangenen Jahres in der Heidelberger PH stattfand und von der wir in diesem Heft wichtige Beiträge dokumentieren. Bemerkenswert, wer sich hier zusammengefunden hatte: Kulturarbeiter unterschiedlichster Wirkungsbereiche, Wissenschaftler und Vertreter der organisierten Arbeiterbewegung. Die Beiträge der Kulturverantwortlichen beim Bundesvorstand des DGB, Oswald Todtlenberg, und beim Hauptvorstand der IG Metall, Peter Scherer, sind in diesem Heft nachzulesen – und wir möchten wünschen, daß die Aufforderung, an der praktischen Gestaltung der „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ mitzuwirken, von möglichst vielen unserer Leser aufgegriffen wird.

Kennzeichnend für die Heidelberger Tagung war die Breite der Themen (hierzu der Bericht von Wolf Rüdiger Wilms, der das Ganze ins Werk gesetzt hat); angesichts dieser Offenheit fiel es uns leicht, das Generalthema der Tagung in diesem Heft durch theoretisch parallele, historisch oder international ergänzende Beiträge weiterzuführen.

Wir haben die Beiträge danach ausgewählt, wie sehr sie die Diskussion anregen, auch Widerspruch hervorrufen, so zum Beispiel die Auseinandersetzung mit der Romantrilogie von Peter Weiss „Die Ästhetik des Widerstands“. Herausgefördert sehen wir uns bei Wolfgang Haugs Diskussionsbeiträgen

durch so manche apodiktische Feststellung, der im Einzelnen genauer nachzugehen wäre, als wir es hier können. Die Differenz zwischen dem von Marx und Engels vorwiegend vertretenen Ideologiebegriff („falsches Bewußtsein“), für dessen ausschließliche Verwendung Haug plädiert, und dem erweiterten, historisierten Begriff (klassenmäßig geprägtes System von Anschauungen, Ideen, Werten), der heute in der marxistischen Literatur weithin üblich ist und sich auch schon in Engels' Feuerbach-Schrift beispielsweise abzeichnet, zählen wir zu den strittigen, uns aber im Moment nicht gerade auf den Nägeln brennenden Fragen. Immerhin folgt aus diesem unterschiedlichen Begriff von Ideologie ein unterschiedliches Abgrenzen, ein unterschiedliches Verhältnis von Ideologischem und Kulturellem.

Als eine aktuelle Frage sehen wir die von Haug herausgestellte Besonderheit des Kulturellen. Daß diese Besonderheit besteht, ist Grundlage unserer Arbeit, raison d'être auch dieses Blatts. Nur – worin besteht das Besondere? Es geht nicht um eine Rückkehr zur Illusion von der Autonomie „des“ Künstlers, die nun wirklich bürgerliche Ideologie ist. Gerade diese zerstöreich den Künstler vereinsamende Illusion überwand Peter Weiss in den 60er Jahren, und der Ausgangspunkt für die ganze „Ästhetik“ liegt gerade in der vollzogenen Parteinahme für den Sozialismus, in der Frage des Mithandelns mit den verändernden, zum Sozialismus beitragenden Kräften in der heutigen Welt. Unter dieser Voraussetzung wird in den drei Bänden der ganze riesige, Horizonte aufbrechende und höllenstürzende Prozeß einer erneuten, bewußten Einordnung des Ich in die nationale und Klassengeschichte geführt. Der Anspruch des Mithandelns wäre auch zu bedenken, wenn man zum Verhältnis von Politischem und Kulturellem das Diktum setzt, kein „Funktionär“ habe ins Künstlerische „dreinzureden“. Wer will denn so platt politische Tätigkeit mit künstlerischer Praxis gleichsetzen? Man schreibt keinen Roman in der gleichen Haltung, in der man morgens um sechs, frierend bei 10 Grad minus, vor BMW Flugblätter verteilt. Aber die 20jährige Kollegin, die in diesem Betrieb zum ersten Mal in der Betriebsversammlung vorgeht und redet und weiß, daß sie auch den Betriebsrat gegen sich hat, wenn sie die Geschäftsleitung angreift, braucht schon eine Menge mehr aktives Einverständnis, selbständige Ausdrucks Kraft als der Verteiler vor dem Tor. Beides, die zähneknirschende Disziplin des Verteilers wie die eigne Rede der Kollegin, meint wohl Lenin auch, wenn er von der demokratischen Kultur spricht, die sich bei den Arbeitern des hochorganisierten Kapitalismus herausbilde. Und doch ist auch die Rede nicht mit künstlerischer Praxis gleichzusetzen. Dennoch wollen wir festhalten, auch die Arbeit des Künstlers vollzieht sich nicht losgelöst von allem Auftrag, weder ökonomisch noch im Sinne eines Auftrags der Klasse, der er sich zugehörig fühlt, und vielleicht auch der Partei, der er angehört und an deren Beschlüssen er verantwortlich mitarbeitet. Wie kann man also das Problem weiterbehandeln, damit man einer Antwort näherkommt und sich nicht auf ein schweigendes Mißtrauen, die eingefressene Angst, vom Moloch Organisation geschluckt zu werden, zurückziehen muß? Selbst wenn alle Beteiligten – auch die „Funktionäre“ – die Besonderheit des Kulturellen anerkennen und in ihrer Praxis davon ausgehen wollen, bleibt immer noch die Frage, wie denn eine gemeinsame Praxis aussehen, wo und wie der Dialog über

die Entwicklung einer demokratischen Kultur beginnen könne. Peter Scherer und Oswald Todtenberg berichten über Diskussion und Beschußfassung des DGB-Kongresses zum Punkt „Freiheit der Kunst“. Vielleicht ist aus dieser wirklichkeitsnahen Behandlung der Frage und dem Verzicht auf die Leerformel auch für unsere Frage der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Künstlers etwas zu lernen.

Peter Weiss selbst hat etwa beim Trotzki-Stück, das ihm die beschriebene verletzende Behandlung am Grenzübergang Friedrichstraße einbrachte, eine von Haug unerwähnte Konsequenz aus dem Dialog (dem „Dreinreden“?) mit Gesprächspartnern aus der kommunistischen Bewegung gezogen: er hat wegen wissenschaftlich nicht haltbarer Positionen in dem Stück weitere Aufführungen untersagt, hat seine Einsicht aus dem Gespräch sogar über seine Verletztheit gestellt. Die Orientierung auf den möglichen Dialog, der alle Beteiligten weiterbringt, scheint uns bewundernswert.

Zum Problem einer am Interesse der arbeitenden Menschen orientierten Kulturentwicklung gehört auch die Frage nach deren „nationalem Charakter“. Schriftsteller, die in der Weimarer Zeit ihre Arbeit an eben diesem Ziel ausrichteten, also etwa Brecht, Becher, Bredel, Marchwitza, Anna Seghers, Weinert oder Wolf, verstanden ihre Bücher als Teil der „nationalen Kultur“. Ihr Werk ist nun, von den Herrschenden unterschiedlich geliebt, Bestandteil der unterschiedlichen nationalen Kulturen in BRD und DDR. Für die kulturelle Entwicklung beider Staaten gilt sicherlich, daß die Klassensolidarität zwischen dem schreibenden Arbeiter an der Ruhr und der Saale, die Kollegialität der Berufsschriftsteller hier wie dort höchst wünschenswert sind. Aber das konstituiert nicht – wie bei Peter Scherer zu verstehen – eine Kultur von „Deutschland als Ganzem“. Und wenn Martin Walser noch so sehr alles mögliche Deutsche in seinem Gemüt vereint – vom hallenden Namen Leipzig bis neuerdings hin zu Schlageter –, ist das mißbrauchbar und zum Teil auch schon brauchbar für jede antisozialistische, jede friedensgefährdende Politik in diesem Land. Andererseits, wenn Gollwitzer elementare gemeinsame deutsche Interessen und ihre Bedrohung durch die US-Politik feststellt, dann kontrastiert die Zeit mit „Ein Volk, ein Reich, ein Frieden“. Als Bernt Engelmann bei der „Berliner Begegnung zur Friedensförderung“ die Sache mit den nationalen Interessen vor der internationalen Öffentlichkeit zurechtrückte, wurde er umgehend von der FAZ als Verzichtspolitiker „entlarvt“. Engelmann begründete die Initiative der Autorenverbände von BRD und DDR für den Appell der Schriftsteller Europas, „nicht zuletzt wegen der von uns so empfundenen besonderen Verantwortung der Deutschen, sich nach zwei von Deutschland ausgegangenen Weltkriegen endlich einmal nicht für Gewalt und Zerstörung, sondern über alles sie sonst Tennende hinweg gemeinsam für die Erhaltung des Friedens einzusetzen“. Er empfahl, sich endgültig zu trennen von allem, was auf den Wunsch nach Wiederherstellung eines deutschen Nationalstaates hinauslaufen könnte. „Was wir uns zum ersten Ziel nehmen sollten, ist die Festordnung aller gegenwärtigen Grenzen in Europa und die allseitige Garantie ihrer Unverletzlichkeit. Beides sind Voraussetzungen für das Hauptziel: eine wirkliche Null-Lösung, keine Reagansche.“

München, Februar 1982

Redaktion *kürbiskern*

Sinasi Dikmen Warum feiert Ahmet?

Ahmet feiert, Ahmet gibt ein Fest, Ahmet veranstaltet eine Fete. Zwei Wochen lang, solange ich krank war, wurde unter den Türken über nichts anderes gesprochen. Es war egal, ob ich zum Bahnhof ging oder mit meiner Familie zu Besuch, ob ich in die türkische Kneipe ging oder in das türkische Geschäft, überall hörte ich davon; ob ich wußte, warum Ahmet feiert? Ob ich auch hinginge, und wenn, dann wann? Niemand wußte, weshalb und wann und wo. Außer mir war es allen bekannt, daß Ahmet, dessen bester Freund ich bin, eine Fete veranstalten will.

Als ich mit meiner Familie bei einem Bekannten zu Besuch war, fingen die Kinder plötzlich ein merkwürdiges Spiel an. Eins von den Kindern war Ahmet, die anderen seine Gäste. Ahmet gab jedem ein leeres Glas und zeigte auf das Leitungswasser: „Sie können davon trinken, so viel Sie wollen. Sie sind mein Gast. Sind Sie zu meinem Fest mit Ihrem Auto gekommen, dann müssen Sie darauf acht geben, daß Sie sich nicht besaufen.“ Darüber haben sich die Kinder totgelacht.

Bevor Ahmets Fest überhaupt stattgefunden hatte, wurden schon Witze erzählt. Ahmet hätte seine Gäste freundlich gebeten, Platz zu nehmen. Die Gäste hätten sich dumm und dusslig angeschaut und gesagt: „Wir sehen aber hier weder Tische noch Stühle.“ Daraufhin Ahmet: „Sie können ja, meine Herren, so tun, als ob.“ Ein anderer Witz: Ahmet hätte von jedem Eingeladenen Eintrittsgeld verlangt. Für Kinder wäre 50 % Ermäßigung möglich gewesen, dafür hätten sie aber auch nur eine halbe Portion Essen bekommen.

Zum Feiern hat ein stinknormaler Türke in Deutschland viele Gründe, abgesehen von seinen nationalen und religiösen Feiertagen. Einen Anlaß, wenn er seine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung verlängert hat, oder wenn er in Deutschland eine Wohnung gefunden hat, oder wenn er mal Mut gefaßt hat, seinen deutschen Kollegen zu kritisieren, ja gar über ihn zu schimpfen, oder wenn ihn sein deutscher Nachbar angelächelt hat. So viel ich aber weiß, hat mein Freund Ahmet nie gefeiert. „Solche Tage kosten nur Geld,“ hat er immer gesagt. Sein Name taugt nicht zum Feiern. Ich weiß nicht, ob es auf der Welt noch einen anderen Namen gibt, der seinem Träger so paßt. Er heißt nämlich Ahmet Kismik, ins Deutsche übersetzt: Ahmet der Geizige.

Ich habe ihn vor zehn Jahren beim Ausländeramt kennengelernt. Er hatte keinen Kuli, um den Antrag auszufüllen, deshalb habe ich ihm einen gegeben. Wie ich später herausbekommen habe, hatte er in seinem Leben nie einen Kuli oder einen Bleistift gehabt, denn sie kosten Geld. Er hat Zwillinge, die in der Schule mit einem Kuli auskommen müssen. Falls ein deutscher Lehrer oder eine Lehrerin den Kindern aus Barmherzigkeit einen zusätzlichen Kuli geben sollte, wird er den Kindern zu Hause wieder abgenommen.

Ahmet besucht mich öfter, aber mit einer winzigen Bedingung, ich muß ihn und seine Familie abholen und nach dem Besuch wieder heimfahren. Er hat zwar schon ein Auto. Aber dieses Auto ist nur für den Urlaub. Nach der Heimfahrt wird das Auto beim Finanzamt und bei der Versicherung abgemeldet, damit Ahmet nicht umsonst Steuern und Beiträge zahlt. Er hat mir erzählt, daß er von

Ulm bis nach Samsun, das sind ca. 3 000 km, nur 70 DM für Benzin ausgegeben hat. Wie er das geschafft hat, hat er mir nicht verraten. Bei jeder Rückfahrt nimmt er säckeweise Auberginen, Melonen, Kürbisse, Paprika und Bohnen in seinem Ford-Transit nach Deutschland mit. Einmal hat er auch Butter mitgenommen. Die Butter ist unterwegs in der Hitze geschmolzen. Darauf ist Ahmet eine Woche krank geworden.

Als ich Ahmet einmal abholen wollte, war er nicht daheim. Seine Frau erzählte mir, daß Ahmet heute trotz unserer Verabredung keine Lust hätte, uns zu besuchen, weil sie ihn mit ihrer verschwenderischen Art gekränkt hat. Ahmet hatte für die ganze Familie ein Glas Marmelade gekauft und dieses Glas jeden Tag auf den Tisch gestellt. Die Zwillinge, er und auch sie durften mit dem Brot dieses wunderschöne, volle, leckere Glas berühren. Als Ahmet vor drei Tagen unerwartet nach Hause zurückkam, hat er die Zwillinge beim Frühstück erwischt, wie sie gierig das Marmeladenglas berührten, als ob sie so etwas noch nie in ihrem Leben berührt hätten. Ahmet hat das Glas weggenommen und die Zwillinge angeschrien, ob sie denn nicht ein paar Tage ohne Marmelade frühstückt könnten.

Wenn mein Freund Ahmet gezwungen wird, egal von wem, irgendwas über zwanzig Mark zu kaufen, so kriegt er Verstopfung. Dann hat er eine Woche Schwierigkeiten. Nach medizinischen Untersuchungen wurde festgestellt, daß Ahmet nur eine Niere und einen Hoden hat. Oh Gott, welche Mühe es mich gekostet hat, ihn zu überzeugen, daß er operiert werden muß, als er Blinddarmentzündung hatte. Nicht etwa, daß er aus Angst vor der Operation in seine Hose gemacht hätte, sondern er konnte nicht einsehen, daß dieses entzündete Darmstück einfach weggeschmissen wird. Er wollte solange nicht, bis ihm seine Frau mit der Scheidung gedroht hat, wenn er nicht jetzt, sofort und auf der Stelle die Einverständniserklärung unterschreibt.

So ein Mensch wollte ein Fest geben. Da ich über ihn alles wußte, glaubte ich den Gerüchten nicht. Daß Ahmet eine Fete veranstaltet, wäre für uns genauso unvorstellbar, als wenn ein Türke zum Oberbürgermeister dieser Stadt gewählt werden würde.

Mit diesem Glauben ging ich gestern wieder in den Betrieb. Ahmet kam zu mir und sagte, er will ein Fest geben, so ein Fest, das noch nie von einem Türken gegeben worden ist. Ich fragte ihn, ob er krank ist? Nein, er sei nicht krank. Ich fragte ihn, ob er wirklich Ahmet ist, den ich kenne. Er sagte, er sei Ahmet, den ich kenne. Ich fragte ihn, ob er ganz, aber gaaanz normal ist. Er sagte, er sei noch nie so normal gewesen wie heute. Ich fragte ihn, warum er zum Teufel eine Fete veranstalten will? Er sagte mir ganz grob, ich solle bitte schön hinkommen, er würde den Grund am Festort bekanntgeben.

Er hat in dem Dorf, in dem er wohnt, einen Raum gemietet. Wir waren fünfzig Mann. Als wir alle beisammen waren, kam auch noch eine Frau. Ahmet stellte sie uns vor, sie hieß Frau Haller. Sie war weder hübsch noch jung. Warum Ahmet sie eingeladen hat, war mir nicht klar. Sie konnte nicht Ahmets Geliebte sein, da die Geliebten teurer sind als eigene Ehefrauen. Ihrem Verhalten nach war sie nervös. Entweder kloppte sie mit den Fingern auf dem Tisch, oder auf ihrem Oberschenkel. Sie war zum ersten Mal fremd in ihrem eigenen Land.

Ich saß zwischen Ahmet und der deutschen Frau, als Dolmetscher, versteht sich. Auf unser Drängen mußte Ahmet eine Rede halten. Am Anfang war er verlegen, schüchtern, mal stotterte er, mal vergaß er, was er sagen wollte, aber dann sprach er frei und flüssig wie ein türkischer Politiker, der zehn Jahre lang immer das Gleiche sagt.

„Jeder von euch, meine lieben Freunde, hat mich mindestens zehnmal gefragt, warum ein Mensch, ein Geiziger wie ich, plötzlich ein Fest geben will. Ich bin ein Geiziger, das ist wahr. Das ist genauso, wie ich schwarze Augen habe. Ich kann nichts dafür. Trotz meiner extremen Sparsamkeit möchte ich mal meine persönliche Grenze überschreiten und meinen Freunden ein Fest geben, weil mir vor kurzer Zeit etwas Wichtiges passiert ist.“

Was Ahmet sagte, übersetzte ich der deutschen Frau.

„Ich bin seit zehn Jahren in Deutschland,“ fuhr Ahmet fort. „In diesen zehn Jahren wurde ich als guter Gastarbeiter behandelt. Wenn ich mal irrtümlicherweise gesagt habe, Leute ich habe Durst, haben mir die Deutschen erklärt, also, du, du bist Gastarbeiter, du darfst in diesem Moment keinen Durst haben. Habe ich mal Hunger gehabt, so haben sie mir gesagt, Junge, du bist Mohammedaner, du fastest ja den ganzen Monat, jetzt darfst du auch fasten, wir werden sagen, wann du Hunger haben sollst. Bin ich mal lustig gewesen und habe laut gelacht, haben sich die Deutschen gleich über mich beschwert, ich sei schließlich ein Türke, nur ein Türke kann so laut lachen. Ich bin mal traurig gewesen, die Deutschen haben behauptet, wir Türken seien sehr sensibel. Also, über die Behandlung als Gastarbeiter kann ich mich nicht beklagen. Nach der Meinung der Deutschen ist ein Gastarbeiter weder ein Floh noch eine Laus, weder ein Baum noch eine Blume, weder ein Mensch noch ein Tier. Ein Gastarbeiter ist ein Gastarbeiter, mehr nicht.“

Keiner von uns hat vorher gewußt, daß Ahmet, ein Geiziger, sich über solch heikle Dinge den Kopf zerbrochen hatte. Einen Menschen kann man nie ganz kennenlernen. Auch dann nicht, wenn man mit ihm zehn Jahre lang unter den Deutschen zusammengearbeitet hat.

Ahmet leckte seine getrockneten Lippen und fuhr fort:

„Aber diese Dame, die auf meiner linken Seite sitzt, hat als erste in Deutschland erkannt, daß in uns, bzw. in meinen Kindern ein Lebewesen steckt. Ich wünsche euch allen, meine Freunde, daß auch ihr eines schönen Tages so eine Nachbarin bekommt. Ich wohne seit sechs Jahren mit dieser netten Dame auf dem gleichen Stock zusammen. Diese Dame habe ich euch vorher vorgestellt. Frau Haller liebt die Tiere aller Arten. Ihre besondere Liebe gilt den Hunden. Ich habe Zwillinge, einige von euch kennen schon meine Kinder. Frau Haller hat Drillinge, drei süße Hunde, sie heißen Schnupfi, Schnucki, Schlumpi. Sie sind die süßesten, aufgeschlossensten Hunde, die ich je gesehen habe. Die Hunde und wir haben mehr Kontakte, als wir mit Frau Haller haben. Ob die Hunde in uns ihre Geschlechtsgenossen erkannt haben? . . . Wenn ich Frau Haller mal ‚Guten Tag‘ gesagt habe, hatte sie keine Zeit, dies zu erwidern, was ich ganz und gar verstehe, weil sie drei temperamentvolle Hunde hat, die jeden Tag ein paarmal Gassi geführt werden müssen, die gefüttert werden müssen, die zum Friseur gebracht werden müssen. Wenn ihr, meine Freunde, mal Schnucki mit Lockenwicklern gesehen hättest, dann hättest ihr ihn genauso

lieb.“

Als ich Frau Haller das übersetzte, strahlte sie. „Das ist wahr“ sagte sie, „Schnucki ist der bravste und allerliebste.“

„Ich und Frau Haller haben uns nie im richtigen Moment getroffen. Das ist aber unser gemeinsames Pech,“ sagte Ahmet.

„Ahmet, mache es bitte nicht so spannend, den Grund der Feier hast du uns noch nicht verraten.“ schrie ein ungeduldiger Gast.

„Wenn ich anfange, über die Hunde von Frau Haller zu reden, vergesse ich immer die anderen Dinge, ihr entschuldigt mich bitte. An einem Nachmittag vor drei Wochen haben meine Zwillinge die Haustür offengelassen, nicht mit Absicht, aber sie haben sie offengelassen. Frau Hallers Schnupfi, das ist der Schwarze, hat einfach erst die Wohnung, dann das Haus verlassen. Nach fünfminütiger, qualvoller Suche hat sie ihn gefunden. Obwohl sie psychisch und physisch fix und fertig war, hat sie meinen Kindern diese Komplimente gemacht: ‚Ihr türkischen Hunde, ihr‘.“

Während ich alles Frau Haller übersetzte, sprangen alle Türken auf, fingen voller Freude an zu tanzen und zu schreien: „Das ist ja prima, das ist ja prima, toll, toll, toll.“ Ahmet hat sie unterbrochen und ihnen gesagt:

„Das ist mein Fest, meine lieben Freunde. Wenn es hier jemanden gibt, der vor Freude verrückt werden könnte, das wäre ich. Zwar finde ich eure Beteiligung an meiner Freude sehr nett, aber das darf nicht über das Maß hinaus. Ich wollte das erste Mal in meinem Leben ein Fest geben, das will ich aber genießen.“ Nach einer Pause, nachdem die aufgeregten Türken sich beruhigt und wieder hingesetzt hatten, fuhr Ahmet fort:

„Diese wunderschöne Feststellung, daß meine Kinder türkische Hunde sind, hat mich sehr erfreut, denn bisher waren meine Kinder nur Gastarbeiterkinder. Ich hatte inzwischen beinahe vergessen, daß wir auch Lebewesen sind. Diese herrliche Feststellung hat mich wieder zu diesem Lebewesenseinsgefühl zurückgebracht. Ich bedanke mich dafür herzlich bei Frau Haller. Meine einzige Sorge ist jetzt nur, wie ich mich benehmen soll, wenn Frau Haller mich wie ihren Schnucki auf den Schoß nimmt.“ Ahmet beugte sich dann hin und küßte Frau Haller auf die rechte Backe. Frau Haller wußte von nichts, bis ich ihr alles übersetzte. Dieser Backenkuß war ihr nicht recht. Sie machte den Mund auf, doch sagte sie nichts. Dann standen alle Türken nacheinander auf, kamen zu Frau Haller, beugten sich hin, berührten vor den Lippen ihren Handrücken, hoben die Hand auf ihre Stirnhöhe, legten den Handrücken für kurze Zeit auf ihre Stirn und legten die Hand wieder respektvoll auf den Tisch. Nachdem der letzte Türke die Hand geküßt hatte, sprach Ahmet:

„Meine lieben Brüder und Freunde, diese Höherstufung muß gefeiert werden. Es kostet mich, was es wolle. Ich trinke auf das Wohl aller Hunde der Welt, besonders auf das Wohl der Hunde in Deutschland. Dreimal hoch, es leben die Hunde, es leben die Hunde, es leben die Hunde.“

Mensch, das war ein tolles Fest.

Siegfried Grundmann Beckmanns dritte Brille

1

Wer war Beckmann?

Für die BRD gehört die Heimkehrerfigur Beckmann zu den „bewältigten“ Problemen. Es werden ohnehin nur noch wenige sein, die sich an den guten Jungen erinnern, der nicht so recht damit fertig werden konnte, daß er während des Rußlandfeldzugs die Verantwortung für ein Stoßtruppunternehmen hatte, bei dem elf Mann seines Kommandos fielen. Er hatte, wie man so sagt, einen Knax weg (psychiatrische Behandlung für Spätheimkehrer gab es noch nicht), wurde schier wahnsinnig über seinen Problemen, war mit Gott und der Welt zerfallen, stellte Fragen, auf die es keine Antworten gab, und suchte in seiner Verzweiflung den Tod in der Elbe, ohne ihn zu finden. Sensibel und weich war er, nicht sehr lebenstüchtig, wie es schien, und deshalb ohne große Chance im harten Existenzkampf nach dem Krieg, es sei denn als billige und willige Arbeitskraft.

Erinnern wir uns: Beckmann ist eines Abends im dunklen Nachkriegsjahr 1946 in die Wohnung seines ehemaligen Obersten eingedrungen wie ein hartnäckiger Vertreter, zur unpassenden Zeit. Der Oberst saß mit seiner Familie beim Abendessen. Beckmann wünschte ihm zwar einen guten Appetit, konnte aber dadurch das Ungehörliche seines Verhaltens nicht völlig auslöschen. Der Oberst machte ihn denn auch diskret darauf aufmerksam, daß er beim Abendessen störe: „Ist Ihre Angelegenheit so wichtig?“

Was Beckmann vorbrachte, hörte sich etwas verworren an, zum Beispiel, daß er nicht wisse, ob er sich ersäufen oder am Leben bleiben solle, daß er am Tage etwas essen und nachts wieder schlafen wolle – „weiter nichts . . .“

Beckmann war schon tage- und nächtelang verzweifelt durch die Straßen der zerstörten Stadt geirrt, ohne einen Halt zu finden. Er solle nicht so unmännliches Zeug reden, meinte der Oberst, „waren doch Soldat, wie?“

Beckmann: „Nein, Herr Oberst.“

Der Oberst: „Aber Sie haben doch eine Uniform an.“

Beckmann: „Ja, sechs Jahre. Aber ich dachte immer, wenn ich zehn Jahre lang die Uniform eines Briefträgers anhabe, deswegen bin ich noch lange kein Briefträger.“

Der Oberst, überrumpelt, schluckte auch Anzüglichkeiten wie diese: „Wir essen uns schön satt, Herr Oberst, richtig satt, Herr Oberst. Wir ziehen uns ein neues Hemd an und einen Anzug mit Knöpfen und ohne Löcher. Und dann machen wir den Ofen an, Herr Oberst, und setzen den Teekessel auf für einen kleinen Grog. Und dann ziehen wir die Jalousien runter und lassen uns in einen Sessel fallen, denn einen Sessel haben wir ja. Wir riechen das feine Parfüm unserer Gattin und kein Blut, nicht wahr, Herr Oberst, kein Blut, und wir freuen uns auf das saubere Bett, das wir haben, wir beide, Herr Oberst, das im Schlafzimmer schon auf uns wartet, weich, weiß und warm. Und dann halten wir die Wahrheit hoch, Herr Oberst, unsere gute deutsche Wahrheit.“

Der Oberst hatte stark den Eindruck, daß Beckmann einer von denen war, denen das bißchen Krieg die Begriffe und den Verstand verwirrt hat: „Sie sind

zu leise. Mal ehrlich, einer von denen, die ein bißchen müde sind, ein bißchen weich, wie?“

Und zu seinen Angehörigen, die sich vor Beckmann fürchteten, ihn aber auch für arrogant hielten, sagte er: „Laßt mich nur machen, Kinder, ich kenne diese Typen von der Truppe, müssen ein bißchen hart angefaßt werden, das ist alles.“ Und nun setzte er sich in Positur und war ganz Ohr für das, was Beckmann vorzubringen hatte.

Beckmann schilderte seine Alpträume, zum Beispiel von dem Mann, der auf einem Riesenxylophon mit Menschenknochen spielt und Blut schwitzt, dampfendes dunkles Blut, das ihm in zwei breiten roten Streifen an der Hose runterläuft, so daß er von weitem aussieht wie ein General, ein fetter blutiger General! Der Knochengeneral trommelt mit seinen Prothesen einen Marsch: Preußens Gloria oder den Badenweiler. Aber meistens spielt er den Einzug der Gladiatoren oder die Alten Kameraden. Und zu diesen Märschen erheben sich die Gefallenen aus ihren Massengräbern, ihr blutiges Gestöhn stinkt bis an den weißen Mond (der Mond sei doch gelb, nicht weiß, sagt die Tochter des Oberst und schließt daraus, daß Beckmann verrückt ist) und davon sind die Nächte so bitter wie Katzengeleiße . . .

Mit diesen teils ordinären, teils makabren Ausdrücken fuhr er fort: „Schwarzgefroren, grün, verwest, einäugig, zahnlos, einarmig, beinlos, mit zerfetzten Gedärmen, ohne Schädeldecken, ohne Hände, durchlöchert, stinkend, blind, eine furchtbare Flut, Millionen hohlrinsender Skelette . . .“

Und das also bei gedecktem Tisch, kurz vor dem Abendessen, wirklich nicht sehr geschmackvoll.

Natürlich hielt die Familie des Obersten Beckmann nicht nur wegen des weißen Mondes für verrückt. Mit seiner Gasmaskenbrille sah er ohnehin aus wie ein Gespenst, es schauderte sie. Er solle wenigstens die Brille abnehmen. Der Oberst erläuterte sachlich: „Das ist eine sogenannte Gasmaskenbrille. Wurde bei der Wehrmacht 1934 als Brille unter der Gasmaske für augenbehinderte Soldaten eingeführt. Warum werfen Sie den Zimt nicht weg? Der Krieg ist aus.“

Aber für Beckmann war der Krieg noch nicht aus. Er tobte nachts in seinen Alpträumen weiter, ließ sein Gewissen nicht zur Ruhe kommen: „Und deswegen komme ich zu Ihnen, weil ich schlafen will, endlich mal wieder schlafen.“

Was er denn nun eigentlich von ihm wolle.

Beckmann: „Ich bringe sie Ihnen zurück.“

Oberst: „Wen?“

Beckmann: „Die Verantwortung. Ich bringe Ihnen die Verantwortung zurück. Haben Sie das ganz vergessen, Herr Oberst? Den 14. Februar. Bei Gorodok. Es waren 42 Grad Kälte. Da kamen Sie doch in unsere Stellung, Herr Oberst, und sagten: Unteroffizier Beckmann, ich übergebe Ihnen die Verantwortung für die zwanzig Mann. Sie erkunden den Wald östlich Gorodok . . .“

„Aber mein lieber Beckmann, so war es doch nicht gemeint.“ Für Beckmann war es so gemeint: „Man kann doch Menschen nicht für ein leeres Wort sterben lassen. Irgendwo müssen wir doch hin mit unserer Verantwortung. Die Toten – antworten nicht. Gott – antwortet nicht. Aber die Lebenden, die fragen jede

Nacht, Herr Oberst . . . Wo ist mein Verlobter, wo ist mein Sohn, Unteroffizier Beckmann? Bei mir sind es nur elf, wieviel sind es bei Ihnen, Herr Oberst? Tausend? Zweitausend? Schlafen Sie gut, Herr Oberst, dann macht es Ihnen doch nichts aus, wenn ich zu den zweitausend noch die Verantwortung für meine elf dazugebe. Dann kann ich wohl nun in aller Seelenruhe pennen. Seelenruhe, das war es ja, Seelenruhe, Herr Oberst.“

Der Oberst schnappte nach Luft, hatte sich aber rasch wieder gefangen und lachte sich schließlich alle Verlegenheit von der Seele:

„Mein Lieber, mein Lieber, ich glaube beinahe, Sie sind ein kleiner Schelm, wie? Hab ich recht? Na, sehen Sie. Sie sind ein Schelm, was? Köstlich, dieser abgründige Humor. Wissen Sie, mit dem Zeug, mit dieser Nummer können Sie auf eine Bühne. So auf die Bühne. Diese blödsinnige Brille. Diese ulkige versaute Frisur. Sie müßten das Ganze mit Musik bringen. Mein Gott, dieser köstliche Traum. Nein, mein Lieber, Sie müssen so auf die Bühne. Die Menschheit lacht sich ja kaputt.“

Er fand, daß er Beckmann für den reizenden Abend eine Gegenleistung wert war: „Wissen Sie was? Gehen Sie runter zu meinem Chef, nehmen Sie sich warmes Wasser, waschen Sie sich . . . machen Sie sich menschlich. Und dann lassen Sie sich vom Chauffeur einen meiner alten Anzüge geben. Ja, das ist mein Ernst! Schmeißen Sie Ihre zerrissenen Klamotten weg, ziehen Sie sich einen alten Anzug von mir an, doch, das dürfen Sie ruhig annehmen, und dann werden Sie erst einmal wieder Mensch, mein lieber Junge! Werden Sie erst mal wieder ein Mensch!!!“

Das war zuviel für Beckmann. Er wachte aus seiner Apathie auf: „Ein Mensch? Werden? Ich soll erst mal wieder ein Mensch werden? Ja, was seid Ihr denn? Menschen? Menschen? Wie? Was? Ja? Seid ihr Menschen? Ja?!“

Beckmann hat um sich geschlagen. Eine Lampe ist umgefallen. Es ist finster geworden. Im Durcheinander ist er davongestürzt, mit der Rumflasche und einem halben Brot unterm Arm.

Erleichtert stellte der Oberst danach fest, daß nicht noch mehr verschwunden ist, denn in „diesen Kreisen“ ist ja alles möglich.

Beckmann probierte es noch beim Kabarett.

Aber da kam er nicht an.

Denn „mit der Wahrheit hat die Kunst doch nichts zu tun“, klärte ihn der Direktor auf. „Mit der Wahrheit kommen Sie nicht weit. Damit machen Sie sich nur unbeliebt. Wo kämen wir hin, wenn alle Leute plötzlich die Wahrheit sagen wollten! Wer will denn heute etwas von der Wahrheit wissen, hm?“

Beckmann ging noch einmal hinunter zur Elbe, führte dort wieder seine verzweifelten Gespräche mit seinen Gespenstern, dem Anderen, dem Tod. Und dem Jasager. Fragte auch mal nach dem alten Mann, den sie Gott nannten, doch keiner wußte eine Antwort, keiner.

2

Was machte Beckmann nach der Währungsreform?

Gab es für Beckmann überhaupt noch eine Chance? War er nicht irre geworden an sich und der Welt, also reif für die Klapsmühle oder sonst irgendwie untergegangen, wenn schon nicht in der Elbe, dann in irgendeinem Großstadt-

12

sumpf . . .

War er nicht zum Penner bestimmt, zum Wermutbruder, inzwischen angegraut und halb verschimmelt mit verfilztem Bart unter den Elbebrücken liegend oder im Obdachlosenasyl? Oder er hat sich den Hippies angeschlossen, war schließlich in einer Kommune untergekommen oder auf Rauschgftrip in Indien, Jünger bei einem Guru?

Terrorist? Nein, viel zu weich, zu viele Skrupel. Das wohl nicht. Also, was sonst noch?

Sehr einfach und naheliegend: Beckmann mußte arbeiten wie andere auch. Zwar etwas wirr im Kopf, aber nicht wirr genug. Zwar dem Selbstmord nah, aber noch nicht tot genug. Zwar ohne Antwort auf seine Fragen, aber nicht ohne Hoffnung.

Schließlich hatte er nur noch die alte Wehrmachtsuniform an, nach der Währungsreform das Kopfgeld. Keine Eltern, keine Fabrik. Der Typ für Schwarzmarktgeschäfte und andere Manipulationen war er auch nicht.

Für ihn war nicht nur eine Welt zusammengebrochen, eine alte, um die es nicht schade war, er fühlte auch die Ankunft einer neuen Welt in sich, er war voller Ankunft.

Dafür hatte er noch keine Worte.

Er wußte nur, daß es nicht die Ankunft der alten Spießigkeit sein sollte, der alten Kriegervereine, der Heldengedenke feiern mit den neuen alten Lügen, der neuen alten Kriegsmythen, der neuen alten Vorurteile, der neuen alten Feindklischees, der neuen alten Ängste, dem alten Oben, dem alten Unten – der Restauration.

Er lehnte sich dagegen auf, unlogisch zwar, aber nicht ohne provokatorischen Witz, indem er auch weiterhin seine Gasmaskebrille aufsetzte. Er brauchte sie zunächst auch, konnte gut mit ihr sehen, hatte sich an sie gewöhnt, sie war stabil. Er sagte, ich muß meine Augen vor Zugluft schützen, ich habe empfindliche Augen. Er hat als Hilfsarbeiter gearbeitet, da er außer dem Job, zu töten und Verantwortung dafür zu tragen, keinen Beruf erlernt hatte.

Als Nachtwächter zum Beispiel konnte er die Brille ohne weiteres aufsetzen. Sie paßte sogar zu seinem Job. Die Leute, die ihn beschäftigten, fanden es nützlich, daß er auf seinen nächtlichen Rundgängen aussah wie ein Gespenst. Sowas schreckte ab. Als er Hilfsarbeiter beim Bau war, schützte die Brille seine Augen vor Kalkspritzern und Staub. Die Kollegen tolerierten seine Marotte, auch wenn sie sich manchmal darüber lustig machten. Aber er hielt sowieso nicht lange durch. Seine Gesundheit war labil. Er war oft krank.

Als er Tellerwäscher im Bahnhofsrastaurant war, störte sich auch niemand an seiner seltsamen Brille. Sie schützte auch hier seine empfindlichen Augen. Kollegen wollten von ihm sogar wissen, wo es sowsas zu kaufen gibt.

3

Beckmann erregt Anstoß mit der Gasmaskebrille

Als Fensterputzer war ihm die Brille ebenfalls nützlich. Erst als er Pförtner in einem Elektrowerk geworden war, bekam er Ärger mit seiner Gasmaskebrille. Die Geschäftsleitung nahm Anstoß: „Sowas schockiert ja die Leute. Kunden wie Mitarbeiter haben sich bereits darüber beschwert. Uns wäre es ja

13

egal, aber wir müssen Rücksicht nehmen. Haben Sie denn wirklich keine andere Brille?"

Er ließ es darauf ankommen. Schließlich konnten sie ihn doch nicht wegen seiner Brille entlassen. Sie redeten auf ihn ein wie auf ein Kind, sanft, Verständnis heuchelnd.

Er versuchte sich zu rechtfertigen: „Die Brille ist doch noch in Ordnung, was wollt ihr eigentlich. Ich sehe ausgezeichnet damit. Sie ist stabil, das Material unverwüstlich. Deutsche Wertarbeit. Vorkriegsware. Ich brauche keine neue.“ Die Geschäftsleitung schaltete den Betriebsrat ein. Beckmann argumentierte: „Gibt es irgendeine Vorschrift, welcher Art Brillen oder Brillengestelle sein müssen, gibt es nicht auch die Freiheit der Brillenwahl? Und ist man mit meiner Arbeit unzufrieden? Mache ich meine Arbeit etwa nicht gut? Gibt es Beanstandungen, meine Arbeit betreffend?“

Der Betriebsrat versuchte Beckmann zu beruhigen: „Natürlich machst du deine Arbeit, Kollege, das wissen wir auch, das ist aber gar nicht das Problem. Das Problem ist ganz einfach, du schaust manchmal zum Fürchten aus mit deiner Brille. Neulich bin ich mal spät abends raus aus'm Betrieb, wir hatten eine kleine Geburtstagsfeier und ein bißchen was getrunken, du verstehst schon, wie ich da an dir vorbei bin, also ehrlich, ich bin richtig erschrocken, ich denke, da sitzt ein Gespenst. Und dann hat dich auch noch die grüne Schreibtischlampe von der Seite her angestrahlt, also, du sahst aus wie ein Gespenst von der Geisterbahn, zum Fürchten, ehrlich! Jetzt mußt du dir aber mal vorstellen, da kommen ja nicht nur Leute vorbei, die dich schon kennen, sondern auch viele Betriebsfremde. Ich will gar nicht mal von den kleinen Lieferanten reden, aber da sind doch auch wichtige Kunden der Firma darunter, Geschäftspartner zum Beispiel, die vielleicht zu einer Verhandlung kommen, und nun sind die erst mal schockiert, wenn sie beim Pförtner vorbeifahren und sehen da jemanden mit so einer martialischen Brille sitzen. Insofern muß ich der Geschäftsleitung schon recht geben, wenn sie sagt, daß das auf die Dauer nicht tragbar ist . . . Versteh mich recht, Kollege, wir haben nichts gegen dich persönlich, aber du mußt dir auch mal die Wirkung deiner Maskerade auf andere Leute vorstellen, der Krieg ist jetzt schon bald zehn Jahre vorbei, und es gibt doch längst wieder Brillen genug. Du kannst dich ja mit einer Krankenkassenbrille begnügen, da brauchst du fast überhaupt nicht mehr zuzahlen, wenn es daran liegt, das ist dann zwar keine besondere Brille, so ein einfaches Horngestell, aber es genugt doch, also eine große Anschaffung ist es wirklich nicht, Kollege . . .“

Beckmann sah ein, daß der Betriebsrat recht hatte, trotzdem brachte er es nicht gleich fertig, seine starre Haltung aufzugeben. Er hatte Angst davor, eine Angst, die er nicht begreifen konnte und die ihn nur noch starrsinniger machte. Doch ehe sich Beckmann dazu entschließen konnte, den Augenarzt aufzusuchen, ordnete die Geschäftsleitung eine Augenuntersuchung für alle Pförtner an, da sich in letzter Zeit „gewisse Fehlleistungen im Pförtnerbereich, vor allem beim Passierenlassen von betriebsfremden Personen“ in auffälliger Weise gehäuft hätten. Bei Beckmann stellte der Augenarzt Sehfehler fest, die durch die Gasmaskenbrille längst nicht mehr ausgeglichen würden. Er verordnete eine neue Brille.

Auf den Rezeptzettel besorgte sich Beckmann eine Krankenkassenbrille. Die Gasmaskenbrille behielt er noch und setzte sie eines Tages wieder auf – zu einer Demonstration gegen die Wiederaufrüstung. Er beteiligte sich an mehreren solchen Demonstrationen.

Einmal kam es zu einer Auseinandersetzung mit der Polizei. Am nächsten Tag erschien ein Bild in der Zeitung, auf dem sein Gasmaskenbrillengesicht deutlich zu erkennen war.

Einige Wochen später wurde ihm wegen Arbeitsmangel gekündigt: Eine Einfahrt des Betriebes war geschlossen worden und der dortige Pförtnerposten damit überflüssig. Da er noch nicht lange im Betrieb war und noch keine Familie hatte, war er als erster dran. Zwar erhob der Betriebsrat Einspruch gegen die Kündigung und versuchte, einen anderen Arbeitsplatz für Beckmann innerhalb des Betriebes auszuhandeln, aber Beckmann, der längst gemerkt hatte, woher der Wind wehte, verzichtete freiwillig darauf. Längere Zeit war er arbeitslos.

Einmal setzte er noch die Brille zu einem Faschingsball auf. Ein Mädchen, als Fischerin mit Netz verkleidet, sagte zu ihm: „Was für ein griesgrämiges graues Gespenst du bist, du stummer Fisch. Trägst du innerlich auch so eine Brille?“ Sie hat ihm die Brille weggenommen, und als er sagte, nun sehe er alles nur noch verschwommen, hat sie ihn ausgelacht und gesagt: „Das ist gut so. Alles nur noch verschwommen sehen, ist manchmal das Beste.“

Er ist darauf eingegangen, obwohl er immer noch an das Gegenteil glaubte, nämlich an Klarheit und Wahrheit. Es ist ihr gelungen, ihn aufzuheitern. Sie sind zusammen in ihre Wohnung gegangen.

Danach hat er die Gasmaskenbrille nicht mehr aufgesetzt.

4

Beckmann fällt wiederum mit einer Brille auf

Seine Krankenkassenbrille mit dem dünnen Horngestell hatte nach einem halben Jahr lockere Scharniere und war an zwei Stellen angeknackst. Beckmann umwickelte die Bruchstellen mit Leukoplast. Mit dieser Brille fiel er eines Tages wieder auf. Er hatte inzwischen in der kaufmännischen Abteilung eines Industriebetriebes Fuß gefaßt. Hatte sich in Abendkursen dafür qualifiziert.

Was das für eine komische Brille sei, wurde er an seinem neuen Arbeitsplatz höflich, doch nicht ohne vorwurfsvollen Unterton gefragt. Ob er sich denn keine bessere leisten könne?

Er sagte, so sehe eben eine Krankenkassenbrille nach einjähriger Benutzung aus. Ob sie was dagegen hätten?

Natürlich nicht, beteuerte man, aber ob er denn mit dem Ding überhaupt noch etwas sehen könne.

Genug könne er damit sehen, sagte er, viel zuviel.

Den Hintersinn dieser Worte verstanden sie nicht.

Man machte ihn noch darauf aufmerksam, daß er mindestens alle zwei Jahre eine neue Brille beanspruchen könne.

Er sagte, er halte nichts von Verschwendungen. Er trage seine Anzüge auch immer auf.

Auch seine Freundin ärgerte sich über seine Brille: „Und überhaupt diese blöde Brille. Wie lange willst du eigentlich noch damit herumlaufen. Sogar ins Theater rennst du damit. Die Leute drehn sich schon nach dir um, ist es dir denn nicht peinlich?“

„Ja“, sagte er, „sogar ins Theater gehe ich damit, ich sitze unten im Parkett, schaue auf die Bühne und warte, warte, daß da oben jemand erscheint, der mich erkennt. Daß einer zu mir sagt: Du da unten, in der zehnten oder elften Reihe, ja, du da mit der komischen Brille und den traurigen Augen, wir suchen schon lange einen wie dich, einen, der schon mal im dunklen Wasser gelegen ist, einen, der bei den Toten war, einen, der sich mit den Antworten nicht zufriedengibt, die an den Stammtischen feilgeboten werden, einen, der noch immer draußens vor der Tür ist, einen, genau wie dich. Komm zu uns, spiel wieder mit, wir brauchen dich. Und ich gehe hinauf auf die Bühne und spiel wieder mit, auf diesen Augenblick habe ich gewartet, warte ich noch immer.“ Das hatte er leise gesagt, monoton, mehr zu sich selbst, und sie hatte ihn verständnislos angeglotzt und gesagt: „Was murmelst du da in deinen Bart“, und schließlich: „Ach, Mensch, du bist ja ein Psychopath, du gehörst auf die Couch.“

Da hat er sie angeschrien: „Ja, dann such dir doch einen anderen, wenn es dir peinlich ist mit mir, einen mit Nickelbrille oder mit randloser Brille oder noch was Schickeres mit Goldrandbrille, oder am besten gleich einen mit Monokel, ein Monokelgesicht, ha? Wenn dir meine Brille nicht paßt, dann hau doch ab, du blöde Gans, ich bin froh, wenn ich dein beleidigtes Gesicht nicht mehr ertragen muß, hau doch ab, haut alle ab ihr verdammten Brillenschlangen, haut endlich ab!“

Er hat nach ihr geschlagen, eine Lampe ist umgestürzt, es ist finster geworden, es war wie damals in der Wohnung des Obersten. Sie hat zu schreien angefangen und ist aus der Tür gestürzt. Die Tür ist ins Schloß gefallen, er hat noch den Aufzug gehört, dann ist eine unheimliche Stille eingetreten. Er hat sich auf die Couch geworfen und losgeheult, bis ihm leichter geworden ist.

5

Beckmanns dritte Brille

Eine neue Brille mußte er sich schließlich doch kaufen, als er die alte verloren hatte. Er war sehr unglücklich darüber, gab Suchanzeigen auf, heftete Zettel an schwarze Bretter, lief in Fundbüros, suchte sogar in Mülltonnen – vergeblich. Er ging zu einem Augenarzt, der seine Praxis erst eröffnet hatte und war auf einen älteren Herrn mit Hornbrille, Glatze und einer gewissen nervösen Strenge gefaßt, kurz angebunden, barsch.

Statt dessen trat ihm ein junger Mann entgegen, schätzungsweise zehn Jahre jünger als er selbst, sportlich aussehend wie ein Tennisspieler, zugleich sachlich kühl und distanziert, fast arrogant. Noch zu seiner Generation gehörend, war er zugleich grabentief von ihm entfernt, von seiner Fronterfahrung, seiner Verzweiflung, seiner „Verantwortung“ – und schien das auch betonen zu wollen. Beckmann nahm es beunruhigt und staunend zur Kenntnis. So lief das also jetzt. Es blieb ihm keine andere Wahl, als sich genauso distanziert und kühl zu verhalten, auf Sachliches und Unverbindliches beschränkt. Für Persönl-

ches, für Mitteilungen über die verlorengegangene Brille, die Gasmaskenbrille und ihre Geschichte war kein Interesse da.

Die Praxis war modern eingerichtet, technisch auf dem neuesten Stand offensichtlich. Die modernen Apparate, deren Funktion ihm noch unbekannt war, erweckten zugleich Furcht und Neugier bei ihm. Er fühlte seine wehrlosen Augen einerseits davon bedroht, hoffte andererseits, daß sie zu besonderen Erkenntnissen fähig wären.

Dennoch war er erleichtert, als er auf almodische Weise Zahlenreihen an der Wand erkennen mußte und wie früher auch strengte er sich an, alle Zahlen richtig wiederzugeben, als gelte es, ein peinliches Gebrechen zu verbergen oder wenigstens zu verkleinern, und er versuchte deshalb Zahlen, die er nicht mehr erkennen konnte, zu erraten.

Der Augenarzt verschrieb ihm zwei Brillen: eine für den Nahbereich, für seine Arbeit am Schreibtisch und eine Fernbrille. Mit dem Rezept ging er am nächsten Tag zum Optiker. Er wurde von einem Mädchen mit langen braunen Haaren bedient. Sie maß den Augenabstand, zeigte ihm Brillengestelle und probierte einige von denen an, die ihm besonders gefielen. Ihre Bewegungen waren sanft, fast zärtlich. Jedesmal, wenn sie ihn berührte, überlief es ihn heiß und kalt.

Er verliebte sich in sie und sagte ja zu allem, was sie ihm empfahl. Ja zum teuren Brillengestell, ja zur schicken Form der Gläser, ja zur Entspiegelung, ja zum Spezialbelag gegen das Neonlicht im Büro, ja, ja, ja.

Beim Abholen der Brille, dem nochmaligen Anpassen, dem Zurechbiegen der Bügel, konnte er seine Verlegenheit nur mit Mühe überspielen. Im Spiegel sah er immer nur ihr Gesicht, nicht sein eigenes.

In sein eigenes Gesicht wagte er erst wieder zu schauen, als er durch die Straßen ging und sich in den Schaufenstern spiegelte. Er blickte in ein durchschnittliches Angestelltengesicht, wie ihm schien, nicht unintelligent, aber ohne besondere Kennzeichen, verwechselbar mit hundert ähnlichen. Einige Male ging er noch am Optikergeschäft vorbei, betrat es einmal unter einem Vorwand, wurde aber von einem jungen Mann bedient. Schließlich nahmen seine Hemmungen zu, und er gab es auf.

Er war nichts Besonderes mehr. Anfangs fiel es ihm schwer, das einzusehen. Schließlich erleichterte es ihn. Er fing an, sich mit der Anonymität anzufreunden. Er trug weiße Hemden mit Krawatte wie alle Angestellten. Er paßte seine Kleidung dem Wechsel der Mode an. Er aß gern Buttercremetorten und wurde dick. Als es üblich wurde, Whisky zu trinken, wählte er sich die besten Sorten aus. Wenn er abends in einem weichen weißen Bett lag, freute er sich darüber, in einem weichen weißen Bett liegen zu können und nicht mehr die Nacht in einem verschlampten Schützengraben zubringen zu müssen. Er war satt und konnte mit Behagen rülpsen. Es gab genug zu trinken. Nach seiner Verantwortung fragte niemand. Es war üblich, Verantwortung für die Vergangenheit auf andere abzuschieben. Er ging einmal mehr aus einer Laune heraus in die Kirche und blieb bis zum Abendmahl. Er erhielt Absolution für seine Sünden, und er dachte dabei an mögliche Schuld während des Fronteinsatzes. Der Oberst hatte ihm die Verantwortung nicht abgenommen, aber die Kirche tat es. Sie war eine fabelhafte Einrichtung, immer noch brauchbar für kleine Leute

wie ihn mit ihren Skrupeln.

Der Oberst hatte sich inzwischen ein Haus gebaut mit einer großen weißen Mauer um das Gartengrundstück. Jedenfalls las B. einmal den Namen am schmiedeeisernen Tor, und es lag nahe, daß es der Oberst war. Alle Leute in seiner Umgebung dachten ans Essen, an Alkohol, Wohnungen, Möbel, an Autos und Reisen. Man mußte wenigstens in Italien gewesen sein. Er machte einmal eine Omnibusreise ins Tessin und zum Gardasee mit. Sie fuhren durch das Engadin, über St. Moritz hinab zum Comer See und nach Lugano.

Der Omnibusfahrer nahm von Zeit zu Zeit das Mikrofon in die Hand und erläuterte ihnen die Gegend. Am Comer See wies er einmal auf eine Stelle am Straßenrand hin. Hier sei Mussolini, nachdem er zuvor von italienischen Widerstandskämpfern erschossen worden sei, aufgehängt worden, und zwar mit dem Kopf nach unten. Die Reisegesellschaft nahm es teils schaudernd, teils amüsiert zur Kenntnis.

Es waren überwiegend Kleinbürger, dauernd zu Späßen aufgelegt und davon überzeugt, daß alles, was passierte und erläutert wurde, nur ihrer Gaudi diente. Abends wurde in den Herbergen getrunken, gesungen, gegrölt und gekreischt. Es war weit in die Nacht hinaus zu hören.

Beckmann setzte sich angewidert vom großen Haufen ab, so oft es ging. Er meinte, als Deutscher müsse man sich im Ausland besonders zurückhaltend und vorbildlich benehmen. Vor allem in der Schweiz.

Auch andere versuchten sich zu distanzieren. Einige junge Pärchen, ein paar ältere, gebildet wirkende Damen. Sie gingen abseits durch stille, romantische Gassen und suchten nach Läden mit kunsthandwerklichen Andenken oder Antiquitäten. Oder sie sahen den Handwerkern bei der Arbeit, den Fischern am Seeufer beim Netzflicken zu und mischten sich unter das bunte Treiben auf den Märkten. Wenn sie sich unterwegs begegneten, nickten sie sich erkennend zu als die „Einsichtigen“ und gingen weiter ihrer Wege.

Sie kamen auch durch Mailand und hielten abends vor einem Restaurant der Vorstadt, um zu essen. Danach blieb noch Zeit für einen Rundgang. Fenster und Balkontüren standen offen. Er sah die Familien beim Abendessen, Frauen beim Abwasch in der Küche. Kinder plärrten, das Radio lief im Hintergrund. Männer in blauen Unterhemden diskutierten von Balkon zu Balkon. Andere sah er vor dem Rasierspiegel stehen, sich einseifend, abtrocknend, weiße Hemden anziehend – sich fein machen zum Ausgehen. Wenn er von der Arbeit kam, warf er den Schlipps in die Ecke, zog sich das weiße Hemd aus und ein buntes Hemd an, mit offenem Kragen, um sich freier zu fühlen. Genau umgekehrt. Beckmann stellte sich vor, daß er dazugehörte. Tagsüber Arbeiter in einer Fabrik, abends mit den anderen diskutierend über Politik, Sport, Kino oder mit der Freundin zusammen. Er stellte es sich schön vor. Die Angestellten, unter denen er lebte, fühlten sich den Handarbeitern überlegen und wollten das auch äußerlich betonen. Er hatte sich ihrem Weiß-Hemden-Schlipps-Zwang unterworfen. Erst nach Feierabend fühlte er sich frei davon. Und in der Kneipe um die Ecke. Er hatte Geld übrig und fing an, es auf ein Postsparkonto einzuzahlen. Bis ihm jemand sagte, daß es auf der Bank mehr Zinsen gebe für seine Spareinlagen,

nur ein oder zwei Prozent, aber viele hielten das für sehr wichtig. Er hatte noch nie über Zinsen nachgedacht.

In den Zeitungen nahm der Immobilienteil immer größeren Umfang an. Bungalows, Reihenhäuser, Eigentumswohnungen, Grundstücke wurden angeboten. Er ging einmal zu einer Bausparkasse und ließ sich die Finanzierung eines Reihenhauses oder einer Wohnung erläutern. Der Sachbearbeiter riet ihm, auf alle Fälle einen Vertrag abzuschließen, auch wenn er ihn nur als Sparanlage benutzen wolle. Es lohne sich durch die Prämien. Er ließ sich dazu überreden.

Er fragte sich zweifelnd, ob das nun sein Leben sein solle: jahrelang auf eine Wohnung sparen, jahrelang Schulden abzahlen, um einigermaßen wohnen zu können. Er ließ sich dazu überreden, eine Hausratversicherung abzuschließen, obwohl er nur wenige Möbel hatte. Beinahe hätte er sogar eine Lebensversicherung abgeschlossen, aber dann kam es ihm plötzlich lächerlich vor, nach allem, was er hinter sich hatte. Es kam ihm vor wie eine Versicherung gegen sein Leben, nicht dafür.

Sein ehemaliger Spieß war Versicherungsvertreter. Er sah ihn einmal hinter einem Schalter sitzen. Jedenfalls schien er es zu sein. Er machte einen großen Bogen um ihn. Solche Leute hatten jetzt Hochkonjunktur, wenn sie tüchtig waren, fuhren dicke Autos, wohnten in den neuen Bungalows. Wie tüchtig war er selbst schon? Zuviel, zuwenig? Vielleicht schon zuviel, aber es war schwer, sich von soviel Tüchtigkeit ringsum nicht anstecken zu lassen.

Einmal sah er beim Friseur einen Gehilfen, den er als ehemaligen MG-Schützen wieder erkannte. Der verzog keine Miene, machte ein ernstes Gesicht, als ginge es immer noch zum Angriff oder als hocke er in einem Erdloch hinter seinem MG 42, einen Angriff erwartend. Er machte den Eindruck eines Mannes, der alles Schlimme in sich vergraben hat auf ewig und mit niemandem mehr darüber sprechen möchte, nicht mal mit ihm. Undenkbar, sich ihn am Stammtisch vorzustellen, fröhlich schwadronierend über Kriegserlebnisse. Den Spieß konnte er sich so vorstellen.

Ein andermal wollte er einen ehemaligen Kriegskameraden aufsuchen. Er fand die Wohnung in einem alten Mietshaus, Hinterhofblick, viele Türen auf dunklem Flur, Essengeruch, Windelgestank. Eine verhärmte Frau öffnete ihm. Ihr Mann sei nicht da. Er sagte seinen Namen nicht und ging nicht mehr hin. Er fing an, ins Theater zu gehen, auch ins Kino. Er sah sich vor allem Stücke an, die sich mit der Gegenwart oder Vergangenheit kritisch auseinandersetzen. Er las Bücher von Leuten, die gegen Hitler gewesen oder wegen ihrer Rasse verfolgt worden waren: Juden, Kommunisten, Priester, Arbeiter, Künstler, Intellektuelle, standhafte Demokraten, unbekannte Bürger. Während er die Tyrannie durch seinen Einsatz an der Front gutgläubig und gewissenhaft unterstützt hatte, hatten andere das Unrecht angeprangert und vor der Katastrophe gewarnt. Was nützte sein spätes Aufbegehren, sein verzweifeltes Suchen nach Menschlichkeit, sein Aufschrei, als alles längst vorbei war? Warum waren ihm die Augen nicht rechtzeitig aufgegangen? Mit welcher Blindheit, gegen die es keine Brille gab, war er damals geschlagen?

Diese Leute, die im KZ gesessen hatten, erzählten ihre Leidensgeschichten ohne Spur von Haß und Selbstmitleid. War nicht seine Verzweiflung mehr oder

weniger nur Selbstmitleid gewesen? Allmählich hörte er auf, sich selbst zu bedauern und unglücklich zu fühlen. Er schloß sich einem literarisch-politischen Klub an, in dem Gedichte und Prosa-Texte vorgelesen und diskutiert wurden. Die meist jungen Leute verdrängten und beschönigten nichts und nannten die Dinge beim Namen. Er war erst ein aufmerksamer Zuhörer, bald konnte er mitreden, gehörte dazu. Er wurde wieder gebraucht. Viele trugen Brillen wie er. Als diese Brillen nach ein paar Jahren wieder unmodern wurden, weil die Industrie neue Formen propagierte, ließ er sich davon nicht beeinflussen. Er beschloß, sich nicht mehr jedem Trend anzupassen, auch wenn es ihm schwerfiel, weil er eher weich und gutmütig war und zur Bequemlichkeit neigte.

Werner Geifrig Die verfeindeten Nachbarn

Ein Märchen

In einer Schrebergartenkolonie lebten einmal zwei Schrebergärtner, auch Laubenpieper genannt, deren Gärten aneinandergrenzten. Aber wo sich die anderen freundlich über den Zaun hinweg grüßten und die Früchte ihrer Gartenarbeit bewunderten, waren sich unsere beiden Laubenpieper spinnefeind.

Der eine bezichtigte den anderen, er würde des nachts seine Früchte stehlen. Der andere wiederum behauptete, sein böser Nachbar würde seinen Sträuchern und Bäumen heimlich das Wasser abgraben, so daß sie einzugehen drohten. Jeden Tag gab es neuen Streit zwischen den beiden Laubenpiefern. Und selbst ihre Familien, die in den Gärten ihre Ruhe suchten, blieben von dem Streit nicht verschont.

Als einmal der eine Laubenpieper das kleinste Kind des anderen mit allerlei Naschwerk durch den Zaun in seinen Garten herüberlocken wollte, nagelte der andere den Zaun auf seiner Seite einfach zu, so daß keine Katze mehr hätte hindurchstreichen können.

Das regte den Laubenpieper auf dieser Seite des Zaunes natürlich sehr auf; denn er konnte nicht mehr in den Garten des anderen hineinsehen. Er vermutete, daß sein Nachbar auf der anderen Seite im Verborgenen alle möglichen schlimmen Pläne gegen ihn ausheckte. Deshalb kaufte er sich beim Tierhändler einen bissigen Wachhund. Als das der andere Laubenpieper merkte, kaufte auch er sich sofort einen scharfen Wachhund.

Das ärgerte den Laubenpieper diesseits des Zaunes, und er ging wieder zum Tierhändler und kaufte sich noch zwei Wachhunde. Aber es dauerte nicht lange, da hörte er auf der anderen Seite des Zaunes ebenfalls drei Wachhunde kläffen.

So ging das Tag für Tag. Immer wenn der eine Laubenpieper vom Tierhändler ein neues, noch gefährlicheres Tier zum Schutze seines Gartens gekauft hatte, hörte er kurz darauf, daß der andere ebenfalls neue Tiere in seinem Garten hatte.

Nach wenigen Monaten wimmelten die Gärten der beiden Streithähne nur so von scharfen Hunden, gefährlichen Raubkatzen, giftigen Nattern und Jagdfalken, deren Klauen mit scharfen Rasiermessern versehen waren. Allmählich fühlten sich die anderen Siedler der Schrebergartenkolonie von den vielen Bestien bedroht, und sie kauften sich ebenfalls gefährliche Tiere zum Schutz ihrer Gärten.

Unser Laubenpieper diesseits des Zaunes hatte durch den Kauf immer gefährlicherer Tiere bei seinem Tierhändler beträchtliche Schulden angehäuft. Deshalb machte er sich große Sorgen. Und allmählich fürchtete er sich nicht nur davor, daß die wilden Tiere seines bösen Nachbarn zu ihm durch den Zaun dringen könnten, sondern er bekam auch Angst vor seinen eigenen.

Aber der Tierhändler, mit dem er sich inzwischen angefreundet hatte, beruhigte ihn wegen seiner Schulden und erklärte ihm, daß alle Tiere sorgfältig dressiert seien und er keine Angst um sich und seine Familie zu haben brauche. Es könnte überhaupt nichts passieren. Im übrigen habe er noch einen feuerspeienden Drachen, so groß wie ein Dinosaurier. Den werde er zu seinem und ihrer aller Schutz im Garten anpflocken; denn er habe gehört, daß der Tierhändler der Gegenseite im Garten seines bösen Nachbarn ungeheuer mordlüsterne Raubtiere herumlaufen ließe, die nur danach lechzten, über den Zaun zu springen und unter seiner Familie ein Blutbad anzurichten. Und er ging und holte seinen riesigen feuerspeienden Drachen.

Als unser Laubenpieper das Ungetüm in seinem kleinen Garten stehen sah, bekam er es doch ein wenig mit der Angst zu tun. Er fürchtete, der Drache könnte seine sorgfältig gepflegten Beete zertrampeln oder mit seinem feurigen Atem seine schöne Laube in Brand setzen. Aber der Tierhändler stritt diese Gefahr kurzerhand ab und wies ihn darauf hin, daß die eigentliche Gefahr von den Drachen drohe, die sein Nachbar auf der anderen Seite des Zaunes versteckt halte. Im übrigen fühlte er, der Tierhändler, sich für den Schutz des Laubenpiepers verantwortlich. Über den Drachen in seinem Garten wolle er nicht mehr diskutieren. Und ganz beiläufig wies er unseren Laubenpieper auf dessen beträchtliche Schulden hin.

Da wurde unser Laubenpieper ganz kleinlaut. Und als seine Kinder zu ihm kamen und maulten, weil sie kaum noch Platz zum Spielen im Garten hätten, erklärte er ihnen, daß angesichts der ungeheueren Bedrohung durch ihren bösen Nachbarn jeder Opfer bringen müsse. Da schrie ihn seine Frau an, woher er denn das so genau wisse mit der Bedrohung? Sie habe keinen einzigen Drachen im Garten des Nachbarn erblicken können, und die seien bei ihrer Größe wohl kaum zu übersehen. Die ganze Familie forderte, er solle den Tierhändler auffordern, seinen feuerspeienden Drachen sofort wieder zurückzuholen. Denn er sei ohne ihr aller Einverständnis heimlich im Garten angepflockt worden, und sie wollten nicht mitverantwortlich sein, wenn er sich losreiße und die ganze Laubenkolonie zertrample und mit seinem feurigen Atem vernichte.

Der Laubenpieper zuckte bloß mit den Schultern und entgegnete, er dulde den feuerspeienden Drachen nur, weil er vom Tierhändler das Versprechen habe, dieser wolle mit dem Tierhändler der anderen Seite Verhandlungen darüber führen, daß beide ihre Tiere aus den Gärten wieder zurückzögen. Voraussetzung für diese Verhandlungen aber sei ein Gleichgewicht des Schreckens in beiden Gärten. Aber seine Frau und seine Kinder schüttelten nur den Kopf und verlangten, der Drache müsse aus ihrem Garten verschwinden und die giftigen Nattern auch und die Raubkatzen und und. Sie wollten in ihrem Schrebergarten nicht gefährlich wie im Dschungel leben.

Da eilte plötzlich der Tierhändler herbei mit der Nachricht, er habe einen ganz neuen Drachen aus Neuguinea. Er befände sich vorerst noch bei ihm in der zoologischen Handlung. Und er beschwichtigte den Laubenpieper, er könne ganz beruhigt wegen seiner Laube sein; denn der giftige Atem dieses – im übrigen viel kleineren – Drachen vernichte nur Lebewesen, aber garantiert keine Lauben. Da entrüstete sich die ganze Familie und andere benachbarte Laubenpieperfamilien, was denn dann aus ihnen würde? Sie seien schließlich auch Lebewesen.

Aber der Tierhändler entgegnete, sie alle verstünden nichts von Abschreckung. Durch die Möglichkeit, die Drachen Gift und Feuer speien zu lassen, werde der Wille, einen Konflikt mit dem bösen Nachbarn zu verhindern, überhaupt erst glaubwürdig. Nur so könne man eine feindselige Auseinandersetzung verhüten. Die Drachen dienten also letztlich nur dem Frieden in der Kolonie.

Da griffen sich die Laubenpieper kurzerhand den Tierhändler und sperren ihn in ein Irrenhaus. Und den feuerspeienden Drachen ließen sie von der zoologischen Handlung sofort zurückholen. Dann riefen sie über den zugenagelten Zaun dem anderen Laubenpieper zu, sie wollten mit ihm reden. Und nach vielen, vielen endlosen Verhandlungen beschlossen unsere beiden verfeindeten Laubenpieper zusammen mit ihren Nachbarn, alle wilden und gefährlichen Tiere aus den Gärten abzuziehen. So wurde die gesamte Laubenkolonie zu einer drachen-, raubtier- und giftnatterfreien Zone.

Die mächtigen konkurrierenden zoologischen Handlungen wurden von den Laubenpiefern aufgerufen, ihre Wachhunde, Raubkatzen, giftigen Nattern und Feuer und Gas speienden Drachen zurück in die Wildnis zu schaffen, wo sie hingehörten. So lebten die Laubenpieper fürderhin in Frieden miteinander in ihrer schönen Laubenkolonie. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Der dem Irrsinn verfallene Tierhändler aber muß aus dem Irrenhaus entwichen und unbemerkt in die Vereinigten Staaten von Amerika geflohen sein.

Erasmus Schöfer
Die Bürger von Weiler

Präludium vor dem Vorhang

Intendant: Gleich, kluge Damen, schöne Herren, ziehen wir den Vorhang!
Dann hat das Spiel des Lebens absoluten Vorrang
vor aller blassen Theorie und Tagespolitik.
Doch werfen Sie – mit Ihrem Intendanten – einen kurzen Blick
zuvor auf die Probleme der Theaterkunst.
Die Gattung steht ja nach wie vor beim Publikum in Gunst.
Sie selbst und die Statistik sind dafür Beweis.
Trotz jährlich, mit der Inflation, gestiegenem Etat
zahlt unsre Stadt – zwar murrend – den erforderlichen Preis
für kulturelle Leistung, schickt Künstler nicht aufs Abstellgleis,
wie mancher Muffel fordert und es machenorts geschah.
Ein gut geölter, sprich: dotierter Thespiskarren,
zumal wenn seine Lenker und Aktiven
nicht nur in einem Klassiker-Parkhaus verharren,
sondern mit unterhaltsam-volkstümlichen Perspektiven
das Musentaxi auch in Säle oder Kneipen steuern,
auf Plätzen, frische Possen reißend, Laufkundschaft befeuern,
ein solch Theater ist, auch in der hintersten Provinz,
der Stadt ein Schmuck, dem Bürger Ort hohen Gewinns.

Autor: Pardon, Sie sprechen recht konkret, Herr Intendant,
doch frag ich mich, ob unserm Publikum bewußt,
daß es heut nicht nur eingeladen ist zur Lust?
Manches stimmt, zugegeben, heiter in Deutschland.
Aber trotz großem Reichtum herrscht viel Bitterkeit.
Als Autor fühl ich den bewegten Puls der Zeit
und konstatiere Fieber, Unruh, auch Ratlosigkeit,
so daß ich, wenn Sie Kunst und Musen nennen,
dagegen setzen muß: zuvorderst Wirklichkeit!
Der Mensch will sich doch – oder soll zumindest – selbst erkennen!
Ich habe nichts dagegen, daß er lacht,
wenn Lachen nicht nur ablenkt, Schutz von Unrecht wird.
Theater, das nur Witzchen und Komödie macht,
hat volle Ränge, aber ist ein schlechter Wirt
des Geistes, der in die Zukunft und auf Fortschritt sieht.
Das Gleiche gilt für manche tiefe Spinnerei. Wer flieht
vor der Verantwortung, dem Schutz des Lebens,
egal ob im Theater oder draußen, arbeitet vergebens.
Durchwachsen ist das Leben, heitner kaum die Kunst,
die Bühne lebt mit Wahrheit, nicht mit Dunst.

Intendant: Was Sie da als Ihr Credo vorführen, lieber Autor,
kommt einem alten Hasen doch ziemlich geklaut vor!
Ich kenne meinen Goethe, Schiller, meinen Brecht,
und wenn sich alt und neue Klassik mischen, ist mirs recht.
Denn wo ist Wahrheit! Außer in der Mitte.
Ich bin ein ziemlich liberaler Mann, schon durch mein Amt
zur Wahrung größter Mannigfaltigkeit verdammt.
Noch hab ich Räume in der Vielfalt, etwas wie Ihre Ritte
in allernächste Gegenwart zu spielen, noch gibts Freiheit,
in der Kunst. Auch interessiert die Leut der aktuelle Kitzel.
Doch hör ich schon, wies in der städtischen Kanzlei schreit:
der Mann wird langsam unbequem, den muß man kürzen!
Keinen verlangt in diesem Haus nach solchen Suppengewürzen.
Darum brauch ich zu Dauerbrennern etwas modisches Gewitzel
für die Gurus der Feuilletons, die Fachidioten,
die Meinung und Theater über unsre Köpfe machen,
sich selbst berühmt und uns wohl auch zu Tode loten.
Ich brauch die spielerisch-verblümten Sachen,
den letzten Handke, Bernhardts Nabelschau, den Grass, der singt,
damit mein Spielplan auch ja pluralistisch klingt
gemäß dem Motto des Olympiers, daß, wer vieles bringt,
wird allen etwas bringen. Und hat volle Kassen.

Schaupieler mit der Fastnachtsmaske: Entschuldigung, Herr Intendant,
wir hören in den Gassen
wie Sie aus einer wunderlichen Laune das verehrte Publikum
über Interna unsres Hauses aufzuklären trachten,
hochtheoretisch, während wir, vor Lampenfieber zitternd, warten!
Die Spieler will man sehn, sie sind das Medium
des Autors! Man fragt sich unten, ob es uns gelingt,
einfache Menschen, was das Schwerste ist, hier auf den Brettern
realistisch darzustellen. Nicht ob der Chef um das Theater ringt!
Wie kleine Leute Ausschau halten nach empfohlenen Rettern
aus tödlicher Gefahr und wie sie dann, belehrt,
sich selbst wehren, um zu leben – das ist sehenswert!
Der Regisseur hat die Maschinen nicht geschont
und auch den Spaß hat unser Autor, Kompliment, nicht ganz vergessen
an Stellen, wo er, aus der Warte der Geschichte, angemessen.
Für uns hat sich die harte Probenarbeit schon bis heut gelohnt.
Jetzt brennt es das Ensemble vorzuzeigen,
daß hier nicht schöner Schein und tiefer Sinn gedrechselt,
daß Taten beispielhaft ins Licht gehoben werden.
Genug der Worte, daß man Bühne nicht mit Pult verwechselt!
Wir bitten Sie, uns Aug und Ohr und auch Ihr Herz zu neigen.
Nach unsrer Arbeit stehn wir Rede für Beschwerden.
Der Schluß des Stücks bleibt wie die Wirklichkeit noch offen –
das fordert Sie! Uns läßt auf vieler Beifall hoffen.

Knut Becker Endstation

Die Sonne schien. Es war ein wunderschöner Herbstmorgen in Neuwied. Franz war von einem kleinen Kaff, wohin er sich verirrt hatte, hierher gewandert. Jetzt wollte er mit dem Zug weiterfahren, nach Köln, wo er wohnte. Eine schöne Stadt, dieses Neuwied. Am Sonntagmorgen ziemlich unbelebt, nur in der kleinen Bahnhofsvorhalle waren viele Menschen: ältere Leute in Wanderkleidung, ein paar junge. Franz löste seine Fahrkarte und ging durch die kleine Unterführung zu Gleis 2, wo schon eine ganze Menge Leute warteten. 10.51 Uhr sollte der Zug fahren und um 12 Uhr in Köln sein. Aber es wurde 11 Uhr, und es kam kein Zug, obwohl auf die Minute um 10.49 Uhr über die Lautsprecher die Zugankündigung durchgegeben worden war. Franz überlegte sich, ob er fragen sollte, wieviel Verspätung der Zug haben würde. Dann entschied er sich jedoch dafür, Geduld zu haben. Sonntags hatte er Zeit. Plötzlich stellte er fest, daß alle verschwunden waren: eben noch war der Bahnsteig überfüllt und auf einmal waren alle weg. Er sah noch einen alten Mann in Bundhosen und einer Lodenkotze die Treppe zum Ausgang hochsteigen.

Ob er eine Durchsage verpaßt hatte? Franz beschloß nachzufragen. Der Beamte war dabei, das Schild „Schalter geschlossen“ an die Scheibe zu hängen. Der Bahnhof war jetzt menschenleer. Auch der kleine Süßwarenkiosk hatte geschlossen. „Entschuldigen Sie,“ fragte Franz den Beamten, „ich warte immer noch auf den Zehnuhrreinundfünfzig-Zug nach Dortmund. Ich glaube, ich habe eine Durchsage verpaßt wegen der Verspätung. Die anderen sind plötzlich alle gegangen.“

Der Beamte, ein junger Mann um dreißig, sah Franz seltsam an. „Wie bitte?“ „Der Zehnuhrreinundfünfzig-Zug,“ sagte Franz ungeduldig.

„Ach, Sie sind nicht von hier? Woher kommen Sie und wohin wollen Sie?“ „Ich habe doch bei Ihnen eine Karte nach Köln gekauft!“

„Ja, ach ja,“ stotterte der Beamte. „Aber da wußte ich ja nicht, daß Sie wirklich wegfahren wollten.“

„Na was haben Sie denn geglaubt, was ich mit der Fahrkarte will,“ fragte Franz. „Karusselfahren?“

„Beruhigen Sie sich erst mal,“ sagte der Beamte freundlich. „Ich mach jetzt bis heute abend zu und schließe auch die Bahnhofshalle. Kommen Sie mit, ich lade Sie zu einem Bier ein.“

„Ja aber mein Zug,“ meinte Franz.

„Ich versprech Ihnen, Sie verpassen bestimmt keinen Zug, wenn Sie mit mir kommen.“ Der Beamte löscht die Lichter. Und Franz merkte, nicht nur in der Bahnhofshalle wurde es dunkel, auch draußen auf dem Bahnsteig gingen die Lichter der Anzeigetafeln aus. Selbst die roten und grünen Signallampen erloschen.

Der Bahnhof sah aus, als wäre er schon lange außer Betrieb. Sogar der Sekundenzeiger der Bahnhofsuhr war stehengeblieben. „Ja und wann machen Sie wieder auf?“ fragte Franz den Beamten.

„17.34 – wenn die Ausflügler zurückkommen. Aber nur bis 18 Uhr. Ich muß ja

schließlich morgen früh für den Berufsverkehr wieder antreten, zwischen 6.30 und 8.00 Uhr.“

„Ja, aber das gibt's doch nicht. Ich muß doch nach Köln.“ Franz geriet außer sich.

„Kommen Sie“. Der andere nahm ihn freundlich am Arm. „Jetzt trinken wir erst mal das Bier, und dann sehen wir weiter.“ Franz ging mit, nicht weil er wollte, sondern weil er einfach nicht mehr durchblickte.

Und der Beamte war ja wirklich freundlich. Die beiden gingen am leeren Taxistand vorbei, die Bahnhofstraße entlang. – Als sie am „Grünen Krug“ ankamen, stieß Franz die Tür auf und ging rein. „Da ist geschlossen“, rief der Beamte hinter ihm her.

„Stimmt doch gar nicht. Da sind doch Leute drin“, wollte Franz grade sagen, aber das Wort blieb ihm im Mund stecken. Es lief ihm eiskalt den Buckel runter.

Die Kartenspielerunde am Stammtisch. Die Familie am Fenster. Die vier anderen besetzten Tische. Der Wirt hinter der Theke – alles Puppen! „Alle unsere Lokale sind seit fünf Jahren geschlossen“, sagte der Beamte. „Wir mögen das nicht mehr, einfach zusammensitzen. Wir haben das Lokal zur Erinnerung so eingerichtet.“

Franz brauchte jetzt nicht nur ein Bier, sondern auch einen Schnaps dazu. Unheimlich wars ihm.

Als sie wieder auf die menschenleere Straße traten, wurde es nicht besser. Sie hatten nicht mehr weit zu gehen. Der Beamte – er hatte sich Franz als Fritz Meyer vorgestellt – wohnte in einem Mietshaus, nur ein paar Schritte von der seltsamen Gastwirtschaft entfernt.

Fritz Meyer war gut eingerichtet. In jedem Raum stand so ein Fernseher mit Tastatur. Franz setzte sich. Als erstes bekam er einen Cognac und ein Bier. „Sie müssen unbedingt mit mir zu Mittag essen“, bat ihn der Beamte. „Ich habe ein Jahr schon niemanden mehr hiergehabt.“

„Führen Sie ein Eremitenleben?“ fragte Franz. „Da hab ich anders gelebt, in Ihrem Alter.“

„Da gab es ja noch andere Möglichkeiten,“ sagte Meyer bitter.

„Aber ich bin vor zehn Jahren genauso hierher gekommen, wie Sie heute. – Und seitdem bin ich hier Bahnhofsverwalter.“

„Versteh ich nicht,“ sagte Franz. „Aber das ist ja gleich. Prost!“

„Prost“, erwiderte Meyer und nahm einen langen Schluck. „Aber jetzt muß ich erst mal rüberläuten und den neuen Mitbürger ankündigen.“

„Wen?“ fragte Franz. Aber Meyer saß schon am Bildschirm und hackte auf der Tastatur herum.

„Amt für öffentliche Ordnung, Degen“, meldete sich auf dem Bildschirm eine adrette, etwa dreißigjährige Frau. „Ach du bist es, Fritz. Hast du den Bahnhof schon wieder zugemacht?“

„Ja,“ sagte der. „Aber es ist wieder mal passiert. Ein Kölner. Ich hab erst gar nicht gemerkt, daß er fremd ist. Der letzte Fall ist schließlich über ein Jahr her.“ Meyer rückte ein bißchen auf die Seite, damit die Frau Franz sehen konnte. „Oh je,“ sagte die.

„Das gibt vielleicht Arbeit, bis ich den aus allen Karteien raushab. Was ist er denn von Beruf?“

Meyer wandte sich fragend zu Franz um.

„Drucker,“ sagte Franz automatisch.

„Ach Scheiße,“ fluchte die Frau. „Daß sich nie die hierher verlaufen, die wir dringend bräuchten, für die Überwachung der Kläranlage brauchen wir doch jemanden. Vielleicht geht das.“ Und zu Franz gewandt: „Bitte schreiben Sie mir Namen, Adresse und Arbeitgeber auf einen Zettel, legen sie den mit dem aufgeschlagenen Personalausweis auf die Platte links neben der Tastatur.“ Franz gehorchte automatisch. „Ach,“ lächelte die Beamtin, „im Pressehaus in der Breiten Straße haben Sie gearbeitet. Ich hatte mal einen Freund, der war auch dort. Döpper hieß der, Anton Döpper.“

„Ja, den kenn ich,“ bestätigte Franz. „Der ist in der Setzerei. Aber sagen Sie mal, was wollen Sie denn mit meinen Personalien?“

Das Lächeln der Beamtin, das wohl der Erinnerung an Döpper galt, verschwand. „Ja, abmelden muß ich Sie. Überall. Was meinen Sie, was das für eine Arbeit ist? Da geht der ganze Sonntag drauf, bis ich Sie aus dem letzten Computer draußen habe. Hoffentlich haben Sie nicht auch noch eine große Familie?“

„Nein, ich lebe ganz allein.“

„Nicht einmal eine Freundin?“

„Nein, zur Zeit nicht. Aber sagen Sie mal, das geht Sie doch wohl einen feuchten Staub an, ob ich eine Freundin habe. Und was heißt hier abmelden?“ Die Beamtin sah Meyer strafend an: „Heißt das, der weiß noch nichts? Hast du ihn nicht unterrichtet?“

„Ach, immer ich“ maulte Meyer. „Bloß weil ihr an der Stadtgrenze schlafst, soll ich den Leuten beibringen, was ihnen hier blüht.“

„Was heißt hier schlafen. Das elektronische Überwachungs- und Abweissystem muß grade einen Moment außer Betrieb gewesen sein, wo der rein ist. Es ist schon wieder alles dicht jetzt. Und denk dran, es gibt noch andere, die auch ganz gern Bahnhofsverwalter wären.“

„Ja, ja, ist schon gut“, brummte Meyer. „Ich red ja schon mit ihm. Wann wird er denn eingewiesen? Wohnung und so?“

„Noch heute abend. In deinem Haus ist sowieso eine Wohneinheit unbesetzt; die vom früheren Beauftragten für die Kläranlage. Warte mal eben. Ich schaue nach, ob alles klar ist.“ Ihr Gesicht verschwand vom Bildschirm, tauchte aber schon nach ein paar Sekunden wieder auf.

„Alles klar! Sie haben Wohneinheit 0437/2. Ihre Computererkennung entspricht der Nummer der Wohneinheit. Genaue Anweisungen über die zur Verfügung stehenden Service-Systeme können Sie unter Angabe Ihrer persönlichen Kennung vom System abrufen. Sie brauchen dafür nur Ihre Nummer einzutippen und die linke Hand auf die Platte legen, auf die Sie vorhin den Personalausweis gelegt haben.“

Ab sofort steht Ihnen auch für den Einkaufsservice Kredit in Höhe von 2 000 Mark zur Verfügung, bis wir Ihr bisheriges Bankkonto transferiert haben. Morgen haben Sie noch Urlaub zum Eingewöhnen. Aber ab Dienstag müssen Sie dann für die Überwachung der Kläranlage zur Verfügung stehen. Das

heißt, Sie tippen um acht Uhr Ihre Codenummer ein und können dann machen, was Sie wollen. Wenn was nicht stimmt, wird Sie das System alarmieren. Ob Sie vor acht zum Bahnhof gehen oder gleich zu Hause bleiben, können Sie selbst entscheiden. Alles andere hören Sie von Herrn Meyer. Leben Sie sich gut bei uns ein. Herzlich willkommen!"

Ehe Franz überhaupt etwas erwidern konnte, hatte sie abgeschaltet. Als sich Franz aufgebracht zu Meyer umdrehte, schenkte dieser grade Cognac nach. „Lassen Sie mich jetzt erst mal erzählen, wie ich hergekommen bin," sagte er. Im September 1991 bin ich in die Stadt gekommen – genauso wie Sie heute. Die elektronische Überwachungsanlage hat damals wohl auch versagt. Wissen Sie, Autos werden nämlich umgeleitet, daß sie erst gar nicht an die Stadt herankommen können. Und Fußgänger vergessen, – weiß der Teufel, wie das funktioniert, daß sie in die Stadt wollten. Sie kehren dann um. Das ist übrigens genauso, wenn man aus der Stadt raus will. Ich hab das oft probiert. Und jedes Mal bin ich dann hier in der Wohnung wieder zu mir gekommen. Auf einmal setzt das Denken aus, und man geht einfach zurück.

Also wie gesagt, ich war damals auf einem Ausflug mit meiner Freundin. Wir sind querfeldein gegangen, und auf einmal hab ich gesehen, wie sie zurückgeht – und ich konnte nicht mehr zurück, obwohl ich wollte. Ich war schon drinnen. Das war ganz schön schlimm damals. Ich hab getobt wie ein Irrer, aber genützt hat es nichts. Ich war zuvor Postbeamter in Koblenz. Dabei hab ich noch Glück gehabt, der frühere Bahnhofsverwalter hatte sich gerade aufgehängt. So erhielt ich die Chance, die einzige Stelle in der Stadt zu bekommen, wo man Menschen noch direkt trifft.“

Hinter Meyer wurde der Bildschirm hell: „Fritz, du sollst nicht Trübsal blasen, sondern Franz einweisen.“ Die Frau war wieder zu sehen. Zu Franz meinte sie entschuldigend: „Lassen Sie sich von seiner trübseligen Stimmung nicht anstecken. Das liegt am Wetter. Sie werden sehen, wir leben hier ganz toll.“ Weg war sie.

„Kann die mithören?“ fragte Franz unsicher.

„Natürlich! Wissen Sie, damals, wo die Leute noch nicht so weit waren, daß sie's ausgehalten haben, andere Leute außer am Bahnhof nur auf dem Bildschirm zu treffen, – da gab es noch viel Selbstmordversuche. Aber die Psychologen, die das Pilotprojekt begleiten, haben das vorausgesehen und Überwachungsanlagen installiert. Jetzt bleibt es, außer wenn ihnen mal einer durchrutscht, wie mein Vorgänger, beim Versuch. Auf jeden Fall wissen Sie jetzt, – oder darf ich Du sagen? –, Wie ich hierher geraten bin.“

„Ja, natürlich!“

„Auf dein Wohl, Franz!“

„Prost Fritz!“

„Später hab ich erfahren, was das soll. Das ist ein Pilotprojekt, ein Feldversuch mit totaler Verkabelung und Telekommunikation. Du kannst alles zu Hause machen. Einkaufen, arbeiten, alles! Und du erreichst alle über den Bildschirm, kannst damit auch Versammlungen mitmachen. Unsere Bürgerversammlung läuft über Konferenzschaltung, damit jeder von seiner Wohnung aus dabei sein kann. Was immer du tust, du kannst es von daheim machen. Natürlich nur innerhalb der Stadt. Nach draußen ist ja seit 1991 alles abgeschaltet.“

„Und der Bahnhof?“ fragte Franz, „Du sagst, das ist der einzige Ort, wo sich die Leute treffen können. Wie paßt das da rein und geht denn so was überhaupt in einer Demokratie?“

„Ach ja, der Bahnhof. Den haben sich die Psychologen ausgedacht. Neanderthalersyndrom nennen die das, was manche Leute dahin treibt. Weißt du, ein Teil der Leute ist noch nicht ganz angepaßt. Die stehen jeden Morgen um sechs auf, latschen zum Bahnhof. Ich mache meine Zugdurchsage, schön nach Fahrplan. Wenn der Zug theoretisch gefahren sein müßte, gehen sie wieder heim, setzen sich vor den Bildschirm und arbeiten. Am Sonntag kommen sie wie für den Sonntagsausflug zum Bahnhof – und gehen dann wieder in ihre Wohnanlagen.“

Gearbeitet wird nur noch über unser Telekommunikationsnetz. Keiner braucht mehr anzupacken, alles ist direkt mit der Wohnung verkabelt. Über Versorgungsleitungen wird das, was man zum Leben braucht, direkt zu den Leuten an die Bildschirme gebracht. Eigentlich ist es ganz schön hier. Was wohl die Uschi macht, meine Freundin von damals? Noch eines: Alles geht natürlich nicht über den Bildschirm. Frauen und Männer und so. Aber das haben die Psychologen auch vorausgeplant. Dafür gibt es ein spezielles Begegnungszentrum, das so eingerichtet ist, daß man darin einen zweiten Menschen aushält. Weißt du,“ meinte er auf den erstaunten Blick von Franz hin, „daß du bei mir in der Wohnung bist, ist nämlich nicht selbstverständlich. Die meisten sind nämlich schon so daran gewöhnt, andere nur über den Bildschirm zu treffen, daß sie Platzangst kriegen, wenn ein anderer zu ihnen in die Wohnung kommt.“ Franz hatte genug. „Nein,“ sagte er. „Hier bleibe ich nicht. Wer ist denn hier verantwortlich. Mit dem will ich sofort reden.“

„Ach komm, mach keinen Quatsch. Du erreichst da nichts,“ versuchte ihn Fritz zu beruhigen.

„Doch. Das will ich jetzt wissen.“ erwiderte Franz bestimmt.

„Na schön,“ sagte Fritz resignierend. „Barbara!!“

Die Frau erschien wieder auf dem Bildschirm. „Ich hab den Alten schon in der Leitung. Hab ihm das Gespräch schon überspielt.“ Barbara verschwand und an ihrer Stelle erschien ein freundlicher älterer Mann, der als erstes Franz herzlich willkommen hieß. Dann fragte er, womit er helfen könne. Da kam Franz in Fahrt, er redete vom Grundgesetz, von der Menschenwürde und Demokratie und davon, daß er sofort wieder weg wollte. Und daß er sich auch jede Einmischung in seine persönlichen Angelegenheiten verbitte.

Der Mann – höflich und freundlich – blieb völlig ungerührt: „Wissen Sie, Franz,“ erklärte er, „ein Feldversuch ist nun einmal ein praktisches und kein theoretisches Projekt. Und Sie sind durch eigenes Verschulden mitten rein geraten. Wir haben Sie nicht eingeladen. Und was Ihre Bezugnahme auf demokratische Rechte anbelangt, so kann ich Ihnen nur zustimmen – außerhalb dieses Projekts. Gerade die Sicherung der Demokratie unter den Bedingungen der totalen Telekommunikation ist eines der wichtigsten Ziele dieses Feldversuchs. Aus diesem Grund kann sich auch niemand aussuchen dürfen, ob er nun mitmachen will oder nicht. Das kann er ja schließlich auch nicht, wenn sich die Demokratie erst einmal für das System der totalen Telekommunikation entschieden haben sollte. Wir müssen auch verhindern, daß unser

Projekt bekannt wird, weil wir sonst nicht mehr in der Lage wären, es ungestört zum Nutzen der Demokratie durchführen zu können. Tut mir leid!" Er verschwand. Die Frau tauchte wieder auf.

"Wissen Sie was," sagte sie zu Franz: „Am besten machen Sie jetzt erst einmal eine Runde durch die Stadt und schauen sich alles an. Dafür brauchen Sie nur ihre Nummer und das Wort Stadtbesichtigung in den Computer einzugeben. Wollen Sie?“

Franz nickte mechanisch, tippte seine Nummer ein und das Wort Stadtbesichtigung. Er hatte nur ein Ziel, nämlich dorthin zurückzugehen, wo er hergekommen war. Fritz blieb sitzen, als Franz fluchtartig die Wohnung verließ. Vor ihm auf der Straße wurde durch ein Blinklicht angezeigt, welchen Weg er einschlagen mußte. Franz folgte den Hinweisen widerstandslos. Allerdings nur bis zu dem Punkt, wo er den Weg erkannte, auf dem er in die Stadt gekommen war. Dort verließ er seine Route und achtete nicht darauf, daß ihn eine hektische Computerstimme zur Benutzung des markierten Weges aufforderte. Er fing an zu laufen, zu rennen, rannte aus der Stadt und rannte und rannte . . .

Unterwegs ließ er sich von einem Auto mitnehmen zum nächsten Bahnhof. Von dort fuhr er nach Köln. Morgen würde er einem Redakteur beim „Express“, den er gut kannte, die Geschichte erzählen. Das würde einen Wirbel machen.

Vom Bahnhof fuhr er mit dem Taxi heim durch die menschenleeren Straßen Kölns. Er war glücklich. So glücklich, wie man nur nach einem bösen Traum sein kann. – Wenn man merkt, daß man nur geträumt hat. Heute abend wird gefeiert, nahm sich der Franz vor.

Als er in sein Wohnzimmer kam, glotzte ihn dort, wo gestern noch sein Fernseher gestanden hatte, wie ein böses Auge ein neuinstallierter Bildschirm an. Unbeweglich stand dort: „0437/2 – bitte sofort Ankunft melden.“ Statt der Schrift erschien auf einmal wieder der freundliche ältere Mann. „Entschuldigen Sie, Franz. Heute Nachmittag konnte ich es Ihnen noch nicht sagen. Das Pilotprojekt Neuwied ist erfolgreich abgeschlossen. Zur Ermittlung empirischer Werte gibt es ein neues Projekt, das die Bundesländer Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz umfaßt. Wir hoffen, daß dieser Großfeldver-

such ebenso erfolgreich verläuft.“ Der Bildschirm wurde dunkel. Franz schenkte sich einen Cognac ein. Er schaute zum Fenster hinaus. Keine Bahn fuhr, kein Auto. Gegenüber konnte Franz in Wohnungen schauen, sah die Menschen mit den neuen Bildschirmen spielen – und gleichzeitig sah er die anderen, die am Morgen zu dem Zug gekommen waren, der nie mehr fahren würde.

Er stellte sein Cognacglas ab und sprang aus dem Fenster. Glücklicherweise hatte er von Fritz erfahren, daß selbst das später nicht mehr möglich sein würde.

Gero Reimann

Die Geschichte von Hermann Kalinski

der aus der letzten seiner ihm möglichen Welten fiel und in einem weichen, warmen Bett landete

Als Hermann Kalinski an jenem Morgen im Frühjahr 1980 aufwachte, wurde ihm mit zunehmender geistiger Klarheit bewußt, daß er mit der Welt im Krieg stand.

Er betrachtete seine kleine Wohnung, die die Welt ihm jetzt auch noch nehmen wollte voller Rührung. Unerbittlich haftete seinen wenigen Habseligkeiten der Ruch baldigen Verlustes an.

Er rief sich die Phasen seines Kampfes gegen die Welt in die Erinnerung zurück. Im Moment der Durchtrennung seines Nabels vom Mutterleib muß die Welt mit ihren Sensationen auf ihn losgestürmt sein, mit dem festen Ziel, ihn zu vertreiben.

Er war aufgewachsen mit sechs Geschwistern, bereits recht weit am Rande dieser Welt. In der Schule sprachen sie eine ihm fremde Sprache. Versuche seinerseits, diese Sprache schriftlich zu fixieren, endeten in Niederlagen. Obwohl ihm später bei einem Intelligenztest des Arbeitsamtes eine durchschnittliche Begabung zur Erreichung eines Hauptschulabschlusses bestätigt werden würde, landete er auf der Sonderschule für, wie man sagte, verhaltengestörte Kinder mit starken Lerndefiziten. Das Elend in seinem Elternhaus, einer schäbigen Vorstadtwohnung, stieß ihn ab. Er versuchte, sich davon zumachen. Die Welt stieß ihn wieder zurück. Gedemügt. Sein Vater, der nur noch manchmal, in nüchternen Momenten die Mutter aufsuchte, um Geld zu holen, blieb ihm eine vage Erinnerung. Nur der scharfe Dunst eines Alkoholatems würde über ihm lasten. Die Mutter hielt die Kinder mit Hilfe des Sozialamtes mühsam etwas am Leben. Dann wurde der Vater in einer Kneipenrauferei erstochen. Er hatte ein Wort mißverständlich gebraucht, so daß es einen ganzen Wust von Haß- und Wutgefühlen in einem, der ihm ähnlich war, mobilisierte.

Zu jener Zeit hatte Hermann sich bereits auf die Rolle des Sonderlings eingespielt. Er spielte den Trottel, wenn es sein mußte auch den Doofen. Er prahlte hemmungslos von den Erfindungen, die er gemacht hätte, mit denen es ein Leichtes wäre, die Erde zu verlassen, eine Revolutionierung der bemannnten Raumfahrt ohnegleichen, aber, die Bürokraten des Patentamtes, bestochen von Großkonzernen, die ihren alten Schrott noch verkaufen wollten, lehnten systematisch seine Erfindungen ab. Er war jederzeit bereit, eine Straßenbekanntschaft mit auf sein Zimmer zu nehmen, um ihr seine Erfindungen zu zeigen. Zumindest die Modelle, die in einem Pappkarton lagen. Daß ihm unwiderruflich der Krieg erklärt worden war von der Welt, daß war ihm eine tägliche Gewißheit. Er richtete sich danach und baute seine Verteidigungslinien aus. Zumindest versuchte er es.

Den Job als Handlanger in der Mac Donalds-Kinderkneipe konnte er ein Jahr behaupten, ehe die Welt wieder zuschlug. Der Verdienst ermöglichte es ihm, sich seine kleine Einzimmerwohnung auszubauen. Die Möbel hatte er sich vom

Sperrmüll geholt. Nur die elektronische Ausstattung kam neu aus dem Technischen Kaufhaus. In diesem Bereich konnte er nicht knausern. Wie er arbeitslos wurde, wollte ihn der Vermieter rauschmeißen.

Hermann prägte sich jeden Gegenstand seiner Welt ein und machte sich eine Tasse Kaffee. Er setzte sich auf den Küchenstuhl und sah aus dem Fenster auf den dunklen Hinterhof. Das konnte doch kein Zufall sein, daß dort ein einzelner Baum sich hochrankte. Dem Zufall mißtraute Hermann auch an diesem Morgen.

Er schrieb sich ja auch Hermann, mit einem „r“, und nicht wie jeder x-beliebige Herr.

Heute sollte nun der Gerichtsvollzieher kommen. Hermann raufte sich die Haare. Er hatte um jedes Schräubchen seiner Wohnung gekämpft. Beim Sozialamt, beim Arbeitsamt und bei der psychologischen Untersuchung. Aber die Blicke der Menschen, die amtlich mit ihm zu tun hatten, verwiesen ihn, mehr oder weniger höflich, nach draußen. Raus sagten die, raus aus unserer Welt. Hier gehörst du nicht hin.

Was konnte er noch tun? Er hatte gehört, wenn er krankgeschrieben wäre, könnte der Vermieter den Gerichtsvollzieher nicht schicken.

Lohnte sich der Kampf überhaupt noch?

Eigentlich lebe ich gerne, dachte Hermann Kalinski, mag ich die Menschen, ihre Körper, ihre Gesichter, ihr Herumgealbere, mag ich das Wetter, wie es sich ständig verändert, mag ich die Kinos, die Kaufhäuser, all das Drum und Dran der großen Stadt. Ich mag den Straßenmalern und Stadtmusikanten zusehen. Ich schau mir gern die Rinnsteine an, wenn sie einen Gummireifen von einem schicken Auto eindrücken.

Aber, es läßt sich nicht leugnen, ich bin draußen.

Wenn immer ich versuche, Kontakt aufzunehmen, merke ich, wie die Menschen zurückschrecken, als hätten sie Angst davor, mich wahrzunehmen. Als wollten sie, daß es mich nicht gäbe. Gestern hat mich der Kerl, der mit dem Vermieter unter einer Decke steckt, im Flur mit dem Messer bedroht. Sie werden immer dreister, um mich aus ihrer Welt zu vertreiben. Aber, er stützte sich auf und stierte in die leere Kaffeetasse, wo ist meine Welt? Keine Kollegen, die Familie ein drohendes Unheil, das mich verurteilt hat. Die Frauen erschrecken, wenn sie meine Sinnlichkeit spüren.

Hermann stellte die Tasse auf das Fensterbrett und verließ bald darauf seine Wohnung. Er eilte zum Arzt (Ach, der schon wieder) und ließ sich für eine Woche krankschreiben.

Er war kaum zurück, da kam auch schon der Gerichtsvollzieher und deutete ihm an, welche persönlichen Gegenstände (welcher Welt?) er sich raussuchen könnte. Ein altes Kofferradio, eine kleine Leselampe von Woolworth, die man am Bett feststecken konnte, und einige andere Gegenstände. Hermann wußte, daß sie jetzt dabei waren, ihn auch aus seiner letzten Welt zu vertreiben. Er wollte leben, aber ohne liebe Welt würde er es nicht können. Er ging zum Fenster, öffnete es, kletterte auf das Fensterbrett, sah drei Stockwerke unten die Straße liegen. Dann sprang er aus seiner Welt hinaus. In dem Moment war keinerlei Verzweiflung in ihm. Nur etwas Angst. Deshalb hielt er sich beim Fallen die Augen zu.

Es krachte furchterlich. Langsam merkte er, daß er noch in der Welt war. Der Gerichtsvollzieher stand auf dem Kopf und schrie ihn an. Es sah aus, als kämen die Worte aus der Hose und der Mund würde sich unabhängig davon öffnen und schließen. Die Nasenlöcher starnten ihn an.

Hermann lag auf dem eingebulten Auto. Es war das Auto seines Vermieters, das unten, an der Straßenseite im Parkverbot stand. Hermann lauschte auf die schrillen Stimmen der Menschen, die zu ihm hinströmten als wären sie auf der Straße befestigt und Schnüre zögen sie heran.

Im Krankenhaus erst wurde er ohnmächtig, als er den Geruch wahrnahm, der für ihn die Zerstückelung von menschlichen Körpern bedeutete.

Als er aufwachte, durfte er eine Zeitlang allein liegen. Dann kam ein Arzt und teilte ihm mit, daß seine Beinknochen zersplittet seien. Er müsse jetzt sehr lange im Krankenhaus liegen und dann wieder wie ein Kleinkind gehen lernen. Hermann fühlte, wie ihn Glück durchströmte. Zum erstenmal seit sehr langer Zeit war er glücklich. Er hatte zwar Schmerzen, aber dafür lag er auch in einem Bett, sogar am Tage. Um ihn waren Menschen besorgt. Die Schwester war sehr nett. Er hatte eine Bleibe. Er konnte neue Verteidigungslinien aufbauen und weiterkämpfen.

Es hatte sich sogar für Freitag ein Sozialarbeiter gemeldet, der sich mit ihm unterhalten wollte.

Als die Schwester ihm das angeforderte Mineralwasser brachte, las er sorgfältig das Etikett auf der dunkelgrünen Flasche und weigerte sich darauf, das Wasser zu trinken. Da steht was von staatlich verordnetem Wasser auf der Flasche, sagte er, erfüllt mit neuem Selbstbewußtsein. Ich mag kein Wasser vom Staat. Bringen Sie mir bitte Orangensaft.

Anlage:

(Auszüge aus den Akten Hermann Kalinskis, bevor er in eine geschlossene Anstalt überführt wurde, zusammengestellt von K., Sozialarbeiter)

1. Aus dem Brief des Gerichtsvollziehers K.

Sehr geehrter Herr Kalinski,

anliegende Fotokopie des Räumungsprotokolls übersende ich Ihnen mit der Bitte um Kenntnisnahme.

Ich muß Sie nach dem Gesetz auffordern, die eingelagerten Gegenstände (siehe Blatt 2 des Räumungsprotokolls) bei der Spedition . . . abholen zu lassen. (. . .)

Die Frist hierzu beträgt 1 Monat. Bis zum . . . können Sie Ihre Sachen – ohne Zahlung von Kosten – abholen lassen. Sollte innerhalb dieser Frist nichts geschehen sein, müssen die eingelagerten Gegenstände versteigert werden, damit keine weiteren Einlagerungskosten entstehen.

Mit den besten Wünschen für Ihre baldige Genesung verbleibe ich

Hochachtungsvoll
(unterzeichnet von K.)

2. Aus dem Räumungsprotokoll

Da die Aufforderung zur Räumung ohne Erfolg blieb, habe ich den Schuldner aus dem Besitz der Wohnung gesetzt und die gesamte bewegliche Habe desselben durch die hinzugezogene Spedition . . . herausbringen lassen. Nach Beginn der zwangswiseen Räumung sprang der Schuldner vom Balkon seiner Wohnung auf die Straße. Der PKW des Gläubigers – Herrn . . . – wurde hierbei stark beschädigt. (9.10 Uhr)

Nach Alarmierung der Polizei und eines Unfallwagens wurde der Schuldner in das Krankenhaus . . . gebracht. Lebensgefahr besteht nicht. Die Räumung wurde fortgesetzt. Folgende Gegenstände wurden bei der Spedition eingelagert:

1 Küchenschrank, 1 Tisch, 1 Eckbank, 2 Stühle, 1 Küchenschrank, 1 Besenschrank, 1 Küchentisch, 1 Stuhl, 1 Kaffeemaschine, diverses Geschirr, 2 Sessel, 1 Nachtschrank, 1 kl. Tisch, verschiedene Kleidungsstücke, 1 alter Küchenschrank, 1 alter Kleiderschrank, 2 alte Betten, 1 Sessel, 1 Flurgarderobe mit Spiegel, 1 kl. Spiegel, 1 Schuhsschrank, 2 alte Fernsehtische, 1 Couch, 2 Sessel, 1 kl. Stubentisch, 1 Wohnzimmerschrank (Regal), 1 alter Wohnzimmerschrank.

Der anwesende Gläubiger wurde hierauf in den Besitz der geräumten Wohnung eingewiesen.

Sämtliche eingelagerten Gegenstände befinden sich in einem schlechten und verbrauchten Zustand.
(. . .)

Vorlage-Genehmigung und Unterzeichnung des Protokolls erfolgt nicht, da der Schuldner sich im Krankenhaus befand.

(unterzeichnet K.)
Gerichtsvollzieher
(darunter, klein und mit Bleistift)
beendet 16.45

Matthias Biskupek

Drei mögliche Gespräche mit dem Malerbrigadier Alfred Werner und fünf unmögliche Vorsätze

Fünf unmögliche Vorsätze

Der Werner-Alfred hat immer Zeit für einen.

Was Alfred Werner anpackt, gelingt ihm.

Werner, Alfred'n weiß stets, Rede und Antwort zu stehen.

Wenn Alfred Werner was sagt, stimmt das.

Der Werner-Alfred ist beliebt bei jung und alt.

Erstes Gespräch

– Alfred, ich will meine Wohnung tapezieren.

– Nu, mach das.

– Ich meine, hast du vielleicht einen Tip? Als Fachmann beim WBK¹? Zum Beispiel beim Tapezieren von der Decke?

– Das muß man besser gelernt haben. Oder – du guckst dir das mal an. Vom Abgucken alleine lernst du zwar auch nichts. Weißt du, ich sag mir immer: erst mal selber machen.

– Tapeziert ihr immer zu zweit eine Wohnung?

– Das haben wir früher gemacht. Da gab's Ärger mit der Abrechnung. Ein Mensch arbeitet doch nicht wie der andere. Jetzt arbeitet jeder allein. Man kann genau nachprüfen, wer was gemacht hat. Bloß so einfach war's nicht.

– Was? Daß jeder für sich arbeitet?

– Die Kollegen wollten das schon. Aber was nützt eine gute Idee? Da brauchst du auf einmal die doppelte Anzahl Tapezierbretter. Nu besorg die mal.

– Und sowas ist deine Aufgabe?

– Naja, auch. Zu wem kommen die Kollegen, wenn was nicht klappt? Der Bauleiter ist manchmal weit. Und die Kombinatsleitung . . . Naja. Dazu bin ich ja da. Guck mal, die Kollegen sind fast alle jünger als ich. Und wenn's was gibt, was Ideologisches, weil's irgendwas nicht gibt, Material zum Weiterverarbeiten, da heißt's gleich: Alfred, wie ist denn das gemeint?

– Und du weißt, wie das gemeint ist?

– Nicht immer. Ich hatte auch schon Ärger. Aber ich hau nicht bei jeder Gelegenheit mein Parteibuch auf den Tisch. Das hab ich nie gemacht. Aber Ärger gab's.

– Dabei bist du doch eine Art Vorbildarbeiter.

– Wahrscheinlich. Weil ich immer mal in der Zeitung stehe oder auf Tribünen. Da muß man ein dickes Fell haben. Wahrscheinlich diskutieren deswegen auch die Kollegen mit mir. Auch Maurer oder Fußbodenleger, die sich eigentlich an ihre Vorgesetzten wenden müßten. Es gibt nämlich genug davon. Aber da gibt's Leiter, wenn die Leute was wollen, da drehen die sich um und gehen weg. Die wollen gar nicht reden. Die wollen auch nicht wissen, wo der Schuh drückt. Das find ich . . . naja. Gut. Mir muß man die Würmer nicht aus der Nase ziehen. Doch wozu kriegt so ein Leiter sein Geld? Wenn er nicht mit den

Leuten reden will? – Da wird nämlich nicht so ins Reine gesprochen, wie bei Konferenzen. Obwohl, da laß ich mir auch nicht in meinen Diskussionsbeitrag reinreden. Erst sag ich's. Hinterher, da können sie ändern, wenn's gedruckt werden soll. Einmal kamen sie auf einer Konferenz noch zwei Redner vorher – hier, du mußt da noch was ändern.

– Du redest von denen?

– Na komm, verklapp's mich nicht. Du weißt schon, wen ich meine. Ich sag, was ich denke. Ich bin doch nun nicht umsonst seit 59 in der Partei.

– Wie alt bist zu jetzt?

– Siebenundfünfzig. Ich war vorher erst Bauer. Aber gelernt habe ich Maler.

– Ach so. Und seit wann bist du im WBK?

– Seit 71.

– Warst du mal sauer auf die Partei?

– Auf die Partei nicht. Auf einzelne Genossen schon. Aber sag mal, was wolltest du nun wegen der Tapetiererei?

Zweites Gespräch

– Genosse Werner, Sie sind der Initiator der Bewegung „Jeden Monat einen Tag mit eingespartem Material arbeiten“. Dies war vor drei Jahren. Sie sind Träger des Ordens „Banner der Arbeit“. Ihre Initiative wird nicht nur im WBK Gera angewandt. Wie sehen Sie, Genosse Werner, heute ihre Initiative?

– Ich will mal sprechen, heute ist sie aktueller denn je. Überall wo man hinhört, was man liest: Sparsamkeit wird groß geschrieben. Das ist bei unseren Tapeten so, bei den Rohstoffen, eben überall.

– Genosse Werner, können Sie uns vielleicht einige Worte sagen über die Entstehung dieser, Ihrer, Initiative?

– Das ist nicht nur auf meinem Mist gewachsen, will sagen, wir haben das kollektiv erarbeitet. Es hieß, wir müßten jeden Monat einen Tag Planvorsprung erarbeiten. So stand die Aufgabe. Und da haben wir gemeint: Warum nicht mit eingespartem Material?

– Genosse Werner, es gab gewiß Hemmnisse bei der Durchsetzung der Initiative?

– Gibt's immer. Und der Meister fragte: Ihr wißt, wenn ich weniger Tapeten bestelle, kommen auch weniger. Schafft ihr das? Weil, es wird ja immer viel erzählt, wenn der Tag lang ist, und die Sitzung noch länger. Wir haben nicht erzählt, wir haben tapeziert. Mit weniger Material. Übrigens, wenn zum Beispiel der Malo nicht voll mitgezogen hätte; wir hätten nicht gepackt.

– Genosse Malo ist mir nicht bekannt? . . .

– Den nennen wir nur so. Das ist der Bauleiter.

– Ach so. Wir wollten doch aber bei Ihrer Initiative bleiben. Was ist denn von der Brigade Werner in nächster Zeit zu erwarten?

– Wir machen unsere Arbeit ordentlich. Und jeden Monat einen Tag mit eingespartem Material arbeiten: das wird ja nicht einfacher, im Gegenteil. Da muß man doch nicht alle furzlang was Neues erfinden, oder?

– Das „furzlang“ müssen wir aber streichen, Genosse Werner.

– Meinetwegen. Aber man muß doch nicht dauernd was Neues erfinden. Sind doch sowieso oft nur Selbstverständlichkeiten, ganz normale Sachen.

– Natürlich, Genosse Werner. Ich glaube, wir haben jetzt auch schon genug Material zusammen. Ich wünsche Ihnen noch viele neue Ideen und Initiativen.

Drittes Gespräch

– Guck, hier, das Regal hab ich auch selber gemacht.

– Und die Brettchen da? Selber bemalt?

– Ja, aber nur für mich. Das hier ist nach Wilhelm Busch. Das macht weniger Arbeit, weil ich das nicht bunt auslegen muß.

– Gefällt mir aber nicht so.

– Naja. Das ist Geschmacksache.

– Aber dir gefällt's hier, in deinem Kursdorf? War das mal dein Bauernhof?

– Guck, hier hinten, das war der Pferdestall. Den hab ich abgerissen, den Zaun dahinter gesetzt. Und hier muß eine neue Tür rein – aber du weißt ja, wie's ist.

– Garage hast du, aber kein Auto?

– Wozu brauch ich das denn. Wenn ich zum Beispiel nach Gera fahr, ins Theater – da hab ich ein Anrecht – da werden wir mit'm Bus geholt. Ich brauch die Garage, wenn meine Kinder kommen.

– Und das hier, sind das Strohblumen?

– Ich sag immer, meine Frau hat's eben mit dem Garten. Siehst du, das Klavier hier, früher hatte ich's in der Stube.

– Kannst du Klavier spielen?

– So'n bißchen. Weißt du, wir hatten zu Hause nicht viel, mein Vater war Etuier.

– Was war der?

– Na in Eisenberg. Der hat in der Etuibude gearbeitet. Als ich dann Malerlehrling war, da hab ich von meinem Geld Klavierstunden genommen. Das hat nicht viel gekostet. Ich hab dabei das meiste gelernt. Ich hab auch Zerrwanst gespielt. Naja, guck, wer macht heute noch Musik. Früher haben wir im Dorf zusammen gearbeitet, NAW², und gefeiert. Da gab's 'ne Flasche Bier und 'ne Bockwurst. Heute fragen sie doch gleich nach dem Gelde.

– Falsch, Alfred. Du fragst doch auch nicht danach. Außerdem gibt's 'ne Menge junge Leute, die Musik machen.

– Stimmt, stimmt. Es ärgert mich nur, daß sich so viele Leute voneinander abkapseln, auch hier im Dorf. Macht das denn das Geld? Man wird auch älter.

– Guck, das ist auch ein bißchen mein Hobby. Die Vogelzucht. Sind alles verschiedene Finkenarten, und die hier, die gehören eigentlich meinem Sohn, naja, die füttere ich mit durch. Das Dach muß unbedingt gedeckt werden.

– Eigentlich hättest du hier genug zu tun. Den ganzen Tag. Da brauchst du doch deinen Bau gar nicht.

– Nach dem Urlaub fällt's manchmal schwer, wieder anzufangen. Zum Frühstück geht's dann schon wieder. Mir würde was fehlen. Sagt meine Frau auch, ich muß eben auf dem Bau rumrammeln. Und dann, die Kollegen, weißt du, die Kollegen wollen immer mit mir reden, da heißt's Alfred . . . aber das hatte ich dir doch schon erzählt. Und das ist meine Goldfischzucht.

– Im Krieg warst du auch?

– Allerdings. Und dann Gefangenschaft. Beim Amerikaner, Bad Kreuznach, falls dir das was sagt.

- Sagt mir was. Und dann hast du eingehieiratet, hier?
- Der Hof war da. Vierzig Morgen Land.
- Hast du die Bodenreform mitgemacht?
- Bodenreform gab's hier nicht. Waren alles kleine Bauern. 57 sind wir dann in die LPG², erst eins, dann drei. Und bei der VdgB⁴ war ich dann, ehrenamtlich. Da hat das übrigens angefangen, daß ich reden mußte. War so eine Delegiertenkonferenz von der Partei, ich war noch nicht Mitglied, bloß als Guest, eben von der VdgB. Und da haben mir die Genossen gesagt, nun halt mal eine Rede. Ich sterbe nicht an Herzdrücken, hast du vielleicht gemerkt. Ja, so hab ich das nach und nach gelernt. Man hat doch am Anfang Hemmungen.
- Eigentlich seltsam, daß du dann von der LPG weg bist?
- Das war auch so 'ne Sache. Ich war doch sogar Mitglied von der SED-Kreisleitung in Eisenberg. Aber da wurde dann die LPG umstrukturiert, KAP⁵, weißt du doch. Manche kamen zum Volksgut. Ich war Viehzuchbrigadier. Und sah keine Perspektive mehr. Hatte auch keiner mit mir gesprochen. Ich bin also Knall und Fall weg und hab beim WBK angefangen, damals in Lobeda.
- Und das ging so einfach? Immerhin als Mitglied der Kreisleitung.
- Richtig war's vielleicht nicht von mir. Ich hab auch eine Rüge gekriegt. Nur, wenn ich das jetzt so sehe, ich wär nicht der Werner-Alfred geworden. Außerdem war ich doch Maler, gelernter. Ich fühl mich wohl auf dem Bau. Hier, die Tür hab ich vor kurzem erst eingesetzt. Mußt dich immer kümmern, bei so 'nem Haus. Ja, also Anerkennung braucht doch der Mensch. Ich war kaum zwei Jahre beim WBK, da war ich schon Aktivist.
- Man muß eben manchmal vielleicht Mut zu einer Entscheidung haben?
- Genau. Ich merk, die Kollegen hören zu, wenn ich was sage. Und auch der Direktor. Der weiß, wenn der Werner-Alfred blökt, da ist wirklich was. Wie wir mal Ärger wegen der Wärme hatten, die kam nicht zum Termin, erklär ich dir andermal: Also, ich bin zum Schorsch. Und sag: Schorsch, was denkst du, wie die mich traktiert haben, wegen der Wärme. Und die kommt nun nicht, da heißt es doch gleich: Siehste wieder mal, deine Partei. Ich hab dem Schorsch was gesagt. Da darf man eben keine Zusagen machen, wenn man sie nicht halten kann. Nee, wenn ich was zusage, dann muß das klappen. Das hätten wir doch sonst nicht angefangen, das mit der Initiative. Übrigens, fotografieren und filmen ist auch ein Hobby von mir. Ich zeig dir mal Bilder. Sag mal, hast du nicht Hunger?

Anmerkungen:

- ¹ WBK = Wohnbaukombinat
- ² NAW = Nationales Aufbauwerk, freiwillige Arbeit, vor allem zur Pflege und Verschönerung in Stadt und Land
- ³ LPG = Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, je nach dem Umfang der Vergesellschaftung in drei Typen
- ⁴ VdgB = Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe
- ⁵ KAP = Kooperative Abteilung Pflanzenproduktion

Werner Dürrson
Randerscheinungen

Wenig Mißliebiges heute außer
der Bildstörung unten links die
Abfalltüte am Wegrand.

*

Hier herrscht Ruhe. Haus
beschweigt Haus. Der Nachbar
ist unsichtbar aber
ich träume es gibt ihn.
Vom Ertrunkenen fehlt
jede Spur.

*

Föhn,
klarer als Glaube
versetzt der die Berge.
Ich greife daneben.

*

Kein nordisches Rembrandt-
Dunkel, kein Recken in
wetterleuchtende Himmel
der Hälse el Grecos.
Stille vor keinerlei Sturm.
Die Lage gleichbleibend
veränderlich. Mir geschieht
nichts. Es klingelt ich
zucke zusammen.

*

Sucht mich doch.
Unterzutauchen schlug ich mich
in die Büsche.
Sucht mich findet mich doch.
Schon mancher ist ertrunken
im Grünen.
Findet mich. Oder ich strecke
die Waffen.

*

Sommers inmitten der Habewichte
bin ich der weiße Neger dem
mitgespielt wird.
Ich kann meinen Stuhl
in die Sonne stellen.
Sie mich in den Schatten.

*

Über zurechtgestutzten Bäumen die
Avantgarde der Peitschenlampen.
Aus niedergehaltenen Sträuchern
wachsen immer mehr Schilder. Parkplätze
nur für Besitzer.
Verkehrsgefährdende Witwen.
Hoffen auf Ampeln. Ein
zurückgebliebener Maler
malt das alles viel schöner.

*

Sie tastet sich haltlos
durchs Licht, beargwöhnt
die Schatten. Den See, die
verflüssigten Grenzen
nimmt sie als Wand wahr
undurchdringlich.
Da bin ich wieder, sagt sie
zu ihrem Klavier.

*

Des morgens die halbvertrockneten
Hieroglyphen auf der Terrasse.
Zu weit gegangen, denke ich,
trage sie flugs zurück
in die Sprachlosigkeit.

*

Droben die Aspenhofbäuerin
hat sich erhängt.
„Aber die war krank.“

*

In die Stille die mithört
zwischen Mittag und zwölf
explodierte im Birnbaum
die Elster.

*

Schlaf Kindchen schlaf
singt die Mutter im
Garten zum klickenden
Takt der Schere mit
der sie den Busch kürzt.

*

Was entflattern die Belchen
geschossen wird anderswo.
Hier verbluten nur Rosen
weiß unsre Friedfertigkeit
die nie ein Unheil ver-
schuldet hat höchstens
zugelassen.

*

Einst kam er herübergeschwommen
vom Bildersturm drüber
Sankt Blasius hilf,
mir steckt ein Wort
in der Kehle

*

(Oder wie damals die
Synagoge in Flammen stand und
die Feuerwehr kam die
glaubte es brenne richtig –)

*

Bevor deine Blicke verschwimmen
greif in die Messer des Schilfs.
Der See gibt seine Opfer
nur ungern zurück.

*

Großer Schlaf. Aber einmal im Jahr
erwachen die Geister
wirbelt der See Legenden auf
Schatten
nehmen Gestalt an mischen sich
Märtyrer Seeräuber Juden
unerkannt unter des Bischofs
närrisches Fußvolk
hörig hörig hörig
bis auf die Katz.

*

Morgenland. Über Nacht ist die
Gegend verschwunden, aus
weißen Schwaden lächeln
hohe Inseln chinesisch.
Ins Bild steigen können
bevor es entweicht.

*

Goldruten Zinnien Phlox –
ich bin noch immer nicht weiter.
Schon kümmert das Laub
rauchen die Feuer.
Der Rüttelfalke stürzte sich
in den eigenen Schatten

*

Reste, ungestutzter Holunder,
Schlinggewächse aus der Molasse
über dem Hohlweg frag ich die
Luft, wem singen die Finken
den Wind, wem neigt sich die
Weide, frage den See wem gehören
die Ufer das Wasser und wem
mein verschaukeltes Bild drin

*

Jetzt so zwischen den stummen
Blicken der Häuser, wahrer
denke ich ist die Verlassenheit

im Gedränge, und geh in
den Wald. Einst war der
voller Umarmungen.

*

Ehemals Kirschen und Schlehen
Korn und Mohn zwischen
Apfelwiesen die Reben auch
blühte die Kunst am Ufer
bevor die Umzäunungen wuchsen
Hecken nach Maß um künstliche
Gärten, Stümpfe sprießen
an begrädigten Straßen drunter
röhelt lebendig begraben
der Mühlbach

*

Im Traum, wir stehn unter Wasser,
leben bei offenen Türen Fenstern
auf du mit den Fischen, üben
tapsig die Flossenschläge der
Wortlosigkeit an schwimmenden
Tischen, der Nachbar Gold im Mund
Schlamm im Haar lädt
zu Champagner

*

Ach See du
Riesenträne der
Grundstücksmakler!

*

Nichts klafft nichts stößt sich
plätscherndes Wasser, vergeßliche
Schönheit, Schlaf wie
anderswo Steine, Sand auf
immer kürzeren Wegen immer
weniger Fragen. Efeu.

*

Hei wie liegen wir
matt am Hang

hei
matt am Hang
im toten Winkel
der blüht (hinterm Berg
hinterm Berg brennts)

*

Klapp das Bilderbuch zu
sagt mein Kopf.
Schöner Ort für
Spaziergänge nachts
wenn in zahnloser Stille
der Kies knirscht fortgeh
aber wohin

Katrine von Hutten Auf und davon

Im Morgengrauen plötzlich ganz woanders sein
im ländlichen Grün untertauchen
in einem ausgeklügelten Wirtschaftssystem
in Rudolfs demokratischer Linsensuppe
in Wortfeldern im Bett in deinem Arm
eingegliedert in die gefiederten
Randbezirke des Abendhimmels auf und davon
im groben Ex und Hopp im schäumenden Export
oder in der ausgewogenen Farbenskala von Schöner Wohnen
im Traum im Kreuzstich meiner toten Großmutter
im Wasserfall im Streitgespräch
sich vergessen und verlieren
sich auflösen und plötzlich wiederfinden
in einem glitzernden und sprudelnden
ganz entfernt nach Ostern schmeckenden Wohlgefühl.

Sabine Stange wunschtraum

„was ich mir wünsche für meine kinder?
freiheit im denken und handeln
blumen und bäume
schmetterlinge
lautlos flatternd im flirrenden sonnenlicht
grillen, die zirpen
wenn die luft glutheiß steht
einen kopf, der denken kann
menschen, mit denen sie leben können,
lachen und handeln
keine angst vor den bombennächten im keller
und dem schuttberg nach der entwarnung
FRIEDEN!“

Die das sagt, starb am 22. 10. 1943 als eine von Zehntausenden bei einem
Luftangriff auf Kassel.

Uwe Gardein vater aller dinge

krieg
ist der vater
aller
dinge

als
mein vater in uniform
aus dem krieg heimkehrte
sagte ich
zu meiner mutter
schick ihn fort
den
fremden mann

der krieg
ist nicht mein vater

Peter Schütt Musterung

Brille ab, brüllte
der Musterungsarzt,
Oberkörper frei,
Hosen runter.

Er sah mir
lange in die Augen,
horchte mein Herz ab
(der nämliche Herzklopfenfehler)
und besah sich dann
meinen Schwanz.

Endlich das rettende
Urteil: ich bin
untauglich, ich
bin ungeeignet
zum Dienen.
Ich bin, Glücklicher,
tauglich nur
für den Frieden.

Bernhard Speh
Kostendämpfung

Sicherheit,
sagen die Experten,
hat ihren Preis.
Sie wird teurer,
darum zahlen wir mehr für sie.
Gesundheit,
sagen die Arzt-Funktionäre,
muß ihren Preis haben.
Sie wird zu teuer.
Darum zahlt der Bürger für sie.
Der Mensch,
sagen die, die ihn kaufen,
hat seinen Preis.
Er wird zu teuer.
Darum müssen seine Kosten
sinken.
Denn der Mensch
ist – wie er ist :
ein Sicherheitsrisiko,
ein Gesundheitsrisiko,
ein Kaufrisiko . . .
Darum
(denn wer kauft schon
die Katze im Sack?)
muß er billiger werden,
der Mensch
für die, die ihn kaufen . . .

Hans C. Schneider
Vergewaltigte Vergangenheit

in meiner kleinen Stadt
die viele Hintern hat
doch leider kein Gesicht
gabs den Faschismus nicht

die Leute wie man hört
hat damals nichts gestört
wenn Böses je geschah
war grade keiner da

wo sich kein Nazi fand
gabs keinen Widerstand
weil sonst manch Kommunist
noch zu erwähnen ist

unser Geschichtsverein
setzt sich für Mühlen ein
auch für Napoleon
der schließt hier einmal schon

die SPD am Ort
schiebt die Geschichte fort
so ahnungslos und treu
macht sie die Fehler neu

zwei Kerls von dazumal
sind in der Kommunal-
politik recht(s) aktiv
da läuft nichts links und schief

Nachtrag: es gefiel dies Gedicht
dem Bürgermeister nicht
die amtliche Zensur
verwischt die braune Spur

Artur Troppmann
Größer als Kirchtürme

Die kleinen Leute
müssen ihrer Leistung nach
größer sein als Kirchtürme.
Die Glocken müssen
an ihren Ohren hängen
und alle wecken.
Kein Gebet dürfte sie
auf das Jenseits vertrösten;
kein Amen dürfte
ihr Elend verewigen;
kein Psalm dürfte
ihre Unwissenheit heiligen.
Keine Orgel dürfte
Rassisten begleiten;
keine Predigt
die Ausbeuter begeistern;
kein Pfarrer
die Waffen segnen.

Ute Horstmann
Fortschritt

Während die
Wissenschaft
weiter auf
ihrem berühmten
einen Bein steht
wie ein Krieger
der Massai

läutet die
Fühlenschaft
Sturm
gegen die
geschlossenen
Stirnen

Artur Troppmann
Arbeitstherapie

Wer arbeiten kann
das aber nicht will
verliert für immer
den Anspruch auf
Arbeitslosengeld und
Arbeitslosenhilfe
(sagt ein Gericht in Celle)

Wer arbeiten kann
das aber nicht will
verliert für immer
seinen Aktienpacken
seinen Großgrundbesitz
und seine Dividenden
(sagen wir Arbeiter aus
den Betrieben)

Rüdiger Hillgärtner

Lebensform und literarische Form

Thesen zur Kulturtheorie

Ein Versuch, literaturgeschichtliche Studien unter kulturhistorischem Aspekt zu betreiben, ist dann aussichtsreich, wenn einerseits eine Arbeitsdefinition des Kulturbegriffs zugrundegelegt werden kann, die literaturwissenschaftlich fruchtbar ist, d. h. zu neuen Fragestellungen, vielleicht sogar Methoden führt und andererseits eine kulturwissenschaftliche Interpretation literaturwissenschaftlicher Befunde möglich macht. Ich sehe Chancen einer solchen Kooperation, wenn der Kulturbegriff werttheoretisch begründet wird und damit das Verhältnis von wertender gesellschaftlicher Praxis und literarischer Wertung dieser Praxis ins Blickfeld gerückt werden kann.

Kultur und Wert

Im Zentrum des werttheoretisch begründeten Kulturbegriffs stehen die Beziehungen, in denen sich die Menschen ihre natürliche und gesellschaftliche Umwelt aneignen. Aneignen bedeutet hier, daß die Natur, die Gesellschaft, die einzelnen Individuen so bearbeitet, geformt, umgestaltet werden, daß sie menschlichen Bedürfnissen entsprechen, daß sie humanisiert werden. Als solche erst stellen sie für die Menschen einen Wert dar. Die Kategorie des Wertes setzt also voraus, daß eine Subjekt-Objekt-Beziehung existiert, in der und mit der gewertet wird. Sie setzt weiterhin voraus, daß die Subjekte vielfältige Fähigkeiten, Kräfte und Talente haben, um wertende Beziehungen einzugehen und daß den Gegenständen vielfältige Eigenschaften zukommen, auf die sich die Bedürfnisse der Menschen wertend beziehen. Die Grundlage für wertende Beziehungen, zugleich aber auch ein Resultat, ist die Beherrschung der Gesetze von Natur und Gesellschaft. Wenn die Menschen nicht die Subjekte ihrer Geschichte sind, wenn sie ihre gesellschaftliche Entwicklung nicht mit Willen und Bewußtsein betreiben, wenn sie nicht Herr ihrer selbst sind, kann von einer wertenden Beziehung nicht gesprochen werden. Der zentrale Bereich der wertenden Beziehungen ist die gesellschaftliche Arbeit, über die nach Marx die Natur für den Menschen erschlossen, humanisiert wird und mit der die Menschen ihre gesellschaftliche Natur, das Ensemble ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse herausarbeiten. Die wesentliche Wertungsebene ist die des Gebrauchswerts. In der Herstellung von Gebrauchswerten aber betätigen die Menschen nicht nur die dazu erforderlichen Kräfte, sondern alle Sinne. Sie gehen zusammen mit der Nützlichkeitsrelation eine Vielzahl weiterer Beziehungen zu den Gegenständen von Produktion und Konsumtion ein.

Zur Verdeutlichung möchte ich mich auf die historisch-materialistische Wertphilosophie beziehen. „Wert“, heißt es dort, ist „eine besondere Seite der Subjekt-Objekt-Beziehung, in der sich die Bedeutung von Objekten, Ereignissen, Prozessen, Qualitäten für das Leben der Menschen ausdrückt. Im gesellschaftlichen Leben tritt das Wertproblem in zwei Formen auf: erstens als Wert im Sinne von bestimmten, materiellen und geistigen Gütern, von

Eigenschaften gesellschaftlicher Verhältnisse und Ereignisse, von ästhetischen und moralischen Eigenschaften und anderen Persönlichkeitsqualitäten und zweitens in der Form von Idealen, Leitbildern, Prinzipien menschlichen Verhaltens.“¹ Das Verständnis des Wertes wird geklärt durch die „Analyse der praktischen Beziehungen, die der Mensch als kollektives und individuelles Subjekt zur Natur und Gesellschaft als den Objekten seiner Lebenstätigkeit eingeht.“² Und weiter: „Alle praktische Tätigkeit des Menschen ist stets durch zwei Seiten seiner Beziehung zur natürlichen und sozialen Umwelt gekennzeichnet: Auf der einen Seite steht der Mensch selbst als individuelles oder kollektives Subjekt mit bestimmten historisch konkreten gesellschaftlichen und individuellen Bedürfnissen, Interessen und Zielen seines Handelns. Auf der anderen Seite steht ihm der Gegegenstand seiner praktischen Tätigkeit gegenüber, ein natürliches oder gesellschaftliches Objekt mit bestimmten Merkmalen, Eigenschaften oder anderen qualitativen Bestimmungen, die für die Befriedigung seiner materiellen und geistigen Bedürfnisse oder Interessen wichtig und damit für sein Leben bedeutsam sind. Alle menschliche Tätigkeit ist stets zweckbestimmte, zielgerichtete Tätigkeit. Indem der Mensch sich bewußt Ziele setzt, setzt er die darin angestrebten Objekte in Beziehung zu den gesellschaftlichen oder individuellen Bedürfnissen.“³ In diesem Prozeß entstehen die Vorstellungen über Werte. „Was sich folglich dem menschlichen Bewußtsein unter der Form des Wertes von natürlichen Dingen oder gesellschaftlichen Erscheinungen . . . darstellt, ist seinem Wesen nach eine spezifische Seite der sozialen Beziehung von Subjekt und Objekt, eine durch das Prisma der Klasseninteressen hindurchgegangene ideologische Form der Verallgemeinerung von Erkenntnissen und Erfahrungen.“⁴ Die Wertbeziehungen sind rein gesellschaftlich, historisch und daher veränderlich. Sie verändern sich durch das Wachstum der Produktivkräfte und des gesellschaftlichen Reichtums. Sie wälzen sich um mit der Umwälzung von Produktionsverhältnissen. Sie differenzieren sich mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Sie komplizieren sich mit der wachsenden Vergesellschaftung der Menschen. Die Kulturgeschichte läßt sich werttheoretisch fundiert betrachten als Prozeß der Produktion und Aneignung von Werten, als beständige Verwertung, Umwertung und Neubildung von Werten. „Wertkonstituierende Subjekte sind im historischen Prozeß vor allem die Hauptklassen der Gesellschaft.“⁵ Die herrschenden Klassen versuchen jeweils, das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen nach ihrem Interesse und Bedürfnis zu strukturieren und die damit verbundenen Wertvorstellungen, Leitbilder, Zielsetzungen und Motivationen als allgemeinverbindlich durchzusetzen. Sie versuchen, den gesellschaftlichen Reproduktionsprozessen auf allen Ebenen den Stempel ihrer Wertperspektive aufzudrücken. Umgekehrt bilden die beherrschten und ausgebauten Klassen in Ansätzen eine ihren Interessen entsprechende alternative und oppositionelle Wertperspektive aus. Deren Entwicklung ist gebunden an das gesellschaftliche Kräfteverhältnis, an Machtverschiebungen, die mit dem Widerspruch von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und dem Stand der Klassenauseinandersetzungen zusammenhängen. Die Kultur einer Gesellschaft ist die ständig veränderte Resultante aus dem Gegeneinander und Nebeneinander verschiedener Klassenkul-

turen. Die Kulturen antagonistischer Klassen widerspiegeln die Umwälzungen innerhalb eines dominanten Produktionsverhältnisses und die dauernden wechselseitigen Interventionen der Klassenkämpfe. Sie sind von daher nicht einheitlich zusammengesetzt.

Die Wertperspektive der einzelnen Klassen steht in variablem und widersprüchlichem Verhältnis zum gesellschaftlichen Interesse. Soweit die grundlegende Wertperspektive, die durch ein Produktionsverhältnis gesetzt ist, die Entwicklung der materiellen und der subjektiven Produktivkräfte fördert, besteht eine gewisse Übereinstimmung zwischen den Zielen der das Produktionsverhältnis tragenden Klassen und den von ihnen Beherrschten. Spitzt sich der Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnis zu, dann tritt die herrschende Klasse in Gegensatz zu den Erfordernissen der gesellschaftlichen Existenzsicherung. Kultureller Fortschritt verbindet sich mit dem Kampf der Beherrschten, die eigene Wertperspektive durchzusetzen über die Abschaffung des bestehenden und die Schaffung eines neuen Produktionsverhältnisses.

Der Begriff der Wertperspektive bedarf zusätzlicher Erläuterung. Er bezeichnet die Steuerung und Beherrschung der gesellschaftlichen Praxis nach Bedürfnissen, Interessen und Zielvorstellungen. Er bezieht sich auf eine Einschätzung der Vergangenheit vom gegenwärtigen Standpunkt aus und sieht die Gegenwart unter dem Aspekt ihrer Überführung in den angestrebten Zustand, der in der Zukunft liegt. Die Wertperspektive ist wesentlich Perspektive des Handelns. Als solche ist sie dem Handeln von Individuen und von Klassen eigen. Sie läßt sich differenzieren in Individual- und Klassenperspektive. Die Individualperspektive erfaßt die subjektiven Erfahrungen, Hoffnungen, Erwartungen, Enttäuschungen, Erfolge, Niederlagen, Bedürfnisse, das subjektive Welt- und Gesellschaftsbild, die vorhandenen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Talente, die eingegangenen Verhältnisse und Beziehungen, den individuellen Anteil am gesellschaftlichen Reichtum. Die Individualperspektive ist vermittelt über die Klassenperspektive, in der sich die objektiven Interessen der einer Klasse durch Lebenslage und Stellung zu den Produktionsmitteln zugehörigen Individuen an Beibehaltung oder Abschaffung eines Produktionsverhältnisses ausbilden. In der Klassenperspektive werden die alltäglichen Erfahrungen verarbeitet und verallgemeinert. Sie enthält die gemeinsamen Traditionen, das in der Klasse angesammelte Reservoir von Kenntnissen sowie strategische und taktische Überlegungen zur Beeinflussung der gesellschaftlichen Entwicklung. Das Verhältnis von Individual- und Klassenperspektive oszilliert zwischen den Polen weitgehender Übereinstimmung und weitgehendem Widerspruch. Die Übereinstimmung ist niemals vollständig, da überindividuelle Interessen und individuelle Bedürfnisse niemals deckungsgleich sind. Aber auch der Widerspruch ist niemals total, solange ein Individuum nicht durch sozialen Aufstieg oder Abstieg seine Klasse wechselt. Das Verhältnis von Übereinstimmung und Widerspruch kann sich auf den verschiedenen Wertebenen, auf denen ein Individuum Beziehungen eingeht, höchst unterschiedlich darstellen. Ein Beispiel möge das Gemeinte verdeutlichen. Ein Arbeiter kann sich auf der Ebene der materiellen Produktion und in politischen Auseinandersetzungen klassenbewußt verhalten und zugleich in seinem Familienleben bürgerlichen Wertvor-

stellungen verpflichtet sein. Daraus läßt sich schlußfolgern, daß ein Widerspruch zwischen Individual- und Klassenperspektive sich so ausdrückt, daß das Individuum auf der betreffenden Wertebene der Perspektive einer anderen als der eigenen Klasse verpflichtet ist und damit den eigenen Interessen zuwiderhandelt.

Die Wertperspektive von Individuen und Klassen objektiviert sich in Lebensformen. Die Lebensform ist das Resultat der Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Lebens- und Arbeitsbedingungen. Sie geht aus dem unablässigen Bemühen hervor, diese Bedingungen den Interessen und Bedürfnissen gemäß zu verändern. Ihre Gestalt bezeugt, wie weit es gelungen ist, die Lebensumstände zu beherrschen. In der Lebensform schlägt sich nieder, welche Beziehungen die Menschen eingehen und wie sie diese pflegen, welche Gebrauchswerte sie sich aneignen, wie sie sich ihrer bedienen, welchen Aktionsradius sich die Persönlichkeiten erobern, welchen Weg ihre Entwicklung nimmt, wie die Individuen ihre Zeit einteilen, welche Prioritäten sie für ihr Denken und Handeln setzen. Individuelle Lebensform und Lebensform der Klasse verhalten sich zueinander wie Individual- und Klassenperspektive. Da beide Moment und Resultat der gesellschaftlichen Bewegung sind, ist die Lebensform ein widersprüchlicher Prozeß der Lebensformung, Lebensgestaltung, der von dem Gesetz der Entwicklung der gesellschaftlichen Antagonismen bestimmt wird. Keinesfalls läßt sich die Lebensform als etwas Festes und Abgeschlossenes begreifen.

Literatur und Kultur

Zu dem Ensemble der Beziehungen, welche in die Produktion und Aneignung von Werten eingehen, gehört auch die ästhetische. Diese ist in sich wiederum mannigfach differenziert, unter anderem in die verschiedenen Formen der literarischen Widerspiegelung. In der literarischen Verarbeitung wertet der Autor die Realität. Er beurteilt in einer besonderen Form des Bewußtseins die über die gesellschaftliche Praxis vollzogenen Wertungen der Wirklichkeit. Literarische Reflexion ist Wertung von außerliterarisch ablaufenden Wertungsprozessen. Die sozialen, ökonomischen und ethischen Wertungen werden zu Aspekten des literarischen Urteils transformiert, das seinerseits nur im vollendeten Werk existiert. Das Werk macht Aussagen, wie weit die Menschen über die Beherrschung von Natur und Gesellschaft frei geworden sind, wie weit sie ihre Geschichte mit Willen und Bewußtsein machen. Es befindet darüber, wie weit die Individuen hier und jetzt über die Bewältigung der Lebensnot in Ansätzen bereits in jene unendliche Bewegung des Werdens eingetreten sind, die Marx erst in der klassenlosen Gesellschaft zur vollen Entfaltung kommen sah – eine Bewegung, in welcher der allseitige Fortschritt der einzelnen und der Menschheit nicht mehr Gegensatz sondern wechselseitige Voraussetzung sein soll. Die literarischen Formen sind Widerspiegelung der Lebensformen. Daraus läßt sich nun das Verhältnis von Literatur und Kultur bestimmen. Literatur reflektiert die Produktion und Aneignung von Werten auf allen Ebenen und wertet diesen Vorgang als Selbstzweck. Literaturgeschichte ist Aspekt der Kulturgeschichte insofern die literarische Beziehung zur Realität eine Wertrelation unter anderen ist. Literaturgeschichte ist zugleich wertendes

Bewußtsein der Kulturgeschichte.

Unter diesem Gesichtspunkt hält die Literaturwissenschaft eine Reihe von Kategorien bereit, die der kulturhistorischen Interpretation fähig sind. Stellvertretend für andere seien hier nur die Kategorien des Realismus und der Erzählerperspektive genannt. Zur Beschreibung der Erzählerperspektive als einer widersprüchlich vermittelten Einheit von Autor-Erzählerstandpunkt sowie Figurenperspektiven und Erzählmodi als innerwerklichem point of view beziehe ich mich auf Ergebnisse der historisch-materialistischen Literaturwissenschaft. „Als erzählerisch geformter Ausdruck der auktorialen Gesamthal tung ist die Perspektive identisch mit der Summe der poetisch realisierten Einstellungen des Schriftstellers. Als solche ist ihr möglicher Inhalt komplex und vielseitig; er umfaßt das künstlerisch objektivierte Verhältnis des Erzählers zu Natur und Gesellschaft als seinen Stoff, aber im umfassendsten Sinne: er umschließt das auktoriale Verhältnis zum Publikum, die Haltung zum Leser, aber auch die . . . Haltung zum eigenen geistigen Produkt und dem seiner Vorläufer und Zeitgenossen. Insgesamt gesehen, werden die perspektivischen Bezüge nur begrenzt durch die Totalität der im Werke realisierten schriftstellerischen Einstellungen. Die Erzählerperspektive – also die Gesamtheit von point of view und Erzählerstandpunkt sowie deren Beziehungen – ist somit keine autonome Erscheinung. Sie basiert auf den sozialen und individuellen Voraussetzungen des Autors, ist aber nicht länger deckungsgleich mit dessen parteipolitischem oder subjektivem Standort. Ebenso wie der Gehalt eines Kunstwerks nicht identisch ist mit den flach obenauf liegenden Meinungen seines Autors, ist auch die Erzählerperspektive nicht länger eine biographische, sondern eine ästhetische Kategorie.“⁶ Der Unterschied zwischen Erzählerperspektive auf biographischer und auf ästhetischer Ebene ist kulturhistorisch interessant. Die biographische Ebene bezieht sich auf die Wertperspektive des Individuums, auf sein umfassendes Verhältnis zu Gesellschaft, Natur und sich selbst, auf die besondere Konstellation von Individual- und Klassenperspektive. Die ästhetische Ebene reflektiert und bewertet die biographische danach, wie weit das Individuum sich den Anforderungen seiner gesellschaftlichen Situation gestellt hat, wie weit es ihnen gewachsen war. Das heißt: im Medium des Ästhetischen wird ein Urteil gefällt, ob die biographische Wertperspektive des Autors in dem Sinne eine wirkliche ist, als die darin eingehenden Interessen, Bedürfnisse und Beziehungen die eines freien gesellschaftlichen Subjekts sind. Die literarische Form der Erzählerperspektive reflektiert und bewertet die Lebensform. Mehr noch: die Erzählerperspektive ist die Gestaltung und damit die Verwirklichung frei vergesellschafteter Menschlichkeit. Insofern ist sie Widerspiegelung und Antizipation in einem.

Daraus kann nicht auf einen quasi übergesellschaftlichen oder außergesellschaftlichen Charakter der Erzählerperspektive geschlossen werden. Sie ist vielmehr durch den Moment des Autor-Erzählerstandpunkts unlösbar in die Parteilichkeit der individuellen Bedürfnisse eingebunden und in alle Widersprüche und Ungereimtheiten des Verhältnisses von Individual- und Klassenperspektive verwirkelt. Autoren mit unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit verleihen ihr verschiedene Gestalt, aber auch in derselben Klasse wird man nicht zwei Individuen finden können, die bei literarischer Betätigung zu genau

denselben erzählerisch vermittelten Strukturen menschlicher Selbstverwirklichung kämen. Wie immer ungleich indessen die persönlichen und sozialen Voraussetzungen von Autoren sein mögen, ihre Gemeinsamkeit besteht darin, daß jeder von ihnen, ohne sich diesem Prozeß entziehen zu können, über die literarische Widerspiegelung und Wertung solche Modelle der Selbstverwirklichung schafft. Erst darüber erhält das literarische Schaffen seinen gesellschaftlichen Sinn.

Realismus

Interessant ist das Verhältnis solcher Modelle zur Wirklichkeit, das mit Hilfe der Kategorie des Realismus erschlossen werden kann. Das Problemfeld, das mit der Opposition von realistischer und nicht-realistischer Kunst abgesteckt wird, hat Brecht wie folgt umrissen: „Auch die Kunst muß in dieser Zeit der Entscheidungen sich entscheiden. Sie kann sich zum Instrument einiger weniger machen, die für die vielen die Schicksalsgötter spielen und einen Glauben verlangen, der vor allem blind zu sein hat, und sie kann sich auf die Seite der vielen stellen und ihr Schicksal in ihre eigenen Hände legen. Sie kann die Menschen den Rauschzuständen, Illusionen und Wundern ausliefern, und sie kann den Menschen die Welt ausliefern. Sie kann die Unwissenheit vergrößern, und sie kann das Wissen vergrößern. Sie kann an die Gewalten appellieren, die ihre Kraft beim Zerstören beweisen, und an die Gewalten, die ihre Kraft beim Helfen beweisen.“⁷ An anderer Stelle formuliert Brecht noch genauer: „Realistisch heißt: den gesellschaftlichen Kausalkomplex aufdeckend / die herrschenden Gesichtspunkte als die Gesichtspunkte der Herrschenden entlarvend / vom Standpunkt der Klasse aus schreibend, welche für die dringendsten Schwierigkeiten, in denen die menschliche Gesellschaft steckt, die besten Lösungen bereithält / den Moment der Entwicklung betonend / konkret und das Abstrahieren ermöglicht.“⁸ Brechts Überlegungen bewegen sich auf zwei Ebenen. Sie lassen sich auf den Zusammenhang von realistischer Lebensperspektive und Realismus in der literarischen Verarbeitung beziehen. In beiden Dimensionen geht es um die Notwendigkeit einer immer besseren Beherrschung von Natur und Gesellschaft, um die gesellschaftliche Existenz zu sichern und zugleich um die Möglichkeit, in diesem Prozeß eine universale Entwicklung der gesellschaftlichen Individuen zu verwirklichen. Realistisch sind die Lebensperspektiven und die literarischen Werke, die sich dieser Notwendigkeit stellen und dazu beitragen, das Menschenmögliche wirklich zu machen. Dabei geht es immer um die Perspektive des gesellschaftlichen Fortschritts und um die Stellung von Klassen und Individuen dazu. Realismus ist ein Resultat des breiten uneingeschränkten, durch keine Besitzrücksichten, Klassenprivilegien und Herrschaftspositionen behinderten Interesses am gesellschaftlichen Fortschritt. Wo immer dieses Interesse dagegen gebrochen, eingeengt und überlagert wird von partikularen Bedürfnissen im Gegensatz zu den allgemeinen, nimmt die realistische Qualität des Lebens und des literarischen Werkes ab und vermischt sich mit illusionären und ideologischen Momenten. Die Wertperspektive von Individuen und Klassen wird dadurch ebenso inkonsistent und widersprüchlich wie die literarische Wertung des kulturgeschichtlichen Prozesses. Die literarisch vermittelten Modelle und

Gestalten frei vergesellschafteter Menschlichkeit rangieren auf einer Skala, an deren Enden sich die Pole von Wahrheitsgehalt und verlogener ideologischer Manipulation befinden.

Zum Beispiel: Arbeiterautobiographien

Hier geht es mir um die Untersuchung autobiographischer Literatur von Arbeitern unter kulturhistorischem Aspekt. Ich gehe davon aus, daß dies ein Gebiet ist, auf dem sich die oben skizzierten Kooperationsmöglichkeiten von Kultur- und Literaturwissenschaft entfalten können.

Zunächst: die Stellung von Lohnarbeitern im kapitalistischen Produktionsverhältnis bringt es mit sich, daß sie nicht im Besitz der Produktionsmittel sind, sich als Ware auf dem Markt feilhalten müssen, daß sie sich während der Produktion nicht selbst gehören. Sie sind ökonomisch der krisenhaften Akkumulationsbewegung und politisch den Entscheidungen zur Sicherung der Verwertungsbedingungen unterworfen. Sie sind die Produzenten des gesellschaftlichen Reichtums, ohne daß ihnen dieser Reichtum zur eigenen Verfügung stünde. Sie eignen sich die Natur und die gesellschaftlichen Verhältnisse an, aber nicht für sich, sondern für das Kapital. Sie sind ausgebeutet und beherrscht, welche Modifikationen das Produktionsverhältnis unter jeweiligen historischen Umständen auch annehmen möge. Lohnarbeiter sind nicht das Subjekt ihrer individuellen und Klassengeschichte, sondern Objekt der Kapitalbewegung. Dies hat erhebliche Auswirkungen auf ihre Wertperspektive, auf ihre Lebensform. Sie können nicht anders zur Kontrolle ihrer eigenen Lebensumstände kommen als durch die bewußte, kollektive und organisierte Anstrengung zur Aufhebung des Produktionsverhältnisses. Daraus leitet sich die Notwendigkeit ab, in allen gesellschaftlichen Beziehungen eine eigene oppositionelle Wertperspektive zu entwickeln und durchzusetzen und die Individualperspektive zu weitgehender Übereinstimmung mit der Klassenperspektive zu führen. Die kulturhistorische Untersuchung von Lohnarbeiterbiographien könnte daran gehen, die jeweiligen Entwicklungsstände einer solchen Wertperspektive und die Widerstände, Widersprüche und Kollisionen dieses Prozesses zu rekonstruieren. Sie könnte dazu eine Re-Interpretation von Kategorien versuchen, die zur Typisierung von Lohnarbeiterbiographien im Umkreis der historisch-materialistischen Psychologie ausgearbeitet wurden, so etwa Sèves Begriffe der „entzweiten“ und der „kämpferischen Persönlichkeit“, denen jeweils unterschiedliche Handlungs-, Beziehungs- und Zeitplanstrukturen in der Herausbildung ihrer Lebenszeit zugerechnet werden. Braun und Asseln haben im Rahmen der „Kritischen Psychologie“ drei Individualitätsformen der arbeitenden Bevölkerung vorgeschlagen: „1. Die Arbeitenden, welche politisch abstinenz und gleichgültig sind, die in der Arbeit nur einen Fluch sehen und die Persönlichkeitsentwicklung illusionärerweise auf die Privatsphäre beschränken wollen, sie aber dort aus objektiven Gründen nicht finden können und daher permanent in der Entzweiung leben. 2. Die Arbeitenden, die zwar politisch aktiv sind, aber nur in den Grenzen der gegenwärtigen Gesellschaftsformation und so den Widerspruch von Arbeit und Freizeit zwar mindern, aber nicht aufheben können. 3. Die Arbeitenden, die sich in ihrem Handeln und Bewußtsein an der historischen Notwendigkeit der sozialistischen

Gesellschaft orientieren und damit zwar die Getrenntheit der Bereiche Arbeit und Freizeit nicht abschaffen, aber doch tendenziell aufzuheben vermögen.“¹⁰ Auch mit dieser Klassifikation liegt die Unterschiedlichkeit in der Lebens- und Beziehungsorientierung und damit der Wertperspektive auf der Hand. Es bilden sich notwendig verschiedene Lebensformen aus, die einen ungleichen Grad von Realismus aufweisen.

Die Biographie ist die Grundlage der Autobiographie. Der Autor erzählt den Gang seines Lebens bis zu dem Punkt, von dem aus er auf dieses Leben zurückblickt. Seine Tätigkeit ist eine selektierende, ordnende, strukturierende. Der Autor zieht Bilanz und legt Rechenschaft ab. Die zu bilanzierenden Faktoren stellt er so dar, daß der Sinn dieses Lebens darin erblickt werden kann. In die Erzählerperspektive geht das Bedürfnis ein, über das eigene Leben selbst zu bestimmen. Es fragt sich, ob diese Art der literarischen Selbstbestimmung die Widerspiegelung und Wertung einer wirklichen, einer zumindest in Ansätzen verwirklichten Selbstbestimmung in der Biographie ist oder nicht. Die Untersuchung von Autobiographien kommt also nicht aus ohne die Analyse der Biographie. Die Lebensform muß auf die literarische Form bezogen, der Realismus der einen Ebene mit dem Realismus der anderen, die Wertperspektive des Lebens mit der literarischen Wertung in einen wechselseitig erhellenden Zusammenhang gestellt werden. Die neuere Forschung zur Arbeiterautobiographie des 19. und des 20. Jahrhunderts hat eine große Formenvielfalt dieses zwischen dokumentarischer Detailtreue und freierem Umgang mit dem Material angesiedelten Genres festgehalten und die Gegensätze zur bürgerlichen Autobiographie herausgearbeitet.¹¹ Die genauere kultur- und literarhistorische Einschätzung steht noch aus. Der wertheoretische Ansatz der Kulturgeschichtsschreibung könnte dazu einen Beitrag leisten.

Anmerkungen:

¹ Philosophisches Wörterbuch, Leipzig 1969, Bd. 2, S. 1152, Stichwort „Wert“.

² Ibid.

³ Ibid.

⁴ Ibid.

⁵ Ibid., S 1153

⁶ Robert Weimann, „Erzählerstandpunkt und point of view“ in: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik, 10, 1962, S. 379 f.

⁷ Bertolt Brecht, Über Realismus, Leipzig 1968, keine Seitenangabe, zu Beginn der Ausgabe als Motto.

⁸ Ibid., S. 123

⁹ Vgl. Lucien Sève, Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankfurt 1972, besonders die Kapitel „Individualitätsformen und Theorie des Individuums“ und „Entwicklungsgesetze und Probleme der erweiterten Reproduktion der Persönlichkeit. Die Biographie“.

¹⁰ Heiko Asseln / Karl-Heinz Braun, „Die kämpferischen Persönlichkeiten als Paradigma des politischen Individuums“, in: Karl-Heinz Braun / Klaus Holzkamp, hg., Kritische Psychologie, Köln 1977, Bd. 2, S. 404 bis 5.

¹¹ Vgl. Wolfgang Emmerich, hg., Proletarische Lebensläufe, 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1974 und 1975. Vgl. Ingrid Kuczynski, „Thesen zur Dissertation ‚Englische Arbeiterautobiographien des 19. Jahrhunderts‘“, in: Informationen zur Zweiten Kultur in Großbritannien, 6, 1979. Erhältlich über E. u. H.-J. Stöppler, Lilienthalstr. 26, 1000 Berlin 61.

Wolf Rüdiger Wilms

Kultur ist, wie der Mensch lebt und arbeitet

1. Eine Tagung mit einigen Besonderheiten

Die Pädagogische Hochschule Heidelberg, eine der neun in Baden-Württemberg noch bestehenden Pädagogischen Hochschulen (zwei davon sind in Auflösung begriffen, einige weitere von Schließungsplänen der Landesregierung bedroht), Ausbildungsstätte für Grund- und Hauptschullehrer, Reallehrer und Sonderschullehrer, war der Ort, an dem sich in der Zeit vom 30. Oktober bis 1. November vergangenen Jahres 180 Gewerkschaftler, Wissenschaftler, Pädagogen, Arbeiter, auch Arbeitslose, Künstler und andere versammelten, um alte und neue Wege der demokratischen Kulturarbeit unter dem Motto „Kultur ist, wie der Mensch lebt und arbeitet“ zu diskutieren und zu probieren. Die Tagung enthielt einige Besonderheiten und Merkwürdigkeiten, die selbst bei erfahrenen Tagungsstrategen kognitive Dissonanzen erzeugten. Da war zunächst das Trägerkollektiv. Der Deutsche Gewerkschaftsbund (Landesbezirk Baden-Württemberg), der Bund demokratischer Wissenschaftler, *Das Argument* und der *kürbiskern* traten gemeinsam als Träger in Erscheinung; seitens der Einzelgewerkschaften fand die Tagung vor allem durch die GEW und die IG Metall eine zusätzliche Unterstützung. Diejenigen, die sich über diese Trägergemeinschaft wunderten, hatten wohl das erheblich gewachsene Bewußtsein der Gewerkschaften für Fragen der Kulturarbeit, Kulturpädagogik und Kulturpolitik noch nicht genügend in Rechnung gestellt. Aber wieso ausgerechnet die Pädagogische Hochschule Heidelberg? Ist sie eine Keimzelle demokratischer Kulturarbeit? Das ist sie natürlich nicht. Es gibt die Fächer Kunsterziehung, Musikerziehung, es gibt einen PH-Chor, eine PH-Theatergruppe, auch Künstler wirken an der PH, aber die meisten beobachteten das Unternehmen Kulturtagung aus der Position diskreter Zurückhaltung und nicht ohne Mißtrauen. Schließlich regelt ein neuerer Erlaß des Landes Baden-Württemberg, daß Hochschulräume nur noch für kulturelle, nicht für politische Anlässe vergeben werden dürfen, und daran war gerade eine Heidelberger Friedenskooperative gescheitert, der es nicht gelungen war, den Dichter Erich Fried für eine Lesung über die Schwelle der Heidelberger Universität zu bekommen. Die Absage war mit der Begründung erfolgt, Erich Fried sei ein Politischer. Damit ist ein zentraler Diskussionspunkt der Tagung angesprochen, nämlich das Verhältnis von Politischem und Kulturellem. Eine weitere Besonderheit der Tagung bestand in der Zusammensetzung des Adressatenkreises. Es ist beinahe unmöglich, die einzelnen Gruppierungen vollständig aufzulisten. In der Regel konstituiert sich ein Adressatenkreis über die Werbung, z. B. als Leserkreis irgendwelcher Publikationsorgane. Aber die Werbung funktionierte nicht besonders gut. Dadurch verselbständigte sich der Informationsfluß. Dies führte dazu, daß das Spektrum an Erwartungen bei den Teilnehmern an Breite dem weiten Kulturbegriff des Tagungsmottos nicht nachstand. Daraus erwuchsen die Alpträume der Referenten, denn sie sind nun mal auf „homogene Gruppen“ fixiert; tief sitzt in ihnen das Vorurteil, daß kollektive Erkenntnisprozesse nur durch „Lernen im Gleichschritt“ zu ermöglichen seien. In manchen Diskussionsrunden war die Sprach- und Verständnis-

losigkeit groß, in anderen, vielleicht der Mehrzahl, wurde die Chance der heterogenen Voraussetzungen genutzt, und es fand ein Aufbruch zu neuen Ufern gemeinsamen Lernens statt.

Eine besonders produktive Besonderheit der Tagung lag in der spezifischen Mischung von Theorie und Praxis. Das war ein Schritt auf dem Weg zur Einheit von Denken und Handeln, eine schon fast letzte Mahnung an die materialistische Kulturttheorie, ihren Gegenstand nicht jenseits dessen zu definieren, was an kultureller Praxis, an kulturellem Erbe, an kulturellen Tätigkeiten der Menschen real existiert. Alle Referenten vermieden es, die bekannten Probleme mit dem Kulturbegriff durch neue Lehrformeln zu vergrößern, und mit der Formel „Kultur ist, wie der Mensch lebt und arbeitet“ wurde eher pragmatisch umgegangen. Das Kulturprogramm der Tagung ermutigte zum eingreifenden Denken, motivierte zum denkenden Handeln. Postgewerkschaftler (Probeführe Werkstatt-Theater Ludwigshafen) stellten eine Tucholsky-Revue vor, Juan Miranda, unter den Liedermachern kein ganz Unbekannter, erlebte selten, daß seine Lieder ein Publikum spontan derart zu aktivieren vermögen, über die Musiktheatergruppe *Grüne Welle*, die zweimal auf ganz unterschiedliche Weise in Erscheinung trat, wird noch zu sprechen sein. Es war insgesamt ein nicht-professionelles, kein anti-professionelles Kulturprogramm, dazu angetan, den Zusammenhang von volkskulturnellen Elementen einerseits und entwickelten Formen künstlerischen Ausdrucks- und Gestaltungsvermögen andererseits deutlich zu machen.

Die besonderen Erscheinungsformen dieser Tagung lassen sich auf dem Hintergrund ihrer spezifischen Entstehungsgeschichte verständlicher machen. Es sind drei Wurzeln zu nennen, aus denen die Aufzucht des am Ende doch recht kräftigen und lebensfähigen Gewächses gespeist wurde: die Behindertenpädagogik, die Aktualisierung Brechts und die gewerkschaftliche Kulturarbeit der *Grünen Welle*.

2. Die erste Wurzel: Ausbruch aus einer korrupten Wissenschaft

Die Initiatoren der Tagung, Mitglieder der GEW-Hochschulgruppe und der GEW-Studentengruppe der PH-Heidelberg, sind ausnahmslos Behindertenpädagogen, genauer gesagt: Lernbehindertenpädagogen. Die sogenannten Lernbehinderten (wie natürlich alle übrigen Behinderten) sind Teil einer ständig im Wachsen begriffenen Population, für deren Kennzeichnung die Soziologie den vornehm-diffamierenden Begriff der „Randgruppe“ oder „Problemgruppe“ anbietet. Auch Ausländer, Arbeitslose, Nichtseßhafte, alte Menschen, revoltierende Jugendliche, neuerdings wohl auch die Friedensbewegung fallen unter diese Kategorie. Das gemeinsame Schicksal, das „Lernbehinderte“ mit Körperbehinderten, psychisch Kranken oder sonstigen „Abweichlern“ verbindet, ist der Prozeß des sozialen Ausschlusses, der systematischen Aussoneration, der Isolation. Der Weg, auf dem die Aussoneration von „Lernbehinderten“ in Deutschland seit fast 100 Jahren generalstabsmäßig betrieben wird, ist die Getoosierung der Betroffenen in Sondereinrichtungen, wo genau jene notwendigen und möglichen Lernprozesse verhindert, zumindest erschwert werden, die zu einer gesellschaftlichen Integration jener „Randgruppe“ beitragen könnten.

Die traditionelle Behindertenpädagogik hat sich dabei auf mehrfache Weise als eine korrupte Wissenschaft hervorgetan. Anstatt wissenschaftliche Theorien zu entwickeln, auf deren Grundlage Eingriffe in die politisch-sozialen Entstehungsbedingungen von Behinderungen zu fordern wären und denen dann eine weitgehend präventive Pädagogik zur Seite treten könnte, legitimierte sie als Ideologie, als falsches Bewußtsein den sozialen Ausschluß von Behinderten. Diese Behindertenpädagogik legt nach wie vor falsches Zeugnis ab für jene Behindertenpädagogen, die behaupten, den gegenwärtig 360 000 Sonderschülern in der Bundesrepublik könne keine bessere Förderung zuteil werden als die in separaten Institutionen vollzogene. Daß die überwiegende Zahl der Sonderschüler ihren Lernort angesichts absoluter beruflicher und gesellschaftlicher Perspektivelosigkeit als „Endstation“ erlebt, berührt diese Art von Selektionspädagogen kaum: Da hilft ihnen die „Wissenschaft“, indem sie flugs den Begabungsbegriff in die Rezession purzeln läßt („zu dumm zum Arbeiten . . .“), oder sie erfindet Techniken, Therapien, heilpädagogische Maßnahmen, die zur Anpassung der Ausgesonderten an ein Leben in der Isolation beitragen sollen. Dabei sollen die Betroffenen ihre soziale Lage als natürlich, als unabänderliches Schicksal, als selbstverschuldet oder als nur durch individuelle Anstrengungsbereitschaft im vorgegebenen Rahmen veränderbar deuten.

Die in der 'Demokratischen Psychiatrie' in Italien tätigen Ärzte Enrico Salvi und Paolo Tranchina fanden kürzlich ähnlich klare Worte für ein vergleichbares Problem: „Das Problem ist jedoch, die Beziehung zu sehen zwischen dem Gebrauch von Techniken und der Gesellschaft, und jene zwischen der Krankheit und den dahinterstehenden sozialen Ursachen. In einer Welt, die immer mehr Leiden, Zerstörung und Tod bis hin zur möglichen Vernichtung der menschlichen Gattung produziert durch ihre Prozesse des Ausschlusses, des Wettbewerbes, der Arbeitslosigkeit, der beschleunigten Arbeitsrhythmen, die unbegrenzte Aggression gegen die Natur und das unkontrollierte Anwachsen der Vergiftung der Umwelt; sich einfach in dieser Welt hinzustellen und vorzugeben, nur zu heilen, erweist sich als reaktionär! Nur zu heilen, bedeutet in der Tat, die Person an ihre Leidenssituation anzupassen, ohne die Ursachen zu ergründen.“¹

Welcher Zusammenhang besteht nun zwischen Behindertenpädagogik und Kultur? Zu Beginn der 70er Jahre entstand, getragen auf der Welle der Bildungsreform, ein Erklärungsansatz von „Lernbehinderung“ unter dem Stichwort „soziokulturelle Deprivation“. ² Grob gesagt, wurde hier das Versagen vieler Schüler als ein durch soziale Faktoren (geringes Einkommen, schlechte Wohnbedingungen, hohe Kinderzahl, wenig anregendes Erziehungsklima usw.) bedingtes *kulturelles Defizit* interpretiert. Man war der Auffassung, dieses kulturelle Defizit (vor allem im sprachlichen Bereich) durch entsprechende kompensatorische Programme ausgleichen zu können.

Die Chance, die in diesem Konzept lag, nämlich eine optimistische Sichtweise von der Lernfähigkeit der „Lernbehinderten“ und das Gewähren von Bildung für diesen Personenkreis, blieb in der Bundesrepublik weitgehend ungenutzt, weil man es versäumte, diese Form kultureller Erziehung mit dem Prinzip des parteilichen Lernens zu verknüpfen (wie dies etwa in der Konzeption des

brasilianischen Pädagogen Paolo Freire verwirklicht ist). Auf diese Weise hatte die korrupte Behindertenpädagogik keine große Mühe, die an sich schon schwachen potentiellen Möglichkeiten der „kompensatorischen Erziehung“ in ihr System der kulturellen Unterdrückung bzw. der kulturellen Herrschaft zu integrieren. Kulturelle und ideologische Indoktrination, Mißbrauch der Kultur (einschließlich der sogenannten Kulturtechniken) als Mittel geistiger Unterjochung stehen immer noch an der Stelle einer parteilichen, wissenschaftsorientierten Unterrichtung. Nach wie vor wird den „Lernbehinderten“ ein reduziertes, vielfach begrifflich verfälschtes Bild der natürlichen und gesellschaftlichen Realität vermittelt und ihnen ein begriffliches Verständnis ihrer Lebenswirklichkeit vorenthalten.

Die kulturelle Herrschaft als Kampf um die Köpfe der Beherrschten trifft natürlich keineswegs nur die Behinderten, es handelt sich um ein Problem gesamtgesellschaftlichen Ausmaßes. Kulturelle Herrschaft hat sich in quasi sämtlichen Lebensphären eingenistet, hat eine breite Palette äußerst wirksamer Instrumentarien entwickelt, um zu verhindern, daß grundlegende gesellschaftliche Widersprüche als solche im Bewußtsein der Betroffenen präsent werden. Bei den Behinderten stellt sich dieses Problem in verschärfter Form. Die Initiatoren der Tagung waren der Auffassung, daß die Fragen und Widersprüche ihres Gegenstandes- und Arbeitsbereiches nicht als separate Probleme bearbeitet werden dürfen und nicht von der Allgemeinheit als separate Probleme abgesondert werden dürfen. Die nachteiligen Folgen dieser Art von Separation zeigten sich selbst in der Gesamtschulbewegung, wo die Behinderten zunächst schlichtweg vergessen wurden, und auch in den Gewerkschaften stellen Behinderte immer noch eine größtenteils unbeachtete „Randgruppe“ dar. Deshalb unternahmen die Heidelberger Behindertenpädagogen einen Auszug aus ihrem Getto wissenschaftlicher Befangenheit, um über Fragen der kulturellen Bildung, der Kulturarbeit, der Analyse kultureller Herrschaftsformen u. a. m. in Kooperation mit an denselben Fragen interessierten, aber in anderen Praxisbereichen Tätigen zu neuen Ideen und Erkenntnissen zu gelangen.

3. Die zweite Wurzel: Aktualisierung Brechts

Im Frühsommer 1980 veranstalteten *Das Argument* und das Landestheater Tübingen in Tübingen eine Tagung, die sich eine Aktualisierung Brechts zum Ziel gesetzt hatte.³ Auf die Initiatoren der Heidelberger Tagung übte diese Fragestellung einen starken Reiz aus, denn in ihren bisherigen Versuchen zur kulturellen Bildungs- und Erziehungsarbeit standen sie vor dem Problem: Wird dieser Brecht eigentlich von denen erreicht, für die er ein parteilicher Künstler war? Oder ist Brecht nicht seiner Basis entzogen worden? Hatte man ihn zum Klassiker (zweiten Grades) befördert, was ihm eine gewisse Hin-und-wieder-Präsenz in bürgerlichen Theaterpielplänen (seltener allerdings in Lesebüchern) garantiert? Wie kann das kulturelle Erbe eines Mannes von denjenigen zurückerobern werden, für die er eigentlich gearbeitet hat?

In Tübingen trafen sich viele Brecht-Spezialisten, auch solche, die auf die genannten Fragen nur museale und abstrakte Lösungen zu bieten hatten. In der abschließenden Podiumsdiskussion wurde dann doch das Problem formuliert,

das einen Impuls für die Heidelberger Tagung bildete: Wenn Brecht ein Klassiker der Arbeiterbewegung ist, wenn es ihm gelang, die Lebenswirklichkeit der Arbeitenden in künstlerisch einmaliger Weise begreifbar und eingreifbar darzustellen, dann müßte Brecht, müßte seine Theaterkonzeption, seine Lerntheorie auch im Zentrum demokratischer gewerkschaftlicher Kulturarbeit stehen. Wie diese These gedacht war, beschreibt ein Projektbericht über die Aufführung von Brechts „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ mit Heidelberger Schülern und Jugendlichen, der in Heidelberg vorgestellt wurde. W. Hecht stellt sich selbst die Frage: Brecht – warum? Die Antworten, die er liefert, bieten – über Brecht hinausweisend – eine grobe programmatische Orientierung für eine Konzeption demokratischer Kulturarbeit, wie sie den Initiatoren der Heidelberger Tagung vorschwebt:

„Brecht – warum?

Weil er mit Kunst den gesellschaftlichen Fortschritt organisiert.

Weil er uns zum Nachdenken provoziert.

Weil er uns anregt, an den Lösungen zu zweifeln.

Weil er mit seinen Lösungen Maßstäbe setzt.

Weil er Experimente herausfordert, die weiterhelfen.

Weil er uns Thesen liefert, die uns immer schon angehen.

Weil er uns eine Methode vorschlägt.

Weil er uns auf ein Publikum verweist, dem die Zukunft gehört.

Weil er uns die dialektische Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse des menschlichen Verhaltens lehrt.

Weil er, richtig angewandt, museale Lösungen verhindert.

Weil er uns aufträgt, zu kämpfen, bis der Mensch dem Menschen ein Helfer ist.

Weil er für das Proletariat Partei nimmt.

Weil er uns die Lust des Beginnens lehrt.

Weil er immer wieder neu ausgeschöpft werden kann.

Weil die Beschäftigung mit ihm auf eine Beschäftigung mit uns selbst hinausläuft.“

4. Die dritte Wurzel: Grüne Welle für Ernesto Cardenal

Einen besonderen Charakter, der mit der Formel Theorie-Praxis-Bezug nur sehr unzulänglich beschrieben ist, erhielt die Tagung durch das Mitwirken einer Gruppe, der Grünen Welle. Die von den Initiatoren berücksichtigten Planungsgesichtspunkte konvergieren im wesentlichen mit den Interessen dieser Gruppe. Als kollektives Subjekt verkörpert die Grüne Welle ein Stück alltäglicher Geschichte der Aneignung von kultureller Bildung, der Befreiung von kultureller Herrschaft. Das Besondere an dieser Gruppe ist das Gewöhnliche, das Nicht-Stilisierte, Nicht-Abgehobene, Nicht-Perfektionierte.

Es gibt einen Kern, der ist seit zwölf Jahren zusammen, inzwischen sind es 50 junge Leute (die Hälfte in Heidelberg, die andere Hälfte in Rheine i. Westf.), viele blieben auf der Strecke (aber nur wenige im Zorn), neue gesellten sich hinzu. Die meisten stammen aus Arbeiterfamilien oder aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Beide Teile der Gruppe gingen aus kirchlichen Jugendkreisen hervor, fast alle wurden in „der Furcht des Herrn“ religiös erzogen oder – wie sie sagen – indoktriniert, und der erste Versuch, sich ein Bewußtsein zu

verschaffen von den eigenen Entwicklungsbedingungen, vollzog sich in der religiösen Form, in der Form der Gestaltung von Gottesdiensten mit neuen Texten und neuen Liedern. Es folgte ein langer und dornenreicher Weg der Auseinandersetzung mit kirchlichen und weltlichen Autoritäten einschließlich der Konflikte in den Elternhäusern. Mit der Songgruppen- und Musiktheaterarbeit wurde ein kulturelles Medium als bevorzugte Ebene der Auseinandersetzung weiterentwickelt. Damit wurde einer möglichen Überpolitisierung der Gruppenarbeit mit der Gefahr eines plötzlichen Umschlags in die Entpolitisierung vorgebeugt.

Die Annäherung an die Gewerkschaftsbewegung war nur der Vollzug einer organischen und logischen Weiterentwicklung, nun ist die Grüne Welle eine überbetriebliche DGB-Kulturguppe, auch hier ein Sonderling. Das Verhältnis zum DGB ist gut (über gewerkschaftlichen Klerikalismus diskutiert man nur noch intern). Im Songgruppenprogramm wurden neue Bereiche erschlossen, die Lieder der Arbeiterbewegung, das antifaschistische, antimilitaristische Erbe wurde angeeignet. Eine Mischform von Musik und szenischer Darstellung wurde entwickelt, wobei Elemente aus der Theatertheorie Bert Brechts aufgegriffen wurden. Viele Mitglieder der Gruppe erlebten einen zweiten Bildungsweg, erkannten, daß man sich Durchblick, Bildung, Kultur, Bewußtsein in dieser Gesellschaft erkämpfen muß, manche scheiterten an diesem Problem.

Es gibt ein paar Menschen, ohne die die Entstehung und Vorwärtsentwicklung der Gruppe in dieser Form nicht denkbar wäre, so z. B. ein katholischer Pfarrer, ehemals Schneidergeselle, ein Kämpfertyp, seit Jahren in einen Kleinkrieg mit dem sozialdemokratischen Establishment seiner Heimatgemeinde und mit seiner Haushälterin verstrickt, wurde in der lokalen Presse mit dem Unterton der Mißbilligung erwähnt, weil er sich durch seine Gegnerschaft zum sogenannten NATO-„Nachrüstungsbeschuß“ exponierte, verteilte zu Weihnachten die Dortmunder Erklärung des zweiten Krefelder Forums als Beilage zur Kirchenzeitung. Er hat die Gruppe mit ins Leben gerufen, hat mit ihr gelernt, einige Widersprüche seiner Berufspraxis zu erkennen.

Ein anderer ist der Komponist Peter Janssens, selbst aktiver Teilnehmer an der Heidelberger Tagung. Er beeinflußte den musikalischen Stil der Gruppe. Seine einprägsamen Melodien und vor allem seine eingängigen Rhythmisierungen und die an die Musikgewohnheiten Jugendlicher angepaßte Instrumentierung erleichtern das Nachsingend und Nachspielen. Peter Janssens vertonte auch Texte des Priesters, Dichters und Kulturministers von Nikaragua, Ernesto Cardenal. Ein Höhepunkt der Tagung war die Darbietung eines Cardenal-Textes als Einführung in die Podiumsdiskussion; den Teilnehmern eröffneten sich neue Dimensionen.

Der andere Kulturbeitrag der Grünen Welle war eher typisch für die Gruppe: „Stina Vaplaytex – Aufstieg und Fall eines Schlagerstars“, eine Persiflage gegen den dümmlichen und schleimigen Schlager „Blue Jonny blue“, in dem sich die Sängerin mit Mitleid gegenüber einem blinden Knaben berieselte. In diesem Musiktheaterstück werden Zusammenhänge aufgezeigt und nacherlebt zwischen dem dörflichen, kleinbürgerlich-reaktionären Lebenszusammenhang und dem Bestreben der herrschenden Kräfte, dem Bedürfnis nach Ausbruch

aus diesen Verhältnissen und nach Durchschauen dieser Verhältnisse mit Hilfe von Ersatzkulturen, von Kultursurrogaten entgegenzuwirken. Man erlebte ein Stück pädagogisches und politisches Theater, auf Realitätserkenntnis zielend, zum Handeln motivierend, dennoch nicht der viel geschmähten Instrumentalisierung anheimfallend, denn es bereitete in erster Linie Genuss.

Auf wissenschaftlichen Tagungen sind die sogenannten Fachleute meist unter sich. Die Initiatoren kennen das von behindertenpädagogischen Fachtagungen, die dann zum „Jahr der Behinderten“ mit einem „Edelbehinderten“ ausgeschmückt wurden. Ähnliches gilt wohl auch für viele Kulturfachtagungen. Selbst auf gewerkschaftlichen Chorseminaren treffen sich in der Regel die Chorleiter und die Profis, der Brummer aus der dritten Stimme ist nicht gefragt. Das war in Heidelberg anders. Auch wenn es in Heidelberg noch sehr viele Verständigungsprobleme gab, so profitierte die Tagung doch von einer durchgängigen Gegenstandsorientierung, die sonst allzu gern durch Profilierungsbemühungen einzelner Referenten oder durch sektiererische Grabenkämpfe überlagert wird. Ein schwacher Hauch von der neuen Bündnisfähigkeit der Friedensbewegung war auch in Heidelberg zu spüren.

Anmerkungen:

1. TRANCHINA, P. und SALVI, E.: Bilanz über die aktuellen Probleme der Psychiatrie in Italien. Vortrag im Rahmen des „Psychiatrischen Monats“ in Berlin. Zit. nach Frankfurter Rundschau 4. 1. 1982, S. 14.
2. BEGEMANN, E.: Die Erziehung der soziokulturell benachteiligten Schüler. Hannover (Schroedel) 1970.
3. s. Argument-Sonderband AS 50: Aktualisierung Brechts. Berlin 1980.
4. HECHT, W.: Brecht. Vielseitige Betrachtungen Berlin (DDR) 1978, S. 336.

Wolfgang Fritz Haug

Anmerkungen zum Verhältnis von Kultur und Politik

Für eine Tagung über Kulturtheorie und kulturelle Praxis ist die Klärung des Verhältnisses von Kulturellem und Politischem zentral. Wir können zu Protokoll geben, daß dieses Verhältnis ungeklärt ist; es brennt uns aber auf den Nägeln, also gehört es würdigerweise zu den Gegenständen, die wir hier diskutieren. Ich möchte einen Vorschlag machen, wie man das Verhältnis denken könnte.

Ich weite erst einmal die Fragestellung aus, von der Frage nach dem Verhältnis von Kulturellem und Politischem auch auf die Frage nach dem Verhältnis beider zum Ideologischen. Oder ist Politik, Kultur, Ideologie alles eins? Wenn nicht – wie halten wir sie auseinander? Und wenn wir sie auseinanderhalten, wie wirken sie zusammen? Und wie verhalten sich alle drei Dimensionen zum Ökonomischen? Wie also denken wir das Verhältnis von Ökonomie, Politik, Kultur, Ideologie? Wer die Literatur kennt, der weiß, daß das alles andere als klar ist. Die Meinungen prallen hart aufeinander.

Da gibt es die leninistische Linie seit Lenins Kampf gegen den Ökonomismus. Lenin hat den Begriff „Ökonomismus“ eigentlich erst aufgebaut; er benannte

so eine Reduktion der Arbeiterbewegung auf unmittelbar materielle Anliegen. Gegen diese Reduktion mußte er kämpfen, um überhaupt ein sozialistisch-politisches Programm entwickeln zu können. Vor allem „Was tun?“ ist eine Schrift des Kampfes gegen den Ökonomismus. Eine der Kategorien, die bei diesem Kampf gegen den Ökonomismus in den Vordergrund tritt, ist die Kategorie des Volks. Lenin sagt: Eine sozialistische Klassenpolitik der Arbeiterbewegung muß zur Volkspolitik werden, der marxistische Politiker zum „Volkstribun“, im Unterschied zu einem, der nur enge Klasseninteressen – und diese wiederum nur eng ökonomisch aufgefaßt – vertritt. Vom Klassenstandpunkt aus muß sich die sozialistische Politik in die unterschiedlichsten Bereiche des gesellschaftlichen Lebens hineinarbeiten, muß die Interessen anderer Gruppen einbeziehen, die Interessen von Kultur im weitesten Sinne, die Interessen auch der Wissenschaft – sie wie überhaupt alle demokratischen Elemente sollen mit einbezogen werden in das große politische Projekt der Arbeiterbewegung, wie es Lenin vorschwebte.

Das ist eine unverlierbare Erfahrung, die Lenin da artikuliert hat, das ist noch immer wahr, da gibt es keinen Rückschritt zu Marx hinter Lenin zurück. In dieser Frage sind Kommunisten und Sozialdemokraten einig. Wehners Zentralkategorie ist die „Volkspartei“. Natürlich soll die Sozialdemokratie Arbeitnehmerinteressen vertreten, aber sie soll sich nicht darauf beschränken.

Man sieht dabei, daß das Verhältnis von ökonomischen Klasseninteressen und Politik kein spannungsloses ist.

Wie ist denn nun das Verhältnis der beiden Ebenen, des Ökonomischen und des Politischen zum Kulturellen und zum Ideologischen? Da denke ich, daß die Arbeiterbewegung in ihren verschiedenen Fraktionen eine Erbsünde gemeinsam hat, nämlich die überschnelle Totalpolitisierung von allem Nichtpolitischen. Das Kulturelle wird meist benutzt als Feuilleton oder als Unterhaltungsprogramm nach dem politischen Teil. Und dann macht man die Entdeckung, daß beim politischen Teil die Leute nicht kommen, und verwendet sog. kulturelle Formen. Man singt jetzt die Leitartikel, statt daß man sie bloß spricht, weil beim gesprochenen Leitartikel die Leute nicht zuhören. Das ist eine degenerierte Form des Kulturellen, die entdecken wir aber in der Arbeiterbewegung weithin. Oder wie Hanns Eisler gesagt hat: Wir sind durch die vorschnelle Politisierung der Kunst Barbaren in der Ästhetik geworden. Ich möchte mich dieser Warnung anschließen. Ich denke, wer so vorgeht, der hat verkannt, daß es Gesetze gibt im Wirkungszusammenhang einer gesellschaftlichen Struktur. Es gibt – neben dem Wertgesetz der Ökonomie – auch Gesetzmäßigkeiten des Politischen und des Kulturellen. Wenn man gegen sie verstößt, heißt das, daß man furchtbare Niederlagen haben wird. Wir müssen fragen: Was ist eigentlich die Gesetzmäßigkeit des Kulturellen? Gibt es so etwas – was sich unterscheidet von der Gesetzmäßigkeit des Politischen?

„Demokratischer Zentralismus“ z. B. als eine der Formen auf dem Felde des Politischen beansprucht, politische Gesetzmäßigkeiten auszudrücken. Diese Gesetzmäßigkeit auf das Kulturelle zu übertragen, wäre Mordversuch am Kulturellen und Selbstmord auf einer politischen Ebene, auf die Dauer nämlich, weil eine solche Politik alle kulturellen Kräfte gegen sich aufbrächte, zu Feinden machen und sich damit den Ast absägen würde, auf dem sie sitzt.

Ich denke nämlich, daß Gramsci recht hat, wenn er sagt, daß die politischen Formationen es nötig haben, kulturellen Formationen aufzulagern. Diese kulturellen Formationen können aber nicht nach den Gesetzen der Politik gebaut werden. Zum Beispiel kann kein Befehl und keine Parteidisziplin oder etwas Ähnliches auf dem Gebiet der Kultur, z. B. des Kunstschaaffens, des Komponierens, Malens, Dichtens oder anderen Formen für sinnvoll gehalten werden. Die Reflexionen des Peter Weiss haben hier ihre Bedeutung. Peter Weiss hat das ganz scharf durchdacht, die Eigengesetzmäßigkeit dessen, was da abläuft. Und zugleich hat er bewiesen, daß man diese Eigengesetzmäßigkeiten für sich in Anspruch nehmen, also ein Unterordnungsverhältnis unter politische Organisationen und deren Führungscentren ablegen und dennoch eine durch und durch sozialistische Kunst schaffen kann. Man könnte diskutieren, wie er gerade darum, daß er das Kulturelle nicht vergewaltigt, das so entwickeln kann, daß es von sich aus ein Optimum an Parteilichkeit hergibt. Es gibt eine Eigengesetzlichkeit des Kulturellen. Das Gesetz der kulturellen Ebene läßt sich vielleicht so anzielen, daß es dort nach dem Prinzip geht, daß die Menschen in den kulturellen Betätigungsformen ihre Identität einverständig leben können. Es läuft also über ihr Einverständnis. Einverständnis ist nicht bloß Zustimmung, nicht bloß Klatschen, wenn einer etwas gesagt hat, sondern heißt, daß das Wer-Sein mit dem Wir-Sein verbunden ist. Selbstzweckhaftigkeit bestimmt hier die Form, und das trifft sicherlich so nicht in der Politik und nicht in der Ökonomie zu. In der Politik wäre falsch, würde auf Anarchie hinauslaufen, was im Kulturellen richtig ist. Man braucht ein dialektisches Konzept, das andere Regeln im Kulturellen für richtig weiß als im Politischen. Noch ein Stichwort zur Ideologie: ich halte es für zerstörerisch, Kultur und Ideologie gleichzusetzen. Ich bin sehr dafür, daß wir hier an Karl Marx und Friedrich Engels anschließen und nicht mit Lenin denken, der die einschlägigen Schriften der Klassiker z. T. noch nicht kannte. Wo etwa bei Engels im Vorwort zur Geschichte des Bauernkrieges steht: Es gibt drei Hauptformen des Kampfes, den ökonomischen Kampf, den politischen Kampf und den theoretischen Kampf, referiert Lenin manchmal korrekt, „theoretischer Kampf“, verwendet manchmal auch stattdessen „ideologischer Kampf“. Für ihn scheint es das Gleiche zu sein. Aber für Marx und Engels schien das nicht das Gleiche. Ich denke, es ist ungeheuer wichtig, daß man das auseinander hält. Daß man Wissenschaft und das Ideologische auseinander hält und beide nicht mit dem Kulturellen zusammenwirkt. Ich halte es für fruchtbar, die Marx-Engels'sche Auffassung des Ideologischen weiterzuführen. Der entscheidende Begriff ist dort der Begriff der „ideologischen Mächte“, die als Mächte dazu da sind, die Klassenherrschaft zu garantieren, aber mit der Eigentümlichkeit, daß sie es über das Innere der Menschen tun, daß sie freiwillige Zustimmung zu Klassenherrschaft, zur eigenen Unterdrückung erzeugen. Hier wird man doch wohl sehen, daß das Ideologische und das Kulturelle nicht identisch sein können. Es ist sogar so, daß, wenn wir das Kulturelle im Sinne einer Kultur von unten entwickeln, es dem Ideologischen im Sinne einer Bedrohung schlankweg entgegengesetzt ist. Das ist mein Vorschlag, wie man das denken könnte, aber der Vorschlag ist umstritten, weil er gegen einige Gewohnheiten angeht.

Peter Scherer Gewerkschaften und Kultur

Gewerkschaften sind Kampforganisationen. Diese Feststellung kann man nicht deutlich genug einer jeden Betrachtung ihres aktuellen Verhältnisses zur Kultur voranstellen. Das Gerede von einem angeblich drohenden „Gewerkschaftsstaat“ von einer fast unbegrenzten Macht, hat viele vergessen lassen, daß die Gewerkschaften Jahr um Jahr ein kaum vorstellbares Maß an materiellen Mitteln und menschlicher Energie darauf verwenden müssen, sich der herabdrückenden Tendenz eines Wirtschaftssystems entgegenzustellen, das nach wie vor nur den Profit als Maß aller Dinge anerkennt. Unsere Arbeit ist eine beständige Begegnung mit dem Unmöglichen: Kaufkraft und Arbeitsplätze dauerhaft zu sichern, wo unsere Gegner immer noch uneingeschränkt über Preise und Investitionen bestimmen. Denn unsere Forderungen nach Mitbestimmung und insofern auch „Mitgestaltung“ auf gesamtgesellschaftlicher Ebene sind in den über drei Jahrzehnten seit Gründung der Bundesrepublik und des Deutschen Gewerkschaftsbundes unerfüllt geblieben. So sind auch die Mittel zur Durchsetzung unserer Forderungen im wesentlichen dieselben wie vor 50 oder 100 Jahren.

Bedingungen gewerkschaftlicher Politik

Es gibt verschiedene Meinungen darüber, ob eine Integration der Gewerkschaften im Sinne aktiven Mitgestaltens und Mitverantwortens überhaupt wünschenswert sei. Doch diesen Meinungsstreit brauchen wir erst gar nicht zu führen: Tatsache ist, daß selten zuvor Politik so kalt schnäuzig gegen die Gewerkschaften und an ihnen vorbei gemacht wurde wie gegenwärtig. Weder die 1,3 Millionen Arbeitslosen noch die 235 000 Jugendlichen ohne Ausbildungsplatz, noch die 120 000 Kinder ohne Schulabschluß haben die politisch Verantwortlichen aus ihrer Passivität herauslocken können. „Passivität“ ist allerdings der falsche Ausdruck: Es wird nicht wenig geredet und konferiert, aber man redet nicht von den Arbeitslosen, sondern vom Mißbrauch des Arbeitslosengeldes; man redet nicht von Leistungsdruck und Frühinvalidität, sondern von einer angeblich sinkenden „Arbeitsmoral“, man redet schließlich nicht vom Absinken der Realeinkommen, sondern von einer „Lohnpause“. Das, Kolleginnen und Kollegen, sind die Bedingungen gewerkschaftlicher Arbeit im Herbst 1981, das sind die Bedingungen nicht nur unserer Tarif- und Sozialpolitik, sondern ebenso die unserer Kulturpolitik. Das eine läßt sich vom anderen nicht trennen.

Zwei Dokumente zur Kulturpolitik

Krisen und Massenarbeitslosigkeit seit 1974/75 haben nicht wenige Gewohnheiten unseres Denkens und Handelns in Frage gestellt. Viele unserer Mitglieder und Funktionäre haben seither versucht, Grundsätze und Ziele gewerkschaftlicher Arbeit neu zu durchdenken. So ist es kein Zufall, daß 1981 gleich zwei Dokumente verabschiedet wurden, die unserer Diskussion eine neue

Grundlage geben: das Grundsatzprogramm des DGB und die „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“.

Weder das eine noch das andere Dokument bezeichnet eine Wende. Es handelt sich in beiden Fällen um die Überprüfung und Ergänzung einer im Grundsätzlichen nicht umstrittenen Programmatik. In wie engem Zusammenhang beide Dokumente stehen, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die kulturpolitischen Vorstellungen große Teile des Grundsatzprogramms wörtlich aufgenommen haben, darunter die gesamte Präambel. Wer das 30. Kapitel des neuen Grundsatzprogramms unter der Überschrift „Kunst und Kultur“ mit dem entsprechenden Teil des Programms von 1963 vergleicht, dem wird sogleich die Straffung auffallen. Das Kapitel über „Kunst und Kultur“ dürfte wohl das einzige sein, das nicht länger, sondern kürzer geworden ist. Das neue DGB-Grundsatzprogramm stellt fest: „Die Kulturpolitik der Gewerkschaften dient dem Ziel, kulturelle Initiativen der Arbeitnehmer zu fördern und ihnen die Teilnahme am kulturellen Leben zu ermöglichen.“

Dieser Auftrag enthält zwei Aufgaben, die eine dialektische Einheit bilden: Eigeninitiative fördern und Teilnahme ermöglichen. Wir lehnen eine Kulturpolitik ab, die dem Arbeitnehmer auf dem Gnadenweg einige Freikarten zukommen läßt. Wir lehnen es aber genauso ab, den Anspruch der Arbeiter und Angestellten auf Teilnahme am kulturellen Leben einfach preiszugeben. Eine noch so lebendige Laienkunst, eine noch so engagierte Kulturarbeit im Rahmen unserer gewerkschaftlichen Aufgaben kann und darf nicht den Anspruch ersetzen, den arbeitenden Menschen mit der Arbeit unserer Künstler vertraut zu machen. Beide Elemente – die Eigeninitiative und die Aneigung eines großen Erbes – bilden zusammen das Ganze gewerkschaftlicher Kulturpolitik. So ist es auch konsequent, wenn das Grundsatzprogramm feststellt: „Kunst und Kultur . . . dürfen nicht einer Minderheit vorbehalten bleiben . . . Die bestehenden kulturellen Einrichtungen sind zu erhalten . . .“ „Erhaltung des Bestehenden“ – das mag auf einer Veranstaltung, die der gewerkschaftlichen Kulturpolitik gewidmet ist, fremdartig klingen. Aber warum sollte gerade im kulturpolitischen Bereich nicht gelten, was doch für alle übrigen Bereiche niemand bezweifeln wird: die Tatsache nämlich, daß nicht wir die strategische Initiative in den Händen halten, sondern unsere Gegner. Gerade im Bereich der Bildungs- und Kulturpolitik haben die reaktionären Kräfte in den letzten zehn Jahren konzentriert und planmäßig angegriffen. Ihre Angriffe richten sich gegen alles, was wir an bescheidenen Fortschritten, was wir an Reformen durchsetzen konnten.

Eines der wesentlichen Merkmale unseres derzeitigen Gesellschaftszustandes heißt: Kultur hat keine, Rüstung aber hat die erste Priorität. Ich will hier nicht von den Konsequenzen einer solchen Politik für die Zukunft sprechen. Es genügt, sich die aktuellen Auswirkungen vor Augen zu führen. Sie sind schlimm genug. Vor diesem Hintergrund bleibt uns kaum noch Muße, zwischen diesem und jenem Verständnis, dieser und jener Definition von Kultur zu unterscheiden. Wir können es uns unter den gegebenen Bedingungen nicht leisten, alte Gräben zwischen einer sogenannten „bürgerlichen“ Kultur und einer „Arbeiterkultur“ aufzureißen. Die Gefahr, die beides unter sich zu begraben droht, zwingt, das Gemeinsame in den Mittelpunkt zu stellen. Es

wäre eine schlimme Selbsttäuschung, würden wir dem Abbau klassischer Formen bürgerlicher Kultur gewissermaßen schadenfroh zusehen. Gewiß, wir – die Arbeiter und Angestellten – waren nur am Rande Nutznießer so mancher hochsubventionierter Opernhäuser und Museen. Aber gewinnen wir denn etwas, wenn diese Gesellschaft daran geht, ihr eigenes kulturelles Erbe zu zerstören?

Nein, wir gewinnen nichts, denn die gleiche Politik, die im Interesse des Profits diese Opfer fordert, ist auch dafür verantwortlich, daß der arbeitende Mensch weithin vom kulturellen Leben der Gesellschaft ausgeschlossen ist.

Widerstandsbewegungen

Druck erzeugt bekanntlich Gegendruck. Die seit Jahren andauernde Offensive der Unternehmer zur Durchsetzung dessen, was sie nebelhaft genug eine „Tendenzwende“ nennen, hat Gegenkräfte auf den Plan gerufen. Der Widerstand gegen die provokatorische Tarifpolitik der Unternehmer, gegen die Vernichtung der Arbeitsplätze, gegen den Wahnsinn der Aufrüstung hat hunderttausende Menschen buchstäblich in Bewegung gesetzt.

Was muß eigentlich – so fragen wir uns – geschehen sein, wenn das Einfachste, wenn gesicherte Arbeit und ein Leben in Frieden zur leidenschaftlich erhobenen Forderung werden? Die Begegnung mit den elementaren Bedingungen unseres Lebens verändert auch das Verhältnis zwischen Gewerkschaften und Kultur, zwischen Arbeiterbewegung und Kunst. Laßt es mich an einem Beispiel deutlich machen: Wenn wir die Eindrücke von den vielen großen und kleinen Friedenskundgebungen der letzten Wochen und Monate zusammenfassen, angefangen bei den gewerkschaftlichen Veranstaltungen zum Antikriegstag am 1. September bis hin zu den großen Kundgebungen der jüngsten Zeit, so wird deutlich, daß sich hier nicht nur künftige Veränderungen angekündigt haben, nein, hier hat sich schon jetzt etwas verändert. Hier hat Kulturarbeit politische Arbeit nicht nur unterstützt, das war Kulturarbeit im besten Sinne. Ja, ich möchte sagen: Was Hunderttausende hier gestaltet haben, war selbst ein Stück unserer Kultur! Ähnliches ließe sich über die Anti-Strauß-Bewegung der zurückliegenden Jahre sagen.

Gegen Nazismus und Militarismus

An vielen Erscheinungen ließe sich deutlich machen: Unsere Gesellschaft ist in weiten Teilen nicht nur zu einer teils kritischen, teils romantischen Reise in die Vergangenheit aufgebrochen, sie bewegt sich selbst rückwärts: Gemessen am Stand der Arbeitslosigkeit sind wir beim Jahr 1953 angekommen, das Jahr 1950 ist in Schätzungen bereits in Sicht. Vielleicht hängt es mit dieser objektiven Annäherung zusammen, daß die kulturpolitischen Forderungen der Jahre zwischen 1945 und 1949, zwischen Befreiung und Restauration, heute so erstaunlich aktuell sind.

Damals stand an der Spitze aller kulturpolitischen Aufgaben die Vernichtung der Überreste der Nazi-Ideologie. Die Aufgabe blieb ungelöst, wurde verdrängt, kurzfristig aufgegriffen, wieder fallengelassen, bis „Hitler-Welle“ und

Preußen-Verherrlichung endgültig klargemacht haben: Der Ungeist des Faschismus und Militarismus lebt nicht nur in einer eng umgrenzten Subkultur, er hat erneut große Teile unseres öffentlichen Lebens vergiftet und ist dabei, sich weiter auszubreiten. Das wurde beim Tod so verschiedenartiger Männer wie Albert Speer und Willi Bleicher deutlich. Der Widerstandskämpfer und Gewerkschafter wurde in einigen wenigen Zeilen abgetan. Dem Naziminister wurden ganze Seiten, ja ganze Fernsehsendungen gewidmet. Gleichzeitig wächst die Aggressivität der Neonazis, wächst auch die Zahl derjenigen, die zwischen Schule und Arbeitslosigkeit bereit sind, selbst einen Krieg interessanter zu finden, als die scheinbar ausweglose Stumpfheit ihres Alltags. Die antifaschistische und antimilitaristische Stoßrichtung ist deshalb heute wie vor dreißig Jahren ein wesentliches Kennzeichen unserer Kulturarbeit. Das bedeutet zugleich: Kulturpolitik und Friedenspolitik, Kulturarbeit und Friedensbewegung sind untrennbar miteinander verbunden.

Kulturpolitik und geschichtliches Bewußtsein

Seit einigen Jahren ist das „Lernen aus der Geschichte“ ein fester Bestandteil unserer gewerkschaftlichen Arbeit. Auch diese Lösung hat ihre Wurzeln in den Jahren nach 1945. Die Rückeroberung der eigenen Geschichte ist nicht nur notwendiger Bestandteil jeder antifaschistischen Aufklärungsarbeit, sie ist nicht nur eine der schwierigen Aufgaben, die in jeder Gesellschaft bewältigt werden müssen, die durch eine Epoche faschistischer Diktatur hindurchgegangen ist. Das Lernen aus der Geschichte ist auch aufs engste mit den Fortschritten unserer praktischen Kulturarbeit verbunden. Denn die Vermittlung geschichtlicher Erfahrungen bleibt angewiesen auf die Mittel unserer Kulturarbeit, auf Gedicht und Lied, Film und Theater. Zugleich ist eine Weiterentwicklung all dieser Kunstformen nicht denkbar ohne die Vertiefung des geschichtlichen Bewußtseins. Nicht wenige der besten Ergebnisse unserer Kulturarbeit der letzten Jahre stehen in engem Zusammenhang mit der Rückbesinnung auf unsere eigene Geschichte, auf die kämpferischen Traditionen der Arbeiterbewegung, der ihr vorangegangenen antifeudalen Bewegungen.

Verteidigung demokratischer Rechte

Ein drittes Element unserer Kulturpolitik ist die aktive Verteidigung demokratischer Grundrechte. Das Grundsatzprogramm fordert: „Kunst und Kultur müssen sich in einem Klima geistiger Freiheit und unbeeinträchtigt von staatlicher Bevormundung und jeder Form von Zensur entfalten können.“ Wir haben bewußt auf die Formel „Kunst muß frei sein“, wie sie im Grundsatzprogramm von 1963 stand, verzichtet. Denn die voraussetzunglose Freiheit der Kunst im Sinne des „l'art pour l'art“ bedeutet nichts anderes als Selbstisolation und Selbstauslieferung an jene Mächte des Kunstmarktes, die in erster Linie dafür verantwortlich sind, daß Kultur und Masse, „Welt der Kunst“ und „Welt der Arbeit“ noch immer entgegengesetzte Welten sind. Künstler, die sich innerlich freigemacht haben von bürgerlichen Vorurteilen, werden nicht länger bereit sein, eine mehr oder weniger vergoldete Isolation

mit Freiheit zu verwechseln. Sie werden sich dem wirklichen Leben zuwenden, und in gleichem Maße wird die Bereitschaft wachsen, die demokratischen und sozialen Rechte der Künstler solidarisch zu verteidigen. Genau das meint die 10. These in den kulturpolitischen Vorstellungen des DGB. Sie lautet: „Künstler, Schriftsteller und Publizisten stärken die gewerkschaftliche Kulturarbeit durch ihr künstlerisches und gewerkschaftliches Engagement. Ihr Schaffen setzt sich mit der gesellschaftlichen Realität auseinander und kann damit einen Beitrag zu ihrer Veränderung leisten“.

Internationale Solidarität

Sehr ausführlich handelt das 30. Kapitel des DGB-Grundsatzprogramms von den internationalen kulturellen Beziehungen. Sie sind Teil der internationalen Solidarität, die ihren festen Platz in unserer gewerkschaftlichen Arbeit hat. Ich erinnere hier nur an die ideenreichen Aktionen der Gewerkschafts-Jugend zur Unterstützung des demokratischen Aufbaus in Nicaragua. Aber gerade die Kämpfe in Mittel- und Südamerika machen deutlich: Wir können nicht über das Internationale reden, ohne das Nationale zu berühren. Wir können uns nicht glaubhaft mit dem politischen und kulturellen Befreiungskampf der Völker Amerikas, Afrikas und Asiens solidarisieren, ohne nach der Zukunft unserer eigenen Nationalkultur zu fragen. In den Jahren zwischen 1945 und 1949, zwischen dem Zusammenbruch des Hitler-Reiches und der Spaltung Deutschlands, war die Verteidigung des nationalen Zusammenhalts ein ganz wesentliches Ziel demokratischer Kulturpolitik, auch und gerade in den Gewerkschaften. Wir alle wissen: Die Einheit Deutschlands ist dennoch 1948/49 zerstört worden, und das gemeinsame kulturelle Erbe diente in der folgenden Zeit den Propagandisten des Kalten Krieges zur Untermauerung ihrer reaktionären Parole vom „Unteilbaren Deutschland“. Es war die Friedensbewegung unserer Tage, die deutlich gemacht hat, daß man über ein gesichertes und menschenwürdiges Leben, daß man über die Zukunft der Kultur in Mitteleuropa nicht reden kann, ohne von beiden deutschen Staaten, von Deutschland als einem Ganzen zu reden, von jener Gemeinsamkeit der Sprache, der Geschichte und der Kultur, die in der Sorge um den Frieden so lebendig geworden ist. Diese Dialektik von internationaler Solidarität und nationaler Selbstbesinnung wird, so meine ich, gerade für die Kulturpolitik der nächsten Jahre von wachsender Bedeutung sein.

Für die Einheit der Arbeiterbewegung

Die Spaltung Deutschlands ist nicht nur ein Tatbestand des Völkerrechts und der Außenpolitik. Der Verlust der nationalen Einheit bedeutet zugleich die tiefste Spaltung der Arbeiterbewegung. Trotz der gemeinsamen Erfahrungen der Hitler-Diktatur konnte die Spaltung nach 1945 nicht überwunden werden. Aber wir haben doch wenigstens die Gewerkschaftseinheit durchsetzen können, und nicht zufällig ist die Definition der Einheitsgewerkschaft im neuen Grundsatzprogramm Kernstück aller Diskussionen gewesen. Die Tatsache, daß hier im gewerkschaftlichen Bereich Grundlagen eines gemeinsamen

Handelns erhalten werden konnten, ist von größter Bedeutung für unsere Kulturpolitik. Denn nur eine einheitlich handelnde, in sich geschlossene Bewegung der Arbeiter und Angestellten kann auf das politische und vor allem das kulturelle Leben unserer Gesellschaft jene Anziehungskraft ausüben, deren Fehlen wir alle so sehr beklagen. Von diesem Einfluß, von dieser Hegemonie der lebendigen Arbeit sind wir sehr weit entfernt. Ich wage die Behauptung: Selten zuvor war das theoretische und kulturelle Erbe der Arbeiterbewegung so an den Rand des gesellschaftlichen Interesses gedrängt wie eben jetzt. Verlage, die sich diesem Erbe verpflichtet fühlen, wissen davon ein Lied zu singen. Wir müssen auch durchaus zugeben, daß die große Bewegung, die heute durch unser Volk geht, in weiten Teilen nicht auf diesem Erbe aufbaut, daß diese Bewegung ohne uns und in manchen Fragen – und sei es aus wechselseitigem Mißverständnis heraus – auch gegen uns vorankommt. Zwischen unserem Anspruch, für die „Welt der Arbeit“ zu sprechen, und der Wirklichkeit unseres Einflusses auf das kulturelle und politische Leben klafft eine gewaltige Lücke. Sie ausfüllen zu können, dürfen wir nur in dem Maße hoffen, wie wir selbst zu einem in sich geschlossenen Handeln zurückfinden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß gewerkschaftliche Kulturpolitik und Kulturarbeit fünf Ziele hat:

- Der Kampf gegen den Ungeist des Nazismus und Militarismus
- Die Wiedergewinnung des geschichtlichen Erbes
- Die Verteidigung der demokratischen Rechte und Freiheiten
- Die Festigung der internationalen Solidarität und des nationalen Zusammensinhalts.
- Vertiefung der Gewerkschaftseinheit als Teil der gemeinsamen Errungenschaften aller Kräfte der Arbeiterbewegung.

Wie immer wir unsere Arbeit organisieren, wie immer die Konflikte aussehen mögen, in denen wir Stellung beziehen müssen: Diese fünf Aufgaben dürfen wir nicht aus den Augen verlieren.

Über die Frage, was Kultur eigentlich sei, zumal „fortschrittliche“ Kultur, ist viel geredet und geschrieben worden. Ich meine: Wenn wir schöpferisch an der Lösung der fünf Hauptaufgaben arbeiten, dann werden wir auch erfahren, was fortschrittliche, was demokratische Kultur ist.

Oswald Todtenberg Kulturarbeit und Kulturpolitik des DGB

*Beispiele und Perspektiven*¹

Peter Scherer hat deutlich gemacht, in welchem Kontext gewerkschaftliche Kulturpolitik und Kulturarbeit zu sehen ist. Das ist zwar noch nicht bis in alle Bereiche durchgedrungen, aber es ist auch nach meinem Verständnis von Kulturarbeit die Basis, auf der langfristig die Kulturarbeit der Gewerkschaften auf eine noch stabilere Grundlage gebracht werden kann.

Die gewerkschaftliche Kulturarbeit ist umfangreicher und vielfältiger geworden – auch als von den Gewerkschaften selber angenommen. Sie hat sich einer Bestandsaufnahme zufolge, die wir von der Abteilung Kulturpolitik für die letzten drei Jahre gemacht haben – sie ist auch schon wieder ein Jahr alt – verdreifacht. Aber in der Regel wird die Kulturarbeit kaum überregional bekannt, und daher wird ihr Umfang und ihre Vielfalt häufig unterschätzt. Es gibt wieder eine ganze Menge Theatergruppen im gewerkschaftlichen Bereich, die zu den Gewerkschaften auch in organisatorischem Zusammenhang stehen. Wir haben zu verzeichnen einen Boom von Chorgründungen und Songgruppen; wir haben auch wieder Kabarettgruppen. Offensichtlich ist die politische Zeit wieder da, Kabarett zu machen. Wir haben noch vieles andere, wie Bastelgruppen, Fotogruppen, Musikgruppen etc. Zwei DGB-Kreise haben auch eigene Literaturgruppen; das ist ungewöhnlich, weil wir ja eigentlich den Werkkreis Literatur der Arbeitswelt haben, aber in diesen beiden DGB-Kreisen gibt es den nicht.

Gewerkschaftliche Kulturarbeit will die Entfaltung der Persönlichkeit des Arbeitnehmers fördern, zum Engagement aufrufen, eigenschöpferische Tätigkeit unterstützen, die Erlebnisfähigkeit der Arbeitnehmer steigern und natürlich auch die gewerkschaftliche Kulturarbeit und die gewerkschaftliche Arbeit aktivieren und auch beleben. Aber es herrscht in vielen gewerkschaftlichen Bereichen und Gremien immer noch eine gewisse Geringschätzung der Kulturarbeit. Die Bedeutung, die Kunst und auch kulturelle Aktivitäten für den Einzelnen und auch für die gewerkschaftliche Organisation haben oder haben könnten, wird häufig unterschätzt. Dabei können wir feststellen: in dem Maße wie die Kulturarbeit mit der eigentlichen Gewerkschaftsarbeit oder mit anderen Bereichen gewerkschaftlicher Arbeit verbunden, also Teil der Gewerkschaftsarbeit ist, in dem Maße scheint sich nicht nur das Interesse an der Kulturarbeit zu steigern, sondern auch an der gewerkschaftlichen Arbeit überhaupt.

Man muß allerdings auch wissen: Wer sich in der politischen Kulturarbeit engagiert, wird sich oft Ärger einhandeln. Aber man muß immer wieder deutlich machen, daß es gerade Aufgabe der Kunst und Aufgabe kultureller Aktivitäten ist, herauszufordern, zum Nachdenken anzuregen, Dinge anzusprechen, die noch nicht in allen Dimensionen durch Beschlüsse abgedeckt sind, und diesen unschätzbar wert von Kunst und kulturellen Aktivitäten sehen viele auch in den Gewerkschaften nicht immer als selbstverständlich an. Es ist doch notwendig, daß in den einzelnen Gewerkschaften, in den DGB-Kreisen und Landesbezirken die Kulturarbeit stärker gefördert wird als bisher.

Weil sich gewerkschaftliche Politik und Praxis auf den ganzen Menschen bezieht, wie er lebt und arbeitet, müssen die kulturellen Aktivitäten der Gewerkschaften und auch die kulturpolitischen Forderungen der Gewerkschaften als Teil der Gesamtaufgaben gesehen werden. Peter Scherer hat das sehr deutlich in diesen Zusammenhang gestellt. Ziel gewerkschaftlicher Kulturpolitik und Kulturarbeit ist es eben, zur allseitigen Entfaltung der geistigen und sinnlichen Fähigkeiten der Arbeitnehmer beizutragen und – das können wir auch ehrlicher und lauter aussprechen – dazu beizutragen, daß Kulturarbeit Spaß machen kann.

Nach wie vor – obwohl es nicht mehr überall so ist – macht vor allem die Gewerkschaftsjugend noch immer in größerem Umfang Kulturarbeit, als das in der Gesamtorganisation zum Ausdruck kommt. Sie ist auch sehr stark mit der Jugendarbeit verzahnt. Das hat positive Auswirkungen auf den gesamten Bereich der gewerkschaftlichen Organisation. Im Zuge der Ausweitung gewerkschaftlicher Kulturarbeit ist wachsendes Interesse der Arbeitnehmer an Kunst und kulturellen Aktivitäten festzustellen, und auch die künstlerische Laientätigkeit in der gewerkschaftlichen Arbeit hat ganz erheblich zugenommen. Die Motivation, selber künstlerische Ausdrucksformen zu entwickeln und in die gewerkschaftliche Arbeit und auch in die politische Arbeit einzubeziehen, ist ganz offensichtlich stärker geworden. Vielfach werden Arbeitnehmer durch die gewerkschaftliche Kulturarbeit überhaupt erst konfrontiert mit Kunst und lernen dabei, sich mit künstlerischen Darbietungsformen auseinanderzusetzen und auch größeren Anteil zu nehmen an öffentlichen und privaten Kulturangeboten, also das zu machen, worauf Peter Scherer auch schon hingewiesen hat: das in Anspruch zu nehmen, wozu sie selber mit die Voraussetzung geschaffen haben, und das kulturelle Erbe in unserem Lande sich endlich mal anzueignen.

Es gibt einen gewissen Zusammenhang zwischen kultureller Infrastruktur – Kultureinrichtungen, Kulturinitiativen und deren Erreichbarkeit – und gewerkschaftlicher Kulturarbeit. Dort, wo die kulturelle Infrastruktur mangelhaft ist – und mangelhaft ist sie ja in fast allen Bereichen, bis auf einige wenige Großstadtzentren – da hat es auch die gewerkschaftliche Kulturarbeit schwer, sich zu entfalten und zu entwickeln. Dort allerdings, wo kommunale Kulturpolitik, öffentliche Kulturpolitik mehr auf kultureller Breitenarbeit Schwerpunkte setzt und auch freie Kulturgruppen fördert, ist die gewerkschaftliche Kulturarbeit am weitesten entwickelt. Und deswegen ist es notwendig, kulturpolitische Ansprüche anzumelden – massiver anzumelden, als das in der Vergangenheit der Fall war; das wird noch sehr unzulänglich in den Gewerkschaften getan. Oft sitzen in den kommunalen Kulturausschüssen Gewerkschafter, die nicht so recht wissen, was sie da machen sollen, und sehr beeindruckt sind von dem angeblichen Sachverstand, den der Kulturreferent, oder wer immer da sitzt, einbringt. Aber auch hier sind wir ein Stück weitergekommen, indem wir diesen Kolleginnen und Kollegen Hilfestellung leisten.

Für die Weiterentwicklung gewerkschaftlicher Kulturarbeit ist nicht nur von Bedeutung, daß die künstlerische Laientätigkeit gefördert wird, sondern inwieweit es uns noch stärker gelingt, Künstler und Künstlergruppen in die

kulturelle Gewerkschaftsarbeit mit einzubeziehen. Die Zahl der Künstler, die das in der Vergangenheit taten und die es auch noch jetzt tun, ist sehr viel größer geworden. Immerhin gibt es in der Gewerkschaft Kunst 42 000 Organisierte, sie ist nicht mehr die kleinste Gewerkschaft im DGB, sie wars lange Jahre. Immer mehr Künstler haben ihre soziale Situation erkannt, ziehen daraus Konsequenzen, organisieren sich gewerkschaftlich, aber sie wollen auch – zumindest die engagierten Künstler – in den Arbeitern und Angestellten das Publikum sehen, das für ihre Arbeit eigentlich am interessantesten ist. In der gewerkschaftlichen Arbeit kommt es eben auf beides an, auf die Förderung künstlerischer Laientätigkeit unserer Kulturgruppen und die Einbeziehung der Profi-Künstler, um auch die künstlerische Laientätigkeit qualifizieren zu können und uns keinen Keil zwischen Profi-Künstlern und Laienkünstlern hineintreiben zu lassen. Bei vielen Veranstaltungen gibt es auch sehr gute Kooperationen dazu, obwohl die anfänglichen Schwierigkeiten immer noch nicht ganz überwunden sind. Es gibt leider auch in unseren Bereichen ein gewisses Konkurrenzdenken. Manche sagen, die Profi-Künstler wären in der gewerkschaftlichen Kulturarbeit zurückgedrängt, weil wir viel größeren Wert auf die Qualifizierung unserer eigenen Kulturgruppen legen. Das ist ein Mißverständnis, das sowohl in den Gewerkschaften als auch bei den Künstlern noch ausgeräumt werden muß.

Viele Jahre hatte man den Eindruck – mindestens war der Eindruck in der Öffentlichkeit so –, daß Kulturarbeit im Wesentlichen am 1. Mai stattfindet: wenn sie ein Kulturfest organisiert haben am 1. Mai, dann haben sie das ganze Jahr Ruhe. Dieser Eindruck ist wohl manchmal nicht ganz zu Unrecht entstanden, aber das ist nicht mehr so. Es ist zwar nach wie vor ein gewisser Höhepunkt im Jahr, aber es gibt auch noch andere Anlässe. In diesem Jahr z. B. war nicht der 1. Mai der Höhepunkt kultureller gewerkschaftlicher Aktivität, sondern es waren die Anti-Kriegstage und Friedensaktionen und auch die gewerkschaftlichen Beiträge im Hinblick auf die Demonstration in Bonn. Wer in Bonn war – und ich hoffe, es waren alle in Bonn –, hat ja gesehen, daß auf der Bühne der Chor Kölner Gewerkschafter gesungen, und zwar ausdrücklich als gewerkschaftliche Gruppe gesungen hat.

Es gibt also verschiedene Anlässe, wo die Kulturarbeit der Gewerkschaften einen ganz wichtigen Platz hat, integriert in diese Veranstaltungen; der 1. Mai, auch der 8. März, der ja jetzt wieder von den DGB-Kreisen und Landesbezirken getragen wird, der Antikriegstag, der einige Jahre etwas vernachlässigt wurde, aber jetzt wieder stärker wahrgenommen wird. Es haben in diesem Jahr – aber auch schon im letzten – ganze Friedenswochen der Gewerkschaften in DGB-Kreisen stattgefunden.

In unserer Kulturarbeit werden über kulturelle Medien Inhalte der verschiedensten Themen transportiert. Wir vertreten ja ohnehin die Auffassung, daß gewerkschaftliche Kulturarbeit das Herz aktivieren kann, ohne den Kopf zu vernachlässigen. Es ist eigentlich eine neue Entwicklung in den letzten zwei, drei Jahren, daß bei Gewerkschaftskonferenzen und -veranstaltungen stärker kulturelle Beiträge mit einbezogen werden, und das selbst in Bundeskonferenzen des DGB, Angestellten-, Frauenkonferenzen der Einzelgewerkschaften oder bei Gewerkschaftstagen der Einzelgewerkschaften. Das ist schon deswe-

gen von großer Bedeutung, weil auch dort immer alle Funktionäre der Gewerkschaften zusammen sind, und wenn diese Veranstaltung besonders gut gelungen ist, dann sind sie eher motiviert, in ihren örtlichen Gremien diese Kulturarbeit auch zu fördern, als wenn sie sagen: „Na ja, was soll das, das sollen wir nun auch noch machen“.

Wir haben sowieso die Erfahrung gemacht, daß viel Reden über Kulturarbeit auch bei unseren DGB-Kreisen und Einzelgewerkschaften nicht viel nützt, wenn sie nicht selber erfahren, was das für sie persönlich und für ihre Arbeit bringt. Eine ganz große, wichtige Veranstaltung mit kulturellem Schwerpunkt war „90 Jahre IG Metall“ in der Paulskirche in Frankfurt, wo ein starkes Kulturprogramm vom Chor Kölner Gewerkschafter gemacht wurde, die Leute über Kopf und Herz angesprochen waren. Ich kann mir denken, daß die IG Metall-Freunde künftig die Kulturarbeit mit anderen Augen sehen.

Wir haben auch eine ganze Reihe Veranstaltungen zur internationalen Solidarität. Peter Scherer hat vorhin die Kampagne der IG Metall-Jugend zum Verkauf von Nicaragua-Kaffee angesprochen. Zu Nicaragua gibt es Aktionswochen innerhalb der gewerkschaftlichen Arbeit, und da kann natürlich Kulturarbeit einen ganz erheblichen Beitrag leisten. Die Aktion auf der Straße, in die kulturelle Elemente integriert werden, ist verstärkt worden, weil wir ja alle die Erfahrung machen mußten in der gewerkschaftlichen Jugendarbeit, wenn wir Informationsstände auf den Straßen aufbauen und Broschüren verteilen, daß die Leute kaum Materialien mitgenommen haben, und wenn, dann war es wohl ein Trugschluß zu glauben, daß sie die zu Hause auch lesen. Menschen können stärker motiviert werden, sich mit bestimmten Gegenständen auseinanderzusetzen, wenn sie auch persönlich davon betroffen sind und das auch fühlen. Es muß uns gelingen, mit unseren kulturellen Mitteln, die Leute dort abzuholen, wo sie stehen, und ein Stückchen weiterzubringen. Udo Achten sagt: eigentlich müssen aus jeder Veranstaltung, die die Gewerkschaften machen, die Kollegen mindestens zwei Zentimeter breiter wieder rausgehen, als sie reingekommen sind. Zu solcher Motivation des Kämpfens kann Kulturarbeit – glaube ich – unendlich viel beitragen. Wir sehen die mobilisierende Funktion – und die sollten wir auch gegenüber denjenigen selbstbewußt vertreten, die sagen, wir instrumentalisieren die Kunst. Die uns dann schon deswegen kritisieren, sollten genau hinsehen, was wir machen.

Ein anderer, weniger aktionsbezogener Bereich in der Kulturarbeit ist die bildende Kunst. Hier sind wir in den letzten Jahren vor allem mit dokumentarischen Ausstellungen in den Gewerkschaften weit vorangekommen. Es gibt viele DGB-Kreise, die in ihren Gewerkschaftshäusern meist themenbezogene Ausstellungen zeigen. Anfangs haben wir – das machen wir auch heute noch – zentrale Ausstellungen angeboten mit dem Effekt, daß die Kollegen nach Beendigung einer Ausstellung den Verantwortlichen sagen, jetzt ist das Haus plötzlich so leer, hier hing ja eine schöne Ausstellung, wollt ihr da nicht wieder mal was machen. Das hat einen äußerst positiven Effekt gehabt: Weil die DGB-Kreise alle wenig Geld haben, haben sie in ihren Archiven und Kellern mal nach Dokumenten der Arbeiterbewegung geguckt, die sie alle haben, oder haben ihre Veteranen gefragt, was die zu Hause haben, und haben ein eigenes Stück Geschichte ihrer Region dargestellt. In den Bildungsstätten der Einzel-

gewerkschaften werden auch regelmäßig Ausstellungen gezeigt. Mich wundert ein wenig, daß seit zwei, drei Jahren in den zentralen DGB-Bildungsstätten in dieser Hinsicht wenig passiert. Es sind meistens die Einzelgewerkschaften, die da einiges tun.

Es gibt einige Kollegen, die die örtliche Geschichte der Arbeiterbewegung aufarbeiten in Zusammenarbeit mit Künstlern, Literaten und Historikern, wie etwa mit dem Kollegen Warneken von der Uni Tübingen. In Tübingen wurde eine interessante und politisch wichtige Schrift gemacht: „ArbeiterTübingen“. Tübingen ist ja eine Universitätsstadt, die Geschichte der Arbeiterbewegung hat jeder Historiker links liegengelassen – im wahrsten Sinne des Wortes. Ähnliches gibt es in Berlin, in Nürnberg, in Düsseldorf, in Köln, in Frankfurt. Dazu organisieren, nach der Aufarbeitung dieser Geschichte, einige Kolleginnen und Kollegen in den DGB-Kreisen alternative Stadtrundfahrten, um mit anderen das, was sie durch die Dokumentation herausgefunden haben, auch noch vor Ort aufzufinden.

Ein weiterer Bereich, in dem die gewerkschaftliche Kulturarbeit zugenommen hat, aber wo es noch große Probleme gibt, ist die Bildungsarbeit. Zwar werden in den Bildungsstätten, aber auch an den Wochenendseminaren und Tagesseminaren Kunst und kulturelle Aktivitäten mit einbezogen, das geschieht auch häufiger und geschieht immer phantasievoller, aber wir können bei weitem noch nicht sprechen von einer Integration von Kultur- und Bildungsarbeit. Es geschieht meistens noch so, daß man nach Feierabend eine Kulturveranstaltung macht, oder es geschieht in Form einer Ausstellung, die dann aber auch nur in den Pausen oder nach Feierabend besichtigt wird. Manches wird zwar hier und da schon in den Bildungsprozeß selbst hineingenommen, aber man kann eben noch nicht von einer Integration sprechen. Ich möchte das in nächster Zeit etwas stärker zum Schwerpunkt der Arbeit der Abteilung Kulturpolitik machen.

Wir unterstützen die Laientätigkeit neuerdings auch durch eine Reihe praktischer Hilfen, die bei der Büchergilde Gutenberg herauskommen. Vielleicht kennen schon einige das Lieder-Lese Bilderbuch, das Karl Adamek herausgegeben hat. Dazu gibt es drei Kassetten mit den Liedern aus dem Liederbuch. Schon immer wußten wir, bloß wir haben daraus keine Konsequenzen gezogen, daß viele unserer Kolleginnen und Kollegen keine Noten lesen können. Aber sie können Lieder nachsingend. Dazu sind die Kassetten da. Alle 130 Lieder in dem Liederbuch sind auch auf den Kassetten, zum Teil ist nur die erste Strophe angesungen. Und wir machen jetzt schon die Erfahrung, daß die Kollegen mit dem Kassettenrekorder dasitzen, das Buch in der Hand, und die Lieder lernen. In dem Buch sind zu den einzelnen Liedern auch noch Texte, Grafiken und Bilder.

Das zweite in dieser Reihe ist die Serie von Chor-Partituren für gemischte Chöre. Wir haben ja einen erfreulichen Boom von Chorgründungen. Der erste Band „Entrüstet Euch“ ist draußen: Lieder zum Frieden. Nicht von ungefähr ist das der erste Band, weil wir der Auffassung waren, daß die Friedensbewegung auch durch eine breite Chorbewegung mit unterstützt werden muß. Auch dazu wird es Kassetten geben. Übrigens gibt es ca. 20 000 Chöre in der Bundesrepublik, der Allgemeine Deutsche Sängerbund hat über 1,5 Millionen

Mitglieder, um die sich keiner von uns gekümmert hat, für die auch kaum brauchbare Literatur erarbeitet wird. Auch da wollen wir mit unseren Chormappen (es sollen vier Themenbereiche werden) etwas tun.

Das letzte Beispiel ist, daß erfreulicherweise Landesbezirke, aber auch schon Gewerkschaften heutzutage Kulturseminare machen. Veranstaltungen also, wo sie über Kulturarbeit sprechen, wo sie auch die Sache praktisch angehen. Vor einigen Jahren konnte man dazu noch nicht einladen, da wäre niemand gekommen, oder die Kassierer in den Gewerkschaften hätten gesagt: „Ihr seid wohl verrückt, jetzt macht ihr auch noch Kulturseminare.“

Wie schon gesagt, hat der DGB-Bundesvorstand am 1. 9. 1981 die „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ beschlossen.² Diese „Vorstellungen“ gehen zurück auf einen Diskussionsentwurf, den wir bereits 1978 herausgegeben haben, der in den DGB-Kreisen und Gewerkschaften über ein Jahr lang diskutiert wurde. Für mich selber überraschend, sind sehr viele Stellungnahmen dazu eingegangen. Ich hätte nicht gedacht, daß sich die Kolleginnen und Kollegen zusammensetzen, um über so etwas zu diskutieren. Sehr viele kluge Stellungnahmen sind eingegangen. Der Entwurf ist dann vom Arbeitskreis Kulturpolitik, der vom DGB-Bundesvorstand dafür berufen wurde, überarbeitet worden. Es ist dann wieder eine Vorlage gemacht worden für den DGB-Bundesvorstand, schon im April 1980. Er hat die dann nicht beschlossen, sondern zurückgestellt bis zur Verabschiedung des DGB-Grundsatzprogramms im Mai 1981. Und danach ist der Entwurf noch einmal überarbeitet worden auf der Grundlage des Beschlusses des DGB-Bundeskongresses zum Grundsatzprogramm, zu dem der Kollege Scherer ja schon was gesagt hat.

Es ist dann beschlossen worden – und ich bin sehr froh darüber –, daß diesen „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ die Präambel aus dem DGB-Grundsatzprogramm vorangestellt wurde. Das ist die politische Rahmenorientierung, in die wir auch Kulturarbeit eingebettet wissen wollen. Es hat beim DGB-Bundeskongress eine einzige Kampfabstimmung gegeben, bei der es um die Frage Kultur ging, und zwar schon in der Präambel. Die Mehrheit der Delegierten war der Auffassung, daß an der bestimmten Stelle, wo gefordert wird, daß die Arbeitnehmer in unserer Gesellschaft an den wirtschaftlichen und sozialen Entscheidungen beteiligt werden sollen, daß an dieser Stelle auch gefordert wird, sie sollen an den kulturellen Entscheidungen in dieser Gesellschaft beteiligt sein. Hier zeigte es sich, daß sie den Begriff der Kultur weiter fassen und nicht nur eng auf das Künstlerische bezogen. Wir glauben, daß wir mit der Präambel des Grundsatzprogramms als Rahmenorientierung bei den „Vorstellungen zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ sehr gut fahren.

Der DGB versteht also Kultur im weiteren Sinne, er sagt, Kultur ist die Gesamtheit der durch menschliche Arbeit geschaffenen materiellen und geistigen Werte, sie durchdringt alle Lebensbereiche. Die menschliche Arbeit mit all den Fertigkeiten und Fähigkeiten, die sie einerseits herausbildet und andererseits auch voraussetzt, ist selber grundlegende kulturelle Leistung. Es ist heute eine neue Qualität der Diskussion in den Gewerkschaften, auch im Vergleich zu den Grundsatzprogrammen 1963 oder 1949, daß Kultur im

Zusammenhang mit Arbeit gesehen wird.

Die „Vorstellungen“ haben mehrere Abschnitte, ich habe zitiert aus den Grundsätzen zur Kulturpolitik. Der zweite Abschnitt enthält allgemeine kulturpolitische Zielsetzungen. Da wird die Kultur im Verhältnis zur Bildung gesehen, Kultur im Verhältnis zu Freizeit und zur Mitbestimmung behandelt, und es geht in diesem Kapitel auch um die soziale Sicherung der Künstler. Auf der Grundlage seiner kulturpolitischen Grundsätze fordert der DGB eine Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik, die der schöpferischen Entfaltung des Menschen dient. Die Voraussetzung für kulturelle Entfaltung und Selbstverwirklichung aller müßte bereits für Kinder in der Schule gegeben sein und in allen Lebensbereichen wirksam werden. Deswegen haben wir in diesem Kapitel diese vier Bereiche behandelt und einen Zusammenhang hergestellt. Bei Kultur und Bildung heißt es: Bildungspolitik ist wesentlicher Teil der Kulturpolitik, deshalb ist es erforderlich, die bisherige räumliche und inhaltliche Isolierung der kulturellen Einrichtungen aufzuheben und neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Bildungseinrichtungen und kulturellen Einrichtungen zu entwickeln. Der DGB fordert, daß Bildungsangebote ästhetischen Bereichs in der Schule gesichert und ausgebaut werden; wir beobachten ja eine ständige Zurücknahme dieser Fächer. Und wir fordern auch, daß pädagogische Aufgaben in der Schule und in Bildungs- und Kultureinrichtungen auch in Zusammenarbeit mit Künstlern wahrgenommen werden. Im übrigen fordern wir eine verbesserte Weiterbildung für Künstler und sind als Unterstützende z. B. bei dem Modellversuch Künstlerweiterbildung in Berlin dabei. Wir stellen auch Kultur und Freizeit in einen Zusammenhang und sagen: Freizeit muß in einem gesellschaftlichen Zusammenhang gesehen werden; die Qualität der freien Zeit wird wesentlich von dem Charakter der Arbeitsbedingungen bestimmt.

Wir haben dann ein ganz wichtiges Kapitel zur kulturellen Infrastruktur. Wir wissen alle, daß die kulturellen Interessen, das kulturelle Bedürfnis der Menschen vielschichtiger geworden, aber auch quantitativ gewachsen ist, und wir wissen, daß die kulturelle Infrastruktur dem nicht gerecht wird. Im Gegenteil: Durch die hohen finanziellen Anforderungen der Gemeinden ist nicht nur die Schaffung ausreichender kultureller Infrastruktur erschwert, sondern darüber hinaus der Bestand an kulturellen Einrichtungen und Initiativen gefährdet. Wir wissen, daß in der Rotstiftpolitik sehr schnell der Rotstift zunächst bei der Kultur angesetzt wird, denn das sind „freiwillige Leistungen“ der Kommunen. Darum sagt jetzt der DGB, diese Aufgaben der Gemeinden, nämlich die Finanzierung und Weiterentwicklung der kulturellen Infrastruktur, die Einbeziehung der Kulturarbeit in den Bildungssektor und in die Umwelt und Freizeitgestaltung, die Förderung der überlieferten sowie neuer Kulturformen müssen zu Pflichtaufgaben der Gemeinden gemacht werden, zum Teil als Gemeinschaftsaufgaben von Gemeinden, Ländern und Bund. Es gab eine lange Diskussion in den Gewerkschaften, ob der DGB kulturelle Aufgaben als Pflichtaufgaben fordern soll. Aber wir haben gesagt, wenn wir von Zukunft sprechen, Zukunft der Menschen, dann müssen wir auch diesen Teil in der Menschwerdung berücksichtigen; und Kultur kann nicht länger ins Belieben gestellt werden, sondern muß Pflichtaufgabe werden. Und wir sagen

auch in diesem Zusammenhang: Die eigenständige Kultur der ausländischen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland und ihre kulturellen Aktivitäten sind ebenso zu fördern wie ihre Einbeziehung in künstlerische Prozesse und Aktivitäten unseres Landes. Die gewünschte Integration der ausländischen Arbeitnehmer in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens darf nicht dazu führen, die spezifischen künstlerischen und kulturellen Ausdrucksformen der verschiedenen Völker zurückzudrängen. Wir wissen da ja leider aus Erfahrung, was Ausländerfeindlichkeit bei uns bewirkt und wie oft die eigene Kultur der Ausländer zerstört wird.

Wir sagen dann im Kapitel Mitbestimmung – das hat eine lange Diskussion auf dem Bundeskongress provoziert –, daß wir die Mitbestimmung in den Kultureinrichtungen wollen und daß wir vor allem den Tendenzschutz an den Kultureinrichtungen abschaffen wollen. Ich will das alles nicht im einzelnen erläutern, ihr könnt es nachlesen.

Wir haben ein Kapitel zur sozialen und beruflichen Sicherung der Künstler, weil wir nämlich glauben – und diese Erfahrung machen wohl auch die Künstler –, daß es nicht nur darauf ankommt, ein geistiges Klima zu schaffen, in dem die Künstler überhaupt arbeiten können, sondern: daß sie arbeiten können, hängt wesentlich auch damit zusammen, ob sie gefördert und sozial gesichert werden. Denn bei uns gibt es oft noch die Ansicht, daß nur ein armer Künstler ein richtiger Künstler ist, und wenn er genügend hungert, kommen ihm auch die besten Ideen. Daß das falsch ist und schon immer ein Alibi für das Streichen von Zuschüssen war, das wissen die Künstler nur zu genau.

Wir haben dann ein weiteres Kapitel, das ich überhaupt nicht zitieren möchte, sondern nur sagen, daß wir da zu den Einzelbereichen Aussagen getroffen haben: zur darstellenden Kunst, Musik, zur bildenden Kunst, Museen, öffentlichen Bibliotheken und Archiven, Literatur, Film und auch zu dem leidigen Thema Kunst und Kultur im Fernsehen. Das ist alles nachzulesen, ich will dazu nur folgendes sagen: der DGB wendet sich gegen Tendenzen, einen kulturellen Bereich gegen den anderen auszuspielen. Es ist vielmehr wichtig, daß sowohl die traditionellen Kultureinrichtungen erhalten bleiben, in denen sich ja viel getan hat und immer noch tut – und diese auch auszubauen, nicht nur, weil da viele Arbeitsplätze dranhängen, sondern weil da künstlerische Prozesse in Gang gesetzt werden. Und neue Formen und Einrichtungen müssen gefördert werden: in der sogenannten kulturellen Breitenarbeit die Freizeit- und Kommunikationszentren bis in die ländlichen Gebiete und die Stadtteile hinein. Auch dann, wenn es mal Ärger gibt wie in Nürnberg, wo die bayerische Justiz ja gleich massenhaft Jugendliche verhaftet hat und jetzt Prozesse geführt werden. Den ganzen Abschnitt zu den Einzelbereichen brauche ich nicht im Einzelnen vorzutragen. Das sind im übrigen die Anliegen unserer Kulturverbände in der Gewerkschaft Kunst. Die „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ sind ja auch mit ein Ergebnis der Beratung und Diskussion innerhalb dieser Kunst.

Ein letztes Kapitel – und das steht nicht zum Schluß, weil es unter „ferner liegen“ gehandelt wird, sondern – das sagt schon die Bezeichnung – weil es sich um „Konsequenzen für die gewerkschaftliche Politik und Kulturarbeit“ handelt. Es war früher so in den Programmen, daß wir an uns selber keine

Anforderungen gestellt haben, daß wir für uns selber, für unsere Arbeit, keine Konsequenzen formuliert haben; in diesen „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ hat der DGB Konsequenzen in 10 Thesen formuliert. Einige Thesen hat Peter Scherer schon genannt. Die übrigen sind dann aber auch in den „Vorstellungen des DGB zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ nachzulesen. Diese Thesen behandeln, wie wir unsere Kulturarbeit sehen.

Zum Schluß nur eines: Wir möchten, und dazu hat der Bundesvorstand des DGB aufgerufen, in allen DGB-Kreisen und DGB-Landesbezirken „Arbeitskreise Kulturpolitik“ einrichten. Wir möchten die örtlichen Kapazitäten, die vorhanden sind, zusammenfassen und bündeln, damit es bessere Möglichkeiten und eine gewisse Verbindlichkeit in den Gewerkschaften gibt, Kulturarbeit zu machen. Wir möchten das nicht formalisieren, indem wir jetzt wie für Angestellte, Beamte, Frauen und Jugend Ausschüsse gründen, so daß von jeder Gewerkschaft einer benannt wird – ob der dann arbeitet oder nicht –, das ist manchmal so. Sondern wir wollen das als relativ offene gewerkschaftliche Arbeitskreise sehen, wo auch die Kulturgruppen am Ort mitarbeiten, um die gewerkschaftliche Kulturarbeit stärker voranzubringen. Und das ist zum Schluß mein Anliegen: solche Bemühungen mal am Ort zu diskutieren, wenn ihr die „Vorstellungen zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ habt, die ja dann auch für die DGB-Kreise verbindlich sind. Einen solchen „Arbeitskreis Kulturpolitik“ gründen die DGB-Kreise natürlich auch nur dann, wenn das als möglich und sinnvoll angesehen wird. Und dafür müssen wir alle etwas tun, indem wir stärkere Aktivitäten auf diesem Feld betreiben. Insgesamt bin ich sehr optimistisch, daß nicht nur die Kulturarbeit der Gewerkschaften sich weiter entwickelt und verbreitet, sondern mit ihr die politische und gewerkschaftliche Arbeit überhaupt.

¹⁾ Bandabschrift eines Referates beim Kultursymposion am 31. 10. 1981 in Heidelberg

²⁾ In den nächsten Wochen bekommen alle DGB-Kreise und Gewerkschaften diese „Vorstellungen“. Man kann sie dann beim DGB-Kreis erhalten oder direkt bestellen bei der Abteilung Kulturpolitik, DGB-Bundesvorstand, Düsseldorf, Postfach 2601.

Heinrich Peuckmann

Von Tauben und Taubensuppe

Literaturrezeption in der Provinz

Die Stadt, in der ich wohne, ist ein übersichtliche Stadt, ist eine mittlere Kleinstadt, in der zwar nicht jeder alles über jeden weiß, aber viele manches über viele. Wir sagen: einmal besoffen nach Hause getorkelt, und morgen weiß es die halbe Stadt.

In solcher Umgebung Literatur zu schreiben, fällt auf, mehr als in einer Großstadt und vor allem: anders, zumal dann, wenn die Lokalpresse das eine oder andere darüber berichtet oder nachdrückt. Immer wieder spannend für mich zu beobachten, wie Leute auf meine Erzählungen oder Reportagen reagieren, deren Probleme, Hoffnungen oder Niederlagen ich in meinen „Geschichten“ – wie sie das nennen – darzustellen versuche. Für mich eine wichtigere Literaturkritik als das, was ich da oder dort in irgendwelchen Zeitungsrezensionen lese. Ich versuche, genau zu beobachten, auch Kleinigkeiten zu registrieren, freue mich über Bestätigung oder Kritik und werte sie, so ehrlich ich kann, aus.

Da sprechen mich Leute an, die ich kaum oder gar nicht kenne, jemand grüßt mich nach der Veröffentlichung einer Reportage plötzlich nicht mehr, oder ich führe beim Einkauf im Supermarkt lange Diskussionen über die literarische Darstellung bestimmter Probleme. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich auch in einer Großstadt so viele direkte Reaktionen selbst auf kleinere Veröffentlichungen erhalten würde.

Irgendwann kommt mir die Idee, eine Erzählung über den Hobbysport Nummer zwei im Ruhrgebiet zu schreiben: über die Tauben, „de duwen“, wie man bei uns sagt. (Als Hobbysport Nummer eins unerreicht: Fußball). In meiner Geschichte muß ein alter Mann sein einziges Hobby, die Taubenzucht, aufgeben, weil die Gegend, in der er wohnt, Sanierungsgebiet wird. Wegen seiner schmalen Rente bleibt ihm und seiner Frau nichts anderes übrig, als eine Wohnung in einer Neubausiedlung zu mieten. Bis zuletzt wehrt sich der alte Mann dagegen, seine Tauben abzuschaffen, das heißt sie zu töten. Ein stiller, verzweifelter, ein tragischer Kampf.

Die Geschichte wird mehrfach gedruckt (zuerst in „kürbiskern“ 1/79), irgendwann auch mal in einer gekürzten Fassung in der Verbandszeitung der Taubenzüchter. Ich erfahre es nur zufällig von einem meiner Schüler, der selber Tauben züchtet.

In der etwa gleich großen Nachbarstadt Bergkamen, in der ich als Lehrer arbeite, findet in diesen Wochen eine Leistungsschau der heimischen Industrie statt. Stände und Zelte werden auf dem Marktplatz aufgebaut, in der Mitte ein großes Festzelt, in dem verschiedene Veranstaltungen wie Modenschau, Bunte Abende und Konzerte stattfinden.

Einen Nachmittag darf auch die Lokalredaktion der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ gestalten. Der verantwortliche Redakteur möchte eine Veranstaltung zum Thema Taubensport durchführen und die Züchter der Umgebung einladen, um mit ihnen über ihre Probleme zu sprechen, sie gemeinsam mit ihnen zu dokumentieren und das Ergebnis dann den Verant-

wortlichen der Stadtverwaltung zu überreichen. Er erhofft sich davon mehr Beachtung für dieses traditionsreiche, aber bedrohte Hobby in dieser Stadt. Und natürlich Werbung für seine Zeitung.

Wir vereinbaren, daß ich meine Taubengeschichte am Anfang der Veranstaltung lesen soll. Über die Frage, ob die Geschichte der Realität entspricht, glaubt der Redakteur besser in ein Gespräch mit den Taubenkasern zu kommen. Zusätzlich soll die Geschichte am Veranstaltungstag illustriert auf einer Sonderseite im Lokalteil erscheinen, um für die Veranstaltung zu werben.

Ich nehme das Angebot gern an. Die Intention der Veranstaltung entspricht der meiner Geschichte, und außerdem bin ich gespannt auf die direkten Reaktionen der Betroffenen.

Zum Lesungstermin komme ich allerdings zehn Minuten zu spät und mit nassen Haaren. Mittwochs ist der Tag, an dem ich mich beim Hallenfußball austobe, und der wöchentliche Prestigekampf steht lange auf des Messers Schneide. Ich verschiebe daher mein vorzeitiges Gehen immer wieder um einen Angriff, bis die Niederlage dann doch (wie so oft) besiegt ist. Nach dem Duschen keine Zeit mehr, die Haare zu föhnen.

Der Redakteur ist schon aufgereggt und hat ein paar seiner Leute losgeschickt, die mich auf der Messe suchen sollen. Ich treffe gleich am Eingang auf sie. Das Zelt ist gut besetzt; knapp hundert Leute, stelle ich fest, als ich zur Bühne gehe. Zuerst fällt mir auf, daß einige meiner Schüler mit ihren Eltern gekommen sind, dann sehe ich, daß es dem Redakteur wirklich gelungen ist, die Mitglieder des Berkamener Taubenzüchtervereins fast vollständig für die Veranstaltung zu interessieren. An einem langgezogenen Tisch sitzen die Taubenkasper, reden miteinander und schauen kurz auf, als ich auf die Bühne klettere, während der Redakteur merklich aufatmet.

„Das wurde aber auch Zeit, Henry“, sagt er.

Ich möchte beim Lesen nicht auf der Bühne sitzen, dann ist die Distanz zu den Zuhörern zu groß. Ein Platz in der Nähe der Taubenzüchter wäre mir am liebsten. Es dauert nur ein paar Minuten, bis an der einen Schmalseite des Tisches ein Mikrophon aufgebaut ist, dann begrüßt der Redakteur die Zuhörer, erklärt noch einmal den Zweck dieser Veranstaltung, vergiß dabei natürlich nicht, den Namen der Zeitung zu erwähnen, und stellt mich kurz vor. Immer wieder spannende Frage vor solch einer Lesung: wie oft werde ich mich diesmal verhaspeln? Ich gebe mir Mühe, und es klappt ganz gut. Mit zwei kleineren Versprechern komme ich über die Runden. Zum Schluß Applaus, der wie immer ein bißchen der Eitelkeit schmeichelt.

Wie abgesprochen, übernimmt der Redakteur die Diskussionsleitung. Ob er den Applaus so deuten dürfe, daß die Geschichte der Realität entspreche, fragt er. Bestätigung. Ähnliche Beispiele werden erzählt, und innerhalb kürzester Zeit ist man beim Schildern der konkreten Probleme in dieser Stadt. Häufig wiederkehrende Aussage: „Für unseren Sport gibt es immer weniger Platz!“ Die Lesung hat also ihren Zweck erfüllt. Zufrieden lehne ich mich zurück und verfolge den Verlauf der Diskussion. Neben mir sitzt ein etwa vierzigjähriger Mann im dicken Pullover, eine alte Aktentasche lehnt neben seinem Stuhl. Es sieht so aus, als sei er direkt von der Arbeit hierher gekommen, vom Pütt,

vermute ich, denn Taubensport ist Arbeitersport.

Plötzlich spricht er mich an. „Ist das deine Geschichte?“ fragt er.

Warum hätte ich sie wohl sonst hier gelesen, denke ich und antworte: „Ja, meine Geschichte.“

Pause. Er schaut eine Zeitlang auf die Tischplatte, dann schaut er wieder zu mir herüber. „War gut“, sagt er.

Nicht mehr als diese zwei Worte, kurz, bündig, ohne Wenn und Aber.

Ein Lob, das ich zu schätzen weiß.

Wieder sieht es so aus, als wenn er einen Moment lang überlegt. Interessiert schaue ich zu ihm hinüber. Auch jetzt kommen seine Worte plötzlich.

„Magst du Tauben?“ fragt er.

Ich nicke. „Wenn ich als Kind krank war, hat mein Onkel oft Tauben für eine Suppe vorbeigebracht. Er meinte, das wäre die beste Medizin.“ Meine Antwort gefällt ihm, er lacht und sagt, diesmal ohne Pause:

„Komm Samstag bei mir vorbei, dann geb ich dir vier Stück für eine Suppe.“

Jetzt bin ich es, der einen Augenblick lang sprachlos ist, dann sage ich: „Das wär prima. Ich komme bestimmt.“ Etwas schwerfällig notiert er mir auf einem Zettel seine Adresse.

Ich bin der Meinung, daß ich dieses unverhoffte Zusatzhonorar mit meinen Freunden teilen sollte, zumal meine Küche erst im Aufbau begriffen ist, und rufe deshalb meinen Freund Uli an, der wiederum Heinz und Hildegard informiert. Samstagabend bei Uli Taubensuppenessen!

Am Samstag morgen erledige ich zuerst ein paar Einkäufe, dann fahre ich mit Beate nach Bergkamen-Rünthe. Wir müssen einige Zeit suchen, bis wir in eine der typischen Arbeitersiedlungen einbiegen: kleinere Doppelhäuser mit einem Stückchen Land dahinter. Jetzt ist es nicht mehr schwierig, die Adresse zu finden.

Als ich auf das Haus zugehe, fühle ich mich ein wenig unsicher. Hoffentlich hat er das Angebot nicht inzwischen vergessen, denke ich. Die Vordertür ist verschlossen, eine Schelle entdecke ich nicht. Deshalb klopfe ich an der Hintertür. Eine Frau öffnet, und noch bevor ich etwas sagen kann, höre ich aus dem hinteren Teil des Raumes die bekannte Stimme: „Da ist er ja endlich!“ Mein Zuhörer vom Mittwoch kommt an die Tür. „Einen Moment“, sagt er, „ich muß eben auf den Schlag.“

Während wir warten, kommt mir ein erschreckender Gedanke. Womöglich hat er die Tauben noch gar nicht geschlachtet, weshalb müßte er sonst noch auf den Schlag? Ich sage Beate noch nichts von meiner Befürchtung, um sie nicht unnötig zu beunruhigen.

Aber dann wird es ganz eindeutig. Er tritt mit einem scharfen Küchenmesser in der rechten und einem Korb mit gurrenden Tauben in der linken Hand in den Hof. Seine Frau folgt ihm mit einer Plastiktüte. Jetzt weiß auch Beate, was passieren wird. Sie dreht sich um, und auch mir wird flau im Magen. Einen Augenblick lang bereue ich, das Angebot angenommen zu haben, aber dann erinnere ich mich, wie mein Vater, der ebenfalls Bergmann war, früher unsere Hühner schlachtete. Hühnerbraten war ein Festessen für uns.

Ich habe mit unseren Hühnern gespielt oder sie manchmal in kindlichem Übermut geärgert, indem ich ein Kohlblatt durch den Draht hielt und im

richtigen Moment, wenn die Hühner zupicken wollten, zurückzog. Und irgendwann hatte ich eines, das auf den Namen „Bubi“ hörte. Wenn ich Bubi rief, kam es angelaufen, ließ sich streicheln und pickte die Körner aus meiner Hand. Den Namen hatte ich gewählt, weil mich die Erwachsenen manchmal auch so nannten und ich der Meinung war, daß ein Größerer einen Kleineren eben Bubi nennt.

Aber für solche Spiele waren die Hühner nicht angeschafft und gefüttert worden. Wir brauchten die billigen Eier und den Sonntagsbraten ein paarmal im Jahr. Sachlich, unsentimental, ohne Zimperlichkeiten. Und irgendwann, vielleicht ein bißchen später als sonst, konnte es da auch für meinen Bubi keine Ausnahme geben. Diese Tränen wollten lange nicht trocknen, aber es waren keine, die sich gegen meinen Vater richteten.

Ich wußte das doch alles, als ich die Taubengeschichte schrieb. Diese Leute lieben ihre Tauben, pflegen sie, verbringen viele Stunden ihrer Freizeit auf dem Schlag, aber Tiere, die über sind, die Kröpper, wandern unbarmherzig in den Kochtopf. Ein ganz existentielles Verhältnis, denn kostspielige Hobbys, die nichts für die Familie abwerfen, kann man sich als Arbeiter nicht erlauben. Immer noch nicht! Und vierzig, fünfzig, Tauben zu halten, ist kostspielig. Ich sehe, wie die beiden quer durch den Garten zum Mistbeet gehen. Er hält das Küchenmesser in der rechten Faust und drückt mit dem Daumen gegen die Klinge. Eine Taube nach der anderen holt er aus dem Korb, um kurz danach den flatternden Körper seiner Frau zu reichen.

Die Frau drückt über dem Beet das Blut aus dem Körper und steckt ihn danach in die Plastiktüte.

Zwischendurch hält er eine Taube in die Höhe und ruft uns zu: „Das ist ein besonders Fetter!“ Jetzt haben wir den Schrecken schon soweit überwunden, daß wir lächeln können.

Kurz darauf reicht mir seine Frau die blutverschmierte Plastiktüte, in der die Körper noch immer mit den Flügeln zucken. Wir danken und wollen uns gerade verabschieden, als er mich noch einmal anspricht. „Oder willst du dir noch kurz den Schlag angucken?“

Das Angebot nehme ich gerne an. Seit jenen Tagen bei meinem Onkel habe ich keinen Schlag mehr von innen gesehen, habe mir das beim Schreiben mühselig aus der Erinnerung heraus vorstellen müssen und würde gern überprüfen, ob meine Vorstellungen richtig waren. Das Angebot gilt nur mir, Tauben sind offensichtlich Männerache. Ich gebe Beate die Plastiktüte und folge ihm. Wir klettern zuerst eine steile Treppe, danach eine senkrecht stehende Leiter hinauf zum Dachboden. Im Schlag laufen ein paar Tauben auf der Erde herum, andere sitzen in Reihen von Käfigen, die wie über- und nebeneinandergeordnete Vogelbauer aussehen.

Er zeigt mir, wie die Käfigtüren geöffnet oder so verstellt werden können, daß der Hahn von der Henne getrennt wird. Ich weiß, daß das während der Wettkugzeit – die Taubenzüchter sagen Reisezeit – wichtig ist. Hahn und Henne werden ein paar Tage vor dem Wettkug getrennt, dürfen sich lediglich noch sehen, und dann werden nur die Hähne geschickt, während die Hennen im Schlag warten.

Da ist der Drang nach Hause besonders groß!

Ich frage ihn: „Dürfen sie dann wenigstens hinterher?“

„Klar“, antwortet er, „sonst fühlen sie sich verarscht und trödeln beim nächsten Flug“.

Mit der nächsten Frage blamiere ich mich. Es fällt mir auf, daß einige der Tauben besonders am Kopf zerzauste Federn haben. „Sind das die Alten?“ frage ich.

„Das sind die ganz Jungen von diesem Sommer“, antwortet er, „die müssen alle noch weg. Deine sind auch so welche.“

„Weshalb müssen die denn alle weg?“ frage ich. Ich denke, es wird ihm längst aufgefallen sein, wie wenig Ahnung ich habe, dann brauche ich mich mit meinen Fragen auch nicht mehr zurückzuhalten.

„Für die Juniorenklasse sind sie nächstes Jahr zu alt, und bis die bei den anderen mitfliegen können, dauert es zu lange.“

Er zeigt mit dem Finger auf einige. „Die, die, die, bis Weihnachten sind sie weg.“

Ich brauche mich nicht zu verstehen, wenn ich den Schlag lobe. Das sieht alles sehr gepflegt aus, soviel verstehe auch ich.

Er zeigt mit dem Finger auf eine andere Taube in einer Ecke des Schlages, an der ich nichts Besonderes erkennen kann. „Das ist meine beste“, sagt er, „hat dieses Jahr ein paar Preise gewonnen.“

Die Taube spürt wohl die Aufmerksamkeit, sie fliegt hoch oben auf einen der Käfige. „Sieht aus wie die anderen“, sage ich. „Ja“, antwortet er, „sehen kann man das nicht.“

Beate ist schon ungeduldig, als ich wieder nach unten komme. Wir bedanken uns und verabschieden uns noch einmal. Ein fast herzlicher Abschied.

Am Nachmittag erfahren wir, daß Uli doch keine Taubensuppe kochen wird. Er hat, trotz Suchen und Herumfragen, kein Rezept gefunden und wird deshalb ein Ragout zubereiten. Dazu würde dann auch der Rotwein passen, von dem er noch ein paar Flaschen habe, sagt er.

Ich sitze bei Heinz in der Werkstatt, als Uli vorbeikommt, um uns die Mitteilung zu machen. Also gut, dann eben keine Suppe, sondern Ragout. Heinz und ich tauchen die Tauben in heißes Wasser, rupfen sie und wundern uns, daß sie sich so leicht entkleiden lassen. Wir hatten uns die Arbeit schwieriger vorgestellt. Zum Schluß flammen wir sie ab, und Uli nimmt sie in Empfang.

Zum Essen am Abend sind alle pünktlich, wahrscheinlich, weil sie neugierig sind auf das Taubenfleisch, von dem alle schon mal zumindest gehört haben, daß es gut schmecken soll, das sie aber entweder schon lange nicht mehr oder noch nie gegessen haben. Einheitliches Urteil: ein Klassehonorar, das ich da zusätzlich kassiert habe.

„Mensch Heinrich“, sagt Uli, „dann kannst du ja doch noch mal vom Schreiben leben, wenn das so weitergeht“, und ich sage: „Literaturkritik hin, Rezeptionsästhetik her, das sind eindeutige Urteile über Literatur, die sollte es öfter geben.“

Überflüssig zu sagen, daß Taubenragout und Rotwein an diesem Abend gerade ausreichen. Ein Jahr später habe ich die Geschichte schon fast wieder vergessen. Ich habe Ferien und erlaube mir das eine oder andere Mal, später als

sonst nach Hause zu gehen.

Ausgerechnet, als ich mich einmal entschließe, schon kurz vor Mitternacht heimzugehen, treffe ich auf Dietmar. Dietmar trinkt wirklich gerne Bier und will unbedingt noch einen ausgeben. Ich wehre ab. Nein, ich will nichts mehr trinken, ich will nach Hause. Aber Dietmar redet etwas von irgendeiner Elly, bei der wir noch ein Bier trinken sollten. Als ich rausbekomme, daß er damit eine Kneipe ganz in der Nähe meiner Wohnung meint, stimme ich zu. Also gut, noch ein Bier.

Mit dem Taxi fahren wir hin. Dietmar wird freudig von seiner Elly begrüßt, sonst ist aber nichts los in der Kneipe. Einziger Gast: Herrmann.

Herrmann ist über siebzig, war bis zu seiner Pensionierung Leiter eines wichtigen Amtes bei unserer Stadtverwaltung und über lange Jahre hinweg Vorstandsmitglied des SDD-Ortsvereins, dem auch ich angehöre. Gerade mit diesem Ortsverein, der bei den Kommunalwahlen stets um die sechzig Prozent holt, liege ich oft im Clinch. Ich habe in Gastkommentaren in der Zeitung vor allem die Kulturpolitik angegriffen („Kamen – vielleicht noch kein Krähinkel, aber ein Wintermärchen“), immer dann, wenn die Genossen mal wieder so etwas wie Zensur ausgeübt haben. Auch sonst habe ich die Politik dieses Orts-, ich sage Kleinbürgervereins, in Reportagen und Berichten attackiert. Irgendwann hat mir ein Vorstandsmitglied wegen einer Veröffentlichung sogar mit Klage auf Widerruf gedroht, aber es war bei der Drohung geblieben, weil meine Reportage durch mehrere Zeugenaussagen abgesichert war. Nach solchen Veröffentlichungen: grimmige Gesichter bei den Genossen, Lachen bei mir.

Ich weiß, sie sind sauer auf mich. Sollen sie. Ich bin ja auch sauer auf sie. Ich weiß nicht, wie oft auch Hermann sich während der Vorstandssitzungen mit meinen Geschichten oder Kommentaren befassen mußte. Ein paarmal wird es bestimmt gewesen sein.

Er begrüßt mich freundlich. „Bist du schon Studienrat?“ fragt er. „Oberstudienrat“ antworte ich.

„Oh, A 14“, sagt er. Meine Besoldungsgruppe scheint ihm zu imponieren, denn er nickt mehrfach, bevor er sagt: „Man liest ja einiges von dir.“

„Von oder über?“ frage ich.

„Beides“, antwortet er.

„Und, wie gefällt es dir?“

Einen Augenblick überlegt er. „Weißt du“, sagt er dann, „das ist eben der Unterschied zwischen uns. Du liebst die Russen, und ich kann die nicht leiden.“ Für eine Kurzformel nicht schlecht, denke ich, zwar sehr vergröbernd, aber für ein Kneipengespräch um Mitternacht ausreichend, um die Unterschiede zu beschreiben.

„Komm“ sagt er, „ich geb einen aus!“

Plötzlich fällt mir ein, daß er schon seit Jahrzehnten Taubenzüchter ist, und ich denke, nachdem wir die Unterschiede mal wieder geklärt haben, können wir ja mal über Gemeinsamkeiten reden.

„Aber ich habe eine Geschichte über Tauben geschrieben“ sage ich, „hast du die gelesen?“

Jetzt ist er erstaunt. „Über Tauben? Nein.“

„Eine traurige Geschichte“, sage ich, „in der so ein alter Taubenkasper wie du seine Tauben abschaffen muß, weil er in eine Neubausiedlung ziehen muß. Die ist sogar in eurer Verbandszeitung nachgedruckt worden.“ Das kann er zuerst gar nicht glauben. Eine Geschichte von mir in seiner Verbandszeitung? Das paßt so gar nicht zu seiner Vorstellung von mir. Er fragt mich nach dem Datum der Ausgabe, aber das kann ich ihm beim besten Willen nicht sagen. Stattdessen erzähle ich ihm von dem Taubenkasper aus Rünthe, dem die Geschichte so gut gefallen hat, daß er mir vier Tauben für eine Suppe geschenkt hat. Das bestellte Bier kommt. Er hält sein Glas in die Höhe, prostet mir zu und sagt: „Wenn du mir die Geschichte besorgst und die wirklich so ist, wie du sagst, kriegst du von mir auch vier Tauben.“

„Abgemacht“ entgegne ich und stoße mit ihm an. Wir müssen beide lachen, soviel Gemeinsamkeit zwischen uns haben wir schon lange nicht mehr entdeckt.

Als ich später mit Dietmar zu meiner Wohnung hinübergehe, um dort den wirklich allerletzten in dieser Nacht zu trinken, einen Genever, den ich noch vom Geburtstag im Kühlschrank stehen habe, kann ich mir ein Kopfschütteln nicht verkneifen. Komisch, was man mit seinen Geschichten so alles erleben kann.

Da schreibe ich über die Probleme, Sorgen und Hoffnungen der Leute, zwischen denen ich lebe, und erhalte die seltsamsten Reaktionen darauf. Komisch und irgendwie spannend, weil immer wieder anders. Wahrscheinlich nur möglich in einer übersichtlichen Stadt, in dieser Provinz, wie meine Jugendfreunde, die längst in Hamburg oder Berlin wohnen, unser Städtchen bei ihren gelegentlichen Besuchen abfällig nennen.

Ein paar Tage später halte ich auf dem Rückweg von der Schule vor Herrmanns Haus und werfe einen Brief mit einer Fotokopie meiner Taubengeschichte durch den Briefschlitz. Ich bin gespannt, wie er darauf reagieren wird, denn sollte ihm die Geschichte gefallen, wird es diesmal wirklich Taubensuppe geben. Meine Mutter kennt noch ein altes Rezept.

Barbara Rohr Literaturunterricht bei Arbeiterkindern

... Bei den zahlreichen Arbeitseinstellungen, die vor allem unter dem Einfluß der Maifeier erfolgten, waren in großer Zahl Arbeiterinnen beteiligt. Besonderes Aufsehen machte der Streik von 600 Appreturarbeiterinnen in Wien. Wie staunten die Leute der umliegenden Gassen, als eines Tages – es war am 3. Mai 1893 – die Arbeiterinnen von 3 Fabriken um 10 Uhr vormittags aus den Fabriktoren herausströmten. Alle waren in großer Erregung, manche

hatten sich nicht Zeit genommen, ihre Arbeitskleidung abzulegen, so sehr waren sie von dem ganz Neuen, Gewaltigen, das plötzlich vor ihnen aufgetaucht war, erfaßt. Diese Frauen waren keine Revolutionärinnen. Mit Fatalismus hatten sie bisher ihr schweres Los ertragen. Eine täglich zwölfstündige Arbeitszeit war ihnen auferlegt, bei einem Lohn, der nicht mehr als drei bis fünf Gulden in der Woche betrug. Nur halb bekleidet, mit bloßen Füßen mußten viele ihre Arbeit, im Wasser stehend, verrichten. Andere wieder arbeiteten bei Temperaturen von mehr als 40 Grad, wobei sie gesundheitsschädliche Dämpfe einatmen mußten. Alle ohne Ausnahme, junge Mädchen wie Frauen mit gesegnetem Leibe und Mütter mehrerer Kinder, alle hatten dasselbe schwere Los zu ertragen.“ (Aus: Adelheid Popp, *Jugend einer Arbeiterin*)¹

So beginnt ein Stück Text, mit dem ich eine Unterrichtseinheit des Literaturunterrichts im neunten Schuljahr bei lernbehinderten Sonderschülerinnen und -schülern vorbereitet habe. Dieses Beispiel soll zeigen, wie man auf handelnder Grundlage mit Lernbehinderten einen recht anspruchsvollen Text erarbeiten kann. Ich habe ein Stück „Frauenliteratur“ gewählt, weil ich meine, daß die besonderen Lebensumstände der Mädchen auch in der Schule mehr als bisher berücksichtigt werden sollten. Bei Diskussionen um die „Literatur der Arbeitswelt“ hat man ohnehin oft den Eindruck, es handle sich ausschließlich um das Werk schreibender Männer. Der ausgewählte Text handelt von einem der ersten Arbeiterinnenstreiks. Ich habe diesen historischen Text ausgewählt, weil im Mittelpunkt ein reales Problem aus dem materiellen Lebenszusammenhang von Arbeiterinnen steht, nämlich ihre unmittelbar erfahrene Unterdrückung und Ausbeutung am Arbeitsplatz, gegen die sie sich gemeinsam und erfolgreich zur Wehr setzten. Da die Schüler und Schülerinnen der Sonder Schule später selber zu den unterdurchschnittlich qualifizierten Lohnarbeitern gehören werden, können sie sich mit streikenden Frauen identifizieren. Dieser Text, dessen Inhalt und Sprache eindringlich und einfach sind, ist über den Sonderschulbereich hinaus in allen Schularten verwendbar.

Die Lebensgeschichte Adelheid Pops (1869 bis 1939) gehört zu den bedeutendsten autobiografischen Zeugnissen sozialdemokratischer Arbeiterinnen. Das Kapitel „Der Streik“ ist ein Teil ihrer 1915 erschienenen „Erinnerungen“ – einer Aufklärungsschrift über die Anfänge der Arbeiterinnenbewegung in Österreich. Diese wiederum ergänzt die 1909 veröffentlichte „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ und führt sie fort. Beide Schriften wurden 1977 in der Bundesrepublik Deutschland unter dem Titel: „Jugend einer Arbeiterin“ neu herausgebracht.

Adelheid Popp wuchs als 15. Kind in den ärmlichen Verhältnissen einer Weberfamilie auf. Nach nur dreijährigem Schulbesuch verdiente sie seit ihrem 10. Lebensjahr für sich und ihre Familienangehörigen ihren Lebensunterhalt – als Dienstmädchen, als Närerin, als Fabrikarbeiterin. Ihre Kindheit und Jugend fielen in eine Zeit, in der durch die anwachsende Technisierung der industriellen Produktion Frauen und Kinder als billige und ungelernte Arbeitskräfte gebraucht wurden. Innerhalb des Industrieproletariats waren gerade die Frauen eine politisch noch unerfahrene und widerstandslose Gruppe – fügsam und in hohem Maße ausbeutbar. Durch die systematische Beeinflussung durch Schule, Kirche und Militär hat man bei ihnen die Herausbildung von Klassen-

bewußtsein systematisch zu verhindern versucht. Trotz dieser schwierigen materiellen und ideologischen Situation gelang es Adelheid Popp, sich aus ihren Erfahrungen von Leid und Entwürdigung als Lohnarbeiterin sowie durch den Erwerb politischen Wissens einen Standpunkt als klassenbewußte Arbeiterin anzueignen. Dieser Weg war sehr mühsam. Stück für Stück legte sie ihre traditionellen kirchlich und monarchistisch beeinflußten Vorstellungen vom Schicksal der Frau ab, kämpfte gegen eigene Schüchternheit, Angst, Unwissenheit und Müdigkeit an und wurde zu einer Wegbereiterin der österreichischen Arbeiterinnenbewegung. Seit 1885 war sie Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, wurde Mitbegründerin und Redakteurin der „Arbeiterinnen-Zeitung“, dem führenden Organ der Sozialdemokratischen Frauenbewegung Österreichs. Sie arbeitete bis zu ihrem Tode 1939 als Publizistin und Agitatorin auf dem langen Weg im Kampf um die Befreiung der Frauen.

Adelheid Popp gehört zu den wenigen Frauen, die es erreicht haben, sich von der unbekannten Lohnarbeiterin zu einer bekannten Publizistin hochzuarbeiten und als schreibende Frau ihre Lebensgeschichte der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Hierbei ging es ihr nicht um die Darstellung ihres individuellen Schicksals. „Ich schrieb die Jugendgeschichte nicht, weil ich sie als etwas individuell Bedeutsames einschätze, im Gegenteil, weil ich in meinem Schicksal das von hunderttausenden Frauen und Mädchen des Proletariats erkannte, weil ich in dem, was mich umgab, was mich in schwere Lagen brachte, große gesellschaftliche Erscheinungen wirken sah. Ich habe mich nicht getäuscht, wie die zahlreichen Zuschriften beweisen, die ich von Arbeiterinnen erhielt und die in meinem Schicksal ein Spiegelbild des ihrigen erblickten.“²

In dem ausgewählten Textauszug³ beschreibt Adelheid Popp den erfolgreichen Streik von 600 Wiener Textilarbeiterinnen im Jahre 1893 – einen der ersten Frauenstreiks überhaupt. Die Frauen kämpften um höheren Lohn, um Arbeitszeitverkürzung und um bessere Arbeitsbedingungen. Sie selber war an der Organisation und Unterstützung dieses Frauenstreiks beteiligt und beschreibt anschaulich seine Anlässe und Vorbereitungen, die Durchführung und die Schwierigkeiten sowie die erfolgreiche Beendigung.

Überlegungen zur Textanalyse

In welchem Zusammenhang steht dieser Text zum Lehrplan?

Der Text läßt sich – im Hinblick auf den „Lehrplanentwurf Arbeitslehre“ für Bremen – in die allgemeine Zielsetzung „Arbeitslehre will auf die Arbeitswelt mit dem Ziel der Existenzsicherung und -verbesserung vorbereiten und Möglichkeiten zur sinnvollen und menschenwürdigen Gestaltung des eigenen Lebens in seinen Teilmitteln eröffnen“ einordnen. Außerdem besteht ein Bezug zum Thema „Funktion der Arbeit in der Wirtschaft“. Als ergänzende Arbeitshinweise werden hier aufgeführt: „Situation der Arbeiter im Frühkapitalismus, Geschichte der Arbeiterbewegung, Arbeitskämpfe“.⁴

Wie läßt sich über den Lehrplanbezug hinaus die Auswahl dieses Textes begründen?

Welche subjektive Bedeutung hat der Lerninhalt für das gegenwärtige und zukünftige Leben der Schüler?

Der Text ist aufgrund seiner Überschaubarkeit und seiner einfachen und klaren

Sprache geeignet, den Schülern und Schülerinnen Erkenntnisse über das Wesen eines Streiks zu vermitteln. Da in diesem Text ungelernte Arbeiterinnen Träger der Handlung sind, werden sich die Schüler, besonders die Schülerinnen, die später überwiegend als Ungelernte beruflich tätig sein werden, mit den handelnden Personen identifizieren können.

Außerdem können durch die Beschäftigung mit diesem Text geschichtliche Interessen geweckt werden. Es können Anstöße gegeben werden, in geschichtlichen Zusammenhängen denken zu lernen: „Wie war das früher? Wann hat das mit den Streiks angefangen? Wofür haben die Arbeiter und Arbeiterinnen früher gestreikt? Was hat sich seitdem verändert? Wie werden heute Streiks organisiert und durchgeführt? . . .“ Von daher hat die Beschäftigung mit dem Text für die Schüler sowohl Gegenwarts- als auch Zukunftsbedeutung. Welche Anknüpfungsmöglichkeiten bietet der Text an die Erfahrungswelt der Schüler?

Als Anknüpfungsmöglichkeiten bieten sich mögliche Streikerfahrungen von Familienmitgliedern oder Bekannten an, ferner Streikberichte aus dem Fernsehen oder aus Zeitungen: Vorwissen und Vorurteile der Schüler müssen in Erfahrung gebracht werden. Das ist beim Thema Streik besonders wichtig, da es sich hier nicht um einen widerspruchsfreien Inhalt handelt, sondern um einen ideologisch umstrittenen.

Aus welchen objektiven Strukturen ist der Text zusammengesetzt? Der Text enthält eine komplexe Sachstruktur: Soziale Situation und Arbeitsbedingungen von Fabrikarbeiterinnen im Kapitalismus des 19. Jahrhunderts; Anfänge der Arbeiterbewegung; Anlaß, Durchführung und Organisation eines Streiks; rechtliche Grundlagen von Streiks.

Welche Gesetzmäßigkeiten, welches Prinzip, welche allgemeine Idee, welche Grundbegriffe enthält der Text?

Der Text zeigt am besonderen Beispiel das Wesentliche eines Streiks auf: als planmäßige und gemeinschaftliche Arbeitseinstellung einer großen Zahl von Arbeitnehmern zur Erreichung eines bestimmten Zwecks und mit dem Willen der späteren Wiederaufnahme der Arbeit. Weiterhin zeigt der Text, daß sich die Verbesserung von Arbeitsbedingungen im Laufe der Geschichte nicht von selber ergeben hat, sondern durch Verhandlungen und immer wieder auch durch Streiks erkämpft wurde und wird. In diesem Sinne sollen die Schüler den Begriff „Streik“ in seinen inneren Beziehungen und in seiner historischen Gewordenheit begreifen.

In welche größeren sachlichen Zusammenhänge ist der Text eingeordnet? Was muß inhaltlich vorausgegangen sein?

Damit die Schüler den Text verstehen und einordnen können, müssen sie Kenntnisse erwerben über die folgenden Inhalte:

- Unter welchen Bedingungen lebten und arbeiteten die Fabrikarbeiter und Fabrikarbeiterinnen im Kapitalismus des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts? (Dazu wurden verschiedene Abbildungen gezeigt).
- Warum gingen Frauen arbeiten?
- Welche Ziele verfolgte die Arbeiterbewegung, besonders die Arbeiterinnenbewegung?
- Welche Bedeutung hatte der 1. Mai?

Kaspar Maase
Arbeit – Alltag – Kultur

– Unter welchen Bedingungen mußten besonders die Sprecherinnen und Rednerinnen der Arbeiterinnenbewegung agitieren, und welche Probleme ergaben sich dabei? (Dazu Adelheid Popp, a. a. O., S. 75, 79–81 und 136). Welche Anforderungen stellt der Text an intellektuelle, emotionale, soziale und psychomotorische Fähigkeiten der Schüler und Lehrer?

Der Text muß so vorbereitet sein und so vorgelesen werden, daß die Schüler den Inhalt verstehen und von der Darstellung emotional betroffen sind. Auf der Grundlage emotionaler Betroffenheit müssen sie bereit sein, den Text selber zu lesen, bzw. abschnittweise vorzulesen und Zusammenhänge zu erkennen. Es müssen soziale Fähigkeiten soweit entwickelt sein, daß die Schüler in der Lage sind, ein Unterrichtsgespräch zu führen und gemeinsam eine Collage herzustellen. Um einige Szenen der Geschichte im Rollenspiel darstellen zu können, müssen entsprechende mimische, gestische und vor allem sprachliche Fähigkeiten entwickelt sein. Zur Herstellung einer Collage muß an entsprechenden manuellen und gestalterischen Fähigkeiten angeknüpft werden können.

Der Text spricht zunächst die Ebene des sprachlichen und gedanklichen Handelns an. Um jedoch klare Erkenntnisse zu gewinnen, wird es nötig sein, einige Szenen des Textes in konkrete Handlungen zurückzuverwandeln, eventuell in ein Rollenspiel. Zum Beispiel: Die Arbeiterinnen sprechen untereinander über ihre notvolle Situation, über geringen Verdienst, über lange Arbeitszeit, über gesundheitsschädigende Arbeitsbedingungen, über „Kinderreichtum“, über Hausarbeit. Eine junge Arbeiterin hält eine Rede über die Rechte der Arbeiterinnen. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse könnte in Form von Collagen erfolgen, in denen die Schüler Streikszenen visualisieren oder die Forderungen der Arbeiterinnen optisch darstellen.⁵ Welches für alle Schüler gültige Mindestmaß an Kenntnissen und Erkenntnissen sollte erreicht werden?

Ein Ziel wäre es, daß die Schüler anhand dieser Geschichte begreifen, daß Menschen ihren Lebensbedingungen nicht ausgeliefert sind, sondern daß sie auch die Möglichkeiten haben, sie in Richtung auf humanere Arbeitsbedingungen und damit auch auf ein humaneres Leben zu verändern. Am Beispiel des hier vorgeschlagenen historischen Textes können sie erfahren, wie es den Frauen gelungen ist, sich gegen unmenschliche Arbeitsbedingungen gemeinsam zur Wehr zu setzen und ihre Lage schrittweise erträglicher zu gestalten.

Anmerkungen:

¹ Popp, Adelheid: Jugend einer Arbeiterin. S. 139, Verlag JHW Dietz Nachf., Berlin, Bad Godesberg 1978

² Popp, Adelheid: A. a. O., S. 21 (Vorwort der Verfasserin zur 3. Aufl.)

³ Popp, Adelheid: A. a. O., S. 139–143

⁴ Freie Hansestadt Bremen, der Senator für Bildung: Lehrplanentwurf Arbeitslehre, Schule für Lernbehinderte, 1977, S. 2, S. 101

⁵ Zur theoretischen Einordnung dieses Unterrichtsbeispiels: Rohr, Barbara: Handlender Unterricht. Versuche zur Bestimmung eines materialistisch orientierten Unterrichts bei lernbehinderten Schülern. Rheinstetten 1980. Ausführliche Beschreibung dieses Unterrichtsbeispiels, einschließlich der didaktischen Seite: Rohr, Barbara: Von Frauen, die sich gewehrt haben. In: arbeiten + lernen, Heft 14, März/April 1981, S. 20–24

Meinen Überlegungen möchte ich die Skizze eines Arbeiters voranstellen, die in gewissem Sinn eine Zielstellung marxistischer Kulturarbeit veranschaulicht. Von diesem konkreten Bild her können wir dann vielleicht etwas greifbarer über Arbeiterkultur, Alltagskultur und alternative Kultur sprechen. Dabei muß ganz deutlich gesagt werden: Es ist zunächst nicht die Rede vom statistischen Durchschnittsarbeiter, sondern von einem interessengewußten, aktiven Kollegen, dessen Bild hier aus realen Zügen verdichtet wird.

40 Jahre ist er, Betriebselektriker, Vertrauensmann der IG Metall in einem Mittelbetrieb, parteilos, SPD-Wähler, Familienvater. Er hat eine qualifizierte und im Vergleich zu vielen Kollegen auch privilegierte Arbeit, er kommt herum im Betrieb, er kann sich vieles selber einteilen, zwischendurch mit Kollegen sprechen. Die Arbeit macht ihm meistens Spaß, und er ist wirklich zufrieden mit sich, wenn er mal wieder einen verborgenen Fehler entdeckt und behoben hat. Er weiß, was er kann, daß die Unternehmensleitung auf ihn angewiesen ist, und – bei allem Respekt vor Ingenieuren und Wissenschaftlern – er fühlt sich keinem unterlegen, er traut sich schon was zu. Wenn aber mal wieder eine Reparatur unter Druck die ganze Nacht durchgezogen werden mußte, wenn er abends so richtig kaputt nach Hause kommt, dann fragt er sich auch schon einmal: Noch 20 Jahre so weiter und dann aufs Altenteil – das soll mein Leben sein? Aber gibt es für ihn eine Alternative? Sich selbstständig zu machen, ist sicher keine. Er hat das bei Kollegen gesehen: Nicht wenige sind gescheitert, die meisten anderen schufteten sich halbtot, deren Leben ist weit ärmer als seines.

Die Gewerkschaft kostet natürlich eine ganze Menge Zeit. Eine Sitzung in der Woche geht ja noch; das große Problem sind die Wochenenden, denn da spielt er mit seiner Vereinsmannschaft Fußball. Aber die letzte IGM-Schulung möchte er auch nicht missen, da hat er zum ersten Mal das so richtig kapiert, den Zusammenhang von Kapital, Krise und Arbeitslosigkeit; damit kann er jetzt was anfangen, er hat den Durchblick, und es macht viel mehr Spaß, am Wochenende in Ruhe die Zeitung durchzugehen, dabei die Meldungen auch gegen den Strich zu lesen und selber einzuordnen.

Damit sind wir schon mitten in seiner Freizeit. Haushalt und Familie nehmen da großen Raum ein. Seine Frau arbeitet halbtags, sie ist ziemlich im Streß; er kann ihr nicht so viel abnehmen, wie er selbst gern möchte – das gibt Spannungen, die zu bewältigen eine Leistung ist. Zum Glück sind die Kinder aus dem Gröbsten heraus, gehen auf die Realschule und aufs Gymnasium; was für eine Anstrengung hat das beide Eltern gekostet: wenn man selber nur die Volksschule besucht hat, dann die nötige Hilfestellung zu geben, damit die Kinder mehr aus ihrem Leben machen können.

Die Zeitung kauft er morgens auf dem Weg zur Arbeit – ein Boulevardblatt, aber nicht die Bildzeitung. Am Wochenende holt er sich die *Frankfurter Rundschau*; abends blättert man noch in einer Illustrierten, alle vierzehn Tage kommt die *Metall* und monatlich *Der Gewerkschafter* – damit ist er schon ziemlich ausgelastet. Bücher: vielleicht einmal im Jahr ein Fachbuch, meist für

einen Weiterbildungskurs; bei der Büchergilde Gutenberg ist er Mitglied, kauft dort ab und zu mal eine Schallplatte, aber oft reicht es doch nur für den Hauptvorschlagsband – den Traven hat er allerdings komplett, und im Urlaub ist auch immer Zeit für einen Roman oder ein Sachbuch.

Fernsehen: Oft läuft der Kasten am Abend noch so nebenher, auch wenn er das im Grunde gar nicht gut findet. Er läßt möglichst nicht aus, was mit gewerkschaftlichen Fragen zu tun hat, auch öfter mal ein politisches Magazin (je nach Thema); wenn es geht, versäumt er keinen Science-Fiction-Film: das fasziniert ihn immer wieder, auch wenn es oft zum Ärgern ist. Nicht zu vergessen selbstverständlich die Sportschau und die Fußball-Übertragungen.

Wenn es gemütlicher sein soll, gibts Musik: James Last und Abba tun ihm gut. Er hat auch eine Menge Platten von Ernst Busch, aber der ist nichts fürs Abschalten. Theater: Vor einigen Jahren war er zum 1. Mai in einer von der Gewerkschaft angebotenen Aufführung: „Die Gewehre der Frau Carrar“ haben ihn stark beeindruckt – aber alleine mal ins Stadttheater gehen, das ist nichts für ihn.

Wann wäre auch die Zeit dafür, würde er uns fragen. Am regelmäßigen Fußballtraining und dem anschließenden Beisammensein im Vereinsheim soll nicht gerüttelt werden; mit seinen Zeitungen kommt er jetzt schon kaum durch, und für die beiden Hobbies fehlt auch Zeit: Er sammelt Postkarten, vor allem Ansichten von seiner Heimatstadt; da muß man Kontakte pflegen, auch mal zu einer Tauschbörse fahren, etwas lesen. Wie gerne würde er einmal eine Ausstellung zusammenstellen und daran einiges deutlich machen: über die Geschichte seiner Stadt, über die Entwicklung des Postwesens und der Drucktechniken, über Anlässe und Hintergründe der Motivwahl auf seinen Karten. Die zweite Leidenschaft, die er auch nicht richtig entfalten kann: Ab und zu kocht er mit Hingabe und Einfallsreichtum.

Aus diesen Vorstellungen will ich einige Thesen ableiten, die, ordentlich zugespitzt, vielleicht Widerspruch hervorrufen.

1. Der skizzierte Typ des qualifizierten, interessenbewußten Facharbeiters entspricht weitgehend Idealvorstellungen von der Kultur der Arbeiterklasse; er ist eine kulturell äußerst hochstehende Persönlichkeit. Wie komme ich zu diesem Urteil? Die Geschichte der Arbeiter ist die Geschichte ihrer Auseinandersetzung mit niederdrückenden Lebensbedingungen, ist die Geschichte der Entwicklung einer neuen Lebensweise und Kultur – um sich als Menschen zu behaupten und als Klasse zur Durchsetzung der eigenen Interessen zu befähigen. Eine angemessene Haltung und Praxis gegenüber dieser Lebensweise ist nicht aus allgemeinen Vorstellungen von Humanität und allseitig entwickelter Individualität herzuleiten – solche Maßstäbe müssen konkret und handhabbar gemacht werden an den wirklich vorhandenen, alltäglichen Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten der Lohnarbeiter.

Zu diesen realen Bedingungen zählen nicht zuletzt die Werte, Normen und Verhaltensmuster der (Fach-)Arbeiterkultur, die aus der Erfahrung der Klasse entstanden sind und in der Erziehung der Kinder und Jugendlichen vermittelt werden. Vor diesem Hintergrund bewerte ich Vielfalt, Intensität und Bewußtheit im Leben unseres Facharbeiters – und damit seine Persönlichkeit – als sehr hoch entwickelt. Er führt eine Arbeit aus, die ihn zur Beherrschung

moderner Produktionsmittel befähigt, die ihn fordert, zum Weiterlernen zwingt, geistig beweglich hält und ihn befriedigt, in der er sich wiederfindet und die ihn in seiner Identität als Facharbeiter bestätigt. Seine Arbeit erlaubt, vielfältige soziale Kontakte zu knüpfen, und die Erfahrungen mit der kapitalistischen Lohnarbeit bilden auch die Grundlage für das Wissen um die Interessen der Arbeiter, die gegen die des Kapitals stehen, sie bilden die Grundlage für Solidarität, Disziplin, Orientierung auf gemeinschaftlichen Einsatz, für die Hochschätzung von Zuverlässigkeit und Fachkönnen. Arbeit und Arbeiterbewegung sind Eckpfeiler seiner selbstbewußten Identität, seiner sozialen Standortbestimmung und Lebensperspektive, damit auch seiner Handlungs- und Lernfähigkeit.

Er informiert sich umfassend, hat vielfältige soziale und kommunikative Beziehungen zu seinesgleichen in Betrieb, Gewerkschaft, Verein, Nachbarschaft, Elternschaft, ist als Vertrauensmann geachtet. Er treibt Sport, bemüht sich um ein Familienleben, das auch seiner Frau Entfaltung ermöglicht; er hat für seine Kinder gute Entwicklungsbedingungen geschaffen und ihnen wichtige Werte der Arbeiterbewegung vermittelt. Über seine Hobbies erschließt er sich historische und ästhetische Zusammenhänge, und auch entwickelte sinnliche Genüsse weiß er zu schätzen. Unter den Bedingungen, die ihm als Arbeiter und als Arbeiterkind gesetzt sind, hat er sich zu einer Persönlichkeit entwickelt, die fähig ist, solidarisch mit anderen ihr Leben zu gestalten und zum Herrn ihrer individuellen wie der gesellschaftlichen Entwicklung zu werden.

2. Der skizzierte Arbeiter ist Gegenstand und Opfer kultureller Ausschließung und Beherrschung durch das Kapital. Berufliche Qualifikation, Arbeitsanforderungen und Klassenbewußtsein sowie praktisches Engagement stellen ihn weit über den Durchschnitt der Klasse, aber nicht außerhalb der durchgängigen Mechanismen kultureller Herrschaft. Seine kulturelle Unterdrückung folgt gesetzmäßig aus dem gesellschaftlichen Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital: Ständig beschränkte Reproduktion der Arbeitskraft, Verweigerung von Bestimmung über die eigene Arbeit und die eigene Entwicklung, Bildungspriorisierung, Unsicherheit als Lebensperspektive, psychophysische Arbeitsbelastungen, die die Freizeit unter den Vorrang der Erholung stellen; ein Lohn, der vielfältige häusliche Reproduktionstätigkeiten erzwingt, die Atmosphäre von Konkurrenzmotiven und Individualismus, das Umstelltsein von Angeboten der kapitalistischen Kulturindustrie. Kulturelle Herrschaft über die Arbeiterklasse äußert sich als weitgehender Ausschluß vom gesellschaftlichen Reichtum: Verweigert werden die Voraussetzungen, sich umfassende Bildung und wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen, verweigert wird die Entfaltung von Wissen und Sensibilität für ästhetische und sinnliche Genüsse entsprechend dem Stand ihrer Entwicklung, verweigert und erstickt werden Neugier, Lernfähigkeit, Phantasie. Verweigert wird vor allem, und darin scheint mir der Kern kultureller Herrschaft zu liegen, individuelle Handlungsfähigkeit.

Was ist damit gemeint? Ein Beispiel. Übereinstimmendes Ergebnis empirischer Freizeituntersuchungen ist: Arbeiter gehen keinen grundsätzlich anderen, sondern vor allem deutlich weniger Aktivitäten nach als leitende Angestellte oder Intellektuelle; die Zeit zerrinnt vielfach unter den Fingern, Abschalten und Abschlaffen vor dem Fernseher dehnen sich aus. Und sie üben

ihre Freizeittätigkeiten durchschnittlich mit weniger Qualifikation und Intensität, also auch mit weniger Genuss aus. Reduzierte Handlungsfähigkeit ist die Folge von Mangel an Wissen und Selbstvertrauen, von vorenthaltenen Erfahrungen mit eigener Praxis – nicht zuletzt auch durch den bürgerlichen Kulturbegriff verstärkter Minderwertigkeitsgefühle.

Das ist im Alltag vielfältig zu erkennen. Arbeiter nehmen weniger Recht bei Behörden wahr, sie bekleiden weniger Ämter in Vereinen und Parteien, sie sind nicht so „mobil“, wie Kapital und Arbeitsamt ihnen zumuten usw. Die fehlende Aneignung anspruchsvoller Kunst ist nur ein Teil des Komplexes eingeschränkter Handlungsfähigkeit, in der sich die kulturelle Beherrschung der Arbeiterklasse ausdrückt und verwirklicht. Entscheidend ist die Unfähigkeit, die eigenen Interessen zu erkennen, gemeinsam wahrzunehmen und durchzusetzen – und damit Kultur im elementaren Sinn von Beherrschung des eigenen Lebens zu verwirklichen.

Beschränkung von Handlungsfähigkeit ist nur die eine Tendenz, die aus den widersprüchlichen Lebensverhältnissen der Lohnarbeit hervorgeht. Erzwungen wird auch die Gegentendenz: Das Kapital muß zum Zweck der Ausbeutung den Arbeitern Handlungsfähigkeit vermitteln, und die Arbeiter sind zur Wahrnehmung unverzichtbarer Lebensinteressen genötigt, gemeinsam aktiv zu werden. Ihre Organisationen – Vereine, Gewerkschaft, Parteien – haben ganz wesentlich die Aufgabe, kollektive Handlungsfähigkeit zu ermöglichen und in diesem Rahmen auch individuelle Handlungsfähigkeit, persönliche Lernprozesse zu erleichtern und zu stützen; sie stehen daher als Ergebnis des Kampfes der Arbeiterbewegung im Zentrum ihrer Kultur.

Kürzlich las ich die Besprechung eines Sammelbandes mit Porträts engagierter Frauen; darin stellt Sybille Hoffmann-Rittberg „etwas Ungewöhnliches“ fest: „... daß einige der interviewten Frauen nicht ihre Individualgeschichte erzählen. Die Gewerkschafterin Käthe Dinnebier etwa, auch Etty Gingold, die jüdische Widerstandskämpferin, und Friedel Ledwohn, die Kommunistin und Mitbegründerin des Demokratischen Frauenbundes, erzählen nur wenig von sich persönlich. Sie fallen schnell in ein pluralistisches Wir: Wir die Gewerkschaft, wir Widerstandskämpfer, wir Frauen ... Ihre Geschichte fällt zusammen mit der Geschichte ihrer Organisationen.“

Frauen hingegen, deren Zugang zur Politik intellektuell geprägt worden ist, ... erzählen vom Elternhaus, von Einflüssen und Widerständen, denen sie sich individuell und geistig widersetzen lernten“ (*Deutsche Volkszeitung*, 15. 10. 81, S. 24). Der kritische Blick auf die treffende Beobachtung sieht allerdings genau nicht die oben angedeutete Spezifität proletarischer Biographien: Nur Kollektiv und Organisation machen individuelle Selbstbehauptung möglich; der Anspruch auf persönliche Entfaltung ist kaum gesondert ausgeprägt. Hier haben sich allerdings – ausgedrückt in der Frauenbewegung – in den letzten Jahrzehnten Wandlungen vollzogen: die jüngeren Frauen in der Arbeiterbewegung sprechen von sich auch in der ersten Person.

Alltag – zwischen Idylle und Widerstand

Der elitäre bürgerliche Kulturbegriff faßt all das zusammen, was die Ausgebauten im Durchschnitt nicht haben und nicht haben können: den Zugang zu und

das Umgehen mit Bildung, Wissenschaft, Künsten, dem Reichtum entfalteter Genüsse; die Stilisierung von Individualität, Einmaligkeit; geschliffene Umgangsformen; oder das, was die FAZ jüngst von Friedrich Sieburg zitierte: „Die Gebildeten erachteten es als ihrer Bildung angemessen, allerlei Wohlmundendes, samt dreißig Sorten Käse, samt der Ordnung, in der sie genossen, samt den Weinen, die dazu getrunken werden, ebenso in den Kosmos ihrer Nation einzubeziehen wie die Grammatik oder die Kunst zu reden“ (FAZ-Magazin 16. 10. 81, S. 29).

In dieser Verwendung fungiert der Kulturbegriff eindeutig als Herrschaftsbegriff, der als Herrschaftsmittel eingesetzt wird. Er faßt Kultur zusammen als Herrschaftsfähigkeit und Vorzeichen von Überlegenheit – und die Anerkennung dieses Kulturbegriffs durch Arbeiter ist zugleich die Anerkennung der eigenen „Unkultur“, ist die Anerkennung des status quo, in dem die Arbeiter zu Recht beherrscht seien; sie sprechen sich selbst die Fähigkeit ab, die Geschicke der Gesellschaft und des Staates zu leiten. Das geht mit ein in die Einstellung der kleinen Leute, daß sie denen da oben ja doch nicht gewachsen seien.

Von hier aus gesehen, kann ein weiter Kulturbegriff, kann auch das Konzept der Alltagskultur nur ein Fortschritt sein. In der Wirklichkeit allerdings hat die bürgerliche Ideologie wie schon so oft einen Rückzug in eine höchst stabile Auffangstellung übergeführt. Gerade für die stärker reformorientierte Variante staatsmonopolistischer Herrschaft bietet die Ablösung eines elitär wertenden Kulturbegriffs durch den angeblich wertfreien positivistischen der Sozialwissenschaften eine Menge Vorteile.

Wenn ich nur die Bedeutungen untersuche, die in einem gegebenen System von Werten und Normen die Elemente der Umwelt für die Menschen, ihre Erkenntnis und ihr Handeln haben, wenn die Kultur nur ein System von Verhaltensmustern ist, dann beschränken wir uns darauf, zu beschreiben und zu erklären, warum alles so sein muß, wie es ist: Der eine lebt so, der andere so; der eine hat daher diese Kultur, der andere jene. Vergleiche sind unstatthaft, wissenschaftlich nicht zu begründen – und so ist mit dem Wertungsproblem auf höchst elegante Weise der Klassen- und Herrschaftscharakter kultureller Unterschiede und Vorrechte aus dem Blickfeld gerückt. Völlig pluralistisch haben alle Menschen ihre eigene Kultur. Der eine findet sein höchstes Glück bei Eisbein mit Sauerkraut, der andere bei Canard à l'orange; der eine liest Konsalik, der andere Proust – jeder, wie ers gelernt hat.

Allerdings gibt die Konzeption von Alltagskultur durchaus einen nutzbaren demokratischen Impuls: Sie kann den Blick schärfen für die Leistungen in der Selbstbehauptung und Lebensmeisterung der arbeitenden Menschen, sie kann aufweisen, wieso ein Arbeiter kritische Kennerschaft gegenüber dem Fußballspiel erwirkt und kaum gegenüber dem Tanztheater; sie läßt uns verstehen, daß sein Maß an Kennerschaft und daraus zu ziehendem ästhetischem Genuss dem vieler bürgerlicher Ballettzuschauer überlegen sein kann. So verstanden, trägt die Beschäftigung mit Alltagskultur bei zur Stärkung des Selbstbewußtseins und damit zur Handlungsfähigkeit von Angehörigen der Arbeiterklasse.

Es gibt hierzulande erfreuliche Ansätze kommunaler und gewerkschaftlicher Kulturarbeit, die Entfaltung von Fähigkeiten im eigenen Handeln der Arbei-

tenden anstreben. Sie gehen davon aus, daß Kultur und kulturelle Ansprüche im Alltag wirken: unterdrückt, verbogen, entwickelbar, lebensnotwendig. Fähigkeiten und Bedürfnisse treten auf in vorhandener Kommunikation und deren festen Strukturen um Verein, Kneipe, Nachbarschaft herum. Sie sind da als Interessen an Information, Wissen, Selbstverständigung, als Neugier, als Bedürfnis nach spielerischen Tätigkeiten, nach einem Forum für bisher im Stillen betriebene Hobbies, nicht zuletzt als Bedürfnisse nach Selbstdarstellung, nach Vermittlung eigener Erfahrungen und Einsichten und nach Gewinnung von Anerkennung hieraus.

Sie sind da als Fähigkeiten und Neigungen gestaltender Praxis im Alltag (handwerkliches und technisches Können, Sammeln, Fotografieren, Erzählen usw.). Wie man darauf aufbaut, zeigt der Bericht aus einem Projekt, in dem Bewohner die Geschichte ihres Arbeiterviertels erforschten: „Ordnungsinteresse wandelte sich in das Führen des Fotoarchivs, Spaß am Aufspüren und Überreden von Leuten in Organisieren von Privatfotos (vor allem der schwer zu bekommenden politischen). Die positive Erinnerung, die ein Kollege an eigene Kinderspiele hatte, nutzte er, indem er eine Gruppe von Kindern aus der Nachbarschaft zusammentrommelte und mit ihnen Ballspiele usw. einübte. Daraus entstand ein Videofilm . . . Einige Teilnehmer fingen sehr früh an zu schreiben . . . Im Zuge der Ausstellung wurde ein Transparent (5 x 8 m) mit dem Bild der Zeche gemalt. Keiner der daran Beteiligten hätte auf Befragen ein kulturelles Bedürfnis in dieser Richtung angemeldet – auch nicht am Schreiben“ (M. Goldmann, *tendenzen* 129, 1980, S. 20 f.).

Sie sind da als Fähigkeiten und Normen von Organisation und Zusammenarbeit: „Vertraute Gruppenformen aus den Erfahrungen im Verein, bei gewerkschaftlichen Bildungsabenden oder Treffen, aus dem Parteileben, auch Umgangsformen aus dem familiären und nachbarschaftlichen Bereich und – nicht minder – Erfahrungen aus der Arbeitswelt (Zuverlässigkeit, Disziplin, Solidarität) bildeten die Grundlage der Beziehung miteinander und zu der Sache“ (ebenda).

Sie sind vor allem da bei Jugendlichen als Überschuß von Bedürfnissen nach kreativer Selbstbetätigung, für die bisher in Arbeit wie Freizeit entscheidende Voraussetzungen verweigert werden.

Ziel solcher Kulturarbeit, die am Arbeiteralltag ansetzt, ist Selbstdtätigkeit. Passivität, fraglose Unterordnung, Resignation – das sind die Leitlinien der realen Erziehungsprozesse, die die herrschenden gesellschaftlichen Einrichtungen auf die Angehörigen der Arbeiterklasse ausüben. Daraus folgt die Schlüsselstellung der Fähigkeiten zu selbständigem und bewußtem Handeln gemäß den eigenen Interessen – und daraus folgt das entscheidende Handicap von Kulturarbeit: Es geht hier nicht um Angebote, die nur von jenen ergriffen werden, die ohnehin schon auf dem kulturellen Feld zu Hause sind – es geht um mühsame Lernprozesse zwischen Kulturprofis und Arbeitern. Die Entwicklung von Selbstdtätigkeit und Handlungsfähigkeit ist letztlich keine Frage didaktischer Techniken, sondern eine Frage von Interessen, ihrer Wahrnehmung und Durchsetzung.

Bevor ich diesen Gedanken weiter verfolge, noch ein Exkurs zu möglichen und schon aufgetretenen Mißverständnissen, die Rolle und die Aufgaben von

Kunst und Künstlern betreffend. Es wäre völlig blödsinnig, aus dem Gesagten zu folgern, marxistische Künstler sollten nun progressive Kreuzworträtsel fabrizieren, weil das Lösen von Kreuzworträtseln nachgewiesenermaßen zu den kulturellen Hauptbeschäftigungen im Alltag von Arbeitern und Angestellten gehört; oder man verpflichtete die engagierten Autoren auf das Verfassen von Kürzestgeschichten, weil die Lesesituationen im Alltag nur das Konsumieren in kleinen Häppchen ermöglichen und darauf der Erfolg von Boulevardzeitungen, Illustrierten, Comics etc. gründet. Oder auch, und hier wird es schon komplizierter, wir folgerten aus der Tatsache, daß verschiedene Genres von Pop- und Unterhaltungsmusik bei weitem den größten Teil des Kulturkonsums in der Arbeiterklasse ausmachen, nun Lyriker, Liedermacher und Komponisten auf die Produktion „des demokratischen Schlagers“ zu vergattern. Förderung und Auseinandersetzung mit allen progressiven Entwicklungen vor allem in den Jugendkulturen ist eine Sache – der Schlager ist per definitionem diffuse Gebrauchsmusik, die allenfalls Verschiebungen in Einstellungen und Ansprüchen der Massen stimmungsmäßig abstützen kann. Musikformen jedoch, die mit realen Bewegungen, ihrer Selbstverständigung und Stabilisierung derart verbunden sind wie das politische Lied oder die engagierte Chormusik, sind unverzichtbar und noch längst nicht genügend entwickelt.

Noch eines: Was ich hier als Alltagskultur angedeutet habe, betrifft Massenprozesse, den statistischen Durchschnitt. Der kann aber nicht das entscheidende Argument sein in der Kulturpolitik – und für die Kunstentwicklung noch viel weniger. Schließlich gibt es wichtige Gruppen der Arbeiterklasse, die durchaus ein interessiertes Publikum anspruchsvoller Kunstgattungen bilden. Weiter: Ihr Anteil an den Besuchern der etablierten Kultureinrichtungen (Sprech-, Musik-, Tanztheater, Konzerte) liegt teilweise über 50 %, kaum unter einem Drittel. Und von der großen Bedeutung anspruchsvoller Kunst für Orientierungsprozesse in der Intelligenz will ich gar nicht erst weiter sprechen. Zurück zur Alltagskultur. Soweit sie unter dem Zwang zur Reproduktion der Arbeitskraft steht, ist sie wesentlich beharrnd, zielt auf ritualisierende Erleichterung von Lebensvollzügen und nicht auf Impulse zur Veränderung erprobter und eingeschliffener Verhaltensmuster, Wertorientierungen, Geschmacksrichtungen usw. Alltagskultur folgt stets mit Verzögerung Veränderungen, die sich in der sozialen Auseinandersetzung und der produktiven Praxis der Lohnarbeiter vollziehen. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein 40jähriger Arbeiter zum ersten Mal in seinem Leben streikt oder eine andere Partei wählt, ist viel höher als die, daß er in diesem Alter von Udo Jürgens zu Brahms oder Klaus Doldinger, vom Kaufhausbild mit üppiger Zigeunerin zu Beckmann oder Heisig wechselt. Und sie ist auch deutlich höher als die, daß er ohne starken äußeren Druck patriarchalisch Verhalten ablegt seiner Frau oder seinen Kindern gegenüber.

Was heißt das, positiv gewendet? Wir sollten Alltagskultur stets als Einheit und Ergebnis von Arbeit, Reproduktion und Kampf um die eigenen Lebensinteressen sehen, sollten sie nicht abschieben lassen in die putzige Idylle proletarischer „Taubenvatters“ und in die politikferne Geselligkeit gemeinsamer Kegelabende.

Fähigkeiten, Phantasie, Einsatzbereitschaft, Solidarität – mit anderen Wor-

ten: die Widerstandskultur der arbeitenden Menschen – werden für uns sichtbar als Mittel ihrer Emanzipation zum Beispiel in der Bewegung gegen den Bau der Startbahn West. In wenigen Stunden waren über vorbereitete Benachrichtigungsketten Tausende mobilisiert, die zuerst nachts und dann Tag für Tag durch den Wald marschierten, um diszipliniert einzustehen für das, was sie bewußt und emotional zu ihrem Interesse gemacht haben. Eigenständig wurde ein Versorgungssystem aufgebaut für die, die im Wald ausharrten; in Stunden brachte eine Spontansammlung trockene Kleidung für durchnässte Demonstranten zusammen. Nicht wenige Laienkünstler, die oft vor sich hinpuselten, haben in der Verteidigung „ihres Waldes“ den Horizont ihres Hobbies erweitert, geöffnet für die gesellschaftliche Bewegung. Witz, Phantasie, Spontaneität bestimmen die unmittelbare Aktion ebenso wie Organisiertheit, Zähigkeit, Disziplin angesichts herausfordernder staatlicher Gewaltdemonstration. Lassen sich ähnliche Beobachtungen nicht machen in der Friedensbewegung und in vielen Zügen gewerkschaftlicher Kämpfe wie dem Stahlarbeiterstreik im Winter 78/79, in der „neuen Beweglichkeit“ dieses Frühjahrs oder den aktuellen Aktionen gegen Betriebsschließungen?!

Hier ist der Bezugspunkt für unsere theoretische und praktische Beschäftigung mit Alltagskultur: Kampffähigkeit, Durchsetzungsfähigkeit, letztlich Herrschaftsfähigkeit der vereint handelnden Arbeiter, Angestellten und Beamten. Blitzt hier nicht auf, wie die Unterdrückten dieser Gesellschaft Handlungsfähigkeit und damit Kultur gewinnen – indem sie in der Bewegung für ihre Lebensinteressen aus dem Alltag heraus, wie H. P. Piwitt formuliert hat, Herren ihrer Sinne, ihres Interesses und – in der sozialistischen Perspektive – auch ihrer Werkzeuge werden?!

Die „Entdeckung“ der Alltagskultur und ihrer Bedeutung ist keine Domäne der Theoretiker. „Macht und Glanz des gewöhnlichen Lebens“, wie es im „Siebten Kreuz“ heißt, sind ein Grundthema von Anna Seghers‘ Werk. Was ich hier in abstrakten Gedankengängen anzudeuten versucht habe, ist eindringlich formuliert etwa in der Zwischenbilanz der Frau des Trambahnschaffners Bachmann, ebenfalls aus dem „Siebten Kreuz“: „... welch ein Leben! Sicher ein gewöhnliches Leben mit den gewöhnlichen Kämpfen um Brot und Kinderstrümpfe. Aber ein starkes, kühnes Leben zugleich, heißer Anteil an allem Erlebenswerten. (...) nichts, was nicht widergehalten hatte in ihren vier Wänden, Kämpfe um den Zehn-, Neun-, Achtstundentag. Reden, die man sogar den Frauen vorlas, wenn sie die wahrhaft teuflischen Löcher in allen Strümpfen stopften, Reden von Bebel bis Liebknecht, von Liebknecht bis Dimitroff. Schon die Großväter, hatte man stolz den Kindern erzählt, waren eingesperrt worden, weil sie streikten und demonstrierten. (...) Was für ein klares Leben.“

Arbeiterbewegung und Alternativkultur

Noch kurz zur alternativen Kultur. Unser eingangs skizzierter Facharbeiter war selbstverständlich in Bonn mit dabei auf der Friedensdemonstration – aber vielen dort aktiven Gruppen gegenüber fühlt er sich fremd, allerdings auch kritisch überlegen: Punker, Landkommunen, Hausbesetzer, Schwule, Lesben – die kommen aus einer anderen Welt. „Anarchie ist machbar, Herr Nachbar“

– das ist für ihn gar nicht zu denken. Leute wie er nehmen nicht teil an der alternativen Kulturarbeit, die in den letzten Jahren vielerorts Fuß gefaßt hat. Kultur- und Kommunikationszentren, freie Kulturgruppen, Stadtteilprojekte, Alternativkinos, Kulturläden, Frauentreffs – hier werden wir vielleicht seine Kinder finden, aber nicht ihn und seine Frau. Allerdings ist er auch nicht bereit, einem Gewerkschaftsfunktionär zu folgen, der hier von Chaoten, Parasiten oder Perversen spricht.

Hierzu einige thesenartige Bemerkungen: Die traditionelle Kultur der Arbeiterbewegung ist bestimmt von den Verhaltensanforderungen der kapitalistischen Lohnarbeit, der Reproduktion für sie und des organisierten Kampfes für die Verbesserung der Lage mit dem Ziel der Aufhebung der Lohnarbeit. Die gegenwärtige Alternativkultur ist getragen von Gruppen, die nicht unter diesen Zwängen stehen oder sich ihnen zumindest teilweise entziehen: Schüler und Studenten, selbständige Kleinproduzenten, zunehmend unter die kapitalistischen Zwänge geratende lohnabhängige Mittelschichten, aber auch wachsende Gruppen der Arbeiterklasse, die das Kapital aus seinem Reproduktionskreislauf in die Arbeitslosigkeit ausgespuckt hat – für sie steht etwa Klaus-Jürgen Rattay.

In den Werten und Verhaltensmustern der individuellen Selbstverwirklichung, der Gemeinschaftlichkeit außerhalb und gegen feste Organisationen und Institutionen, der Spontaneität, der Verweigerung und des Protests, der persönlichen Verantwortlichkeit und der Betroffenheit angesichts Gewalt und Zerstörung, der Unbedingtheit des Anders-Lebens mischen sich verschiedene Einflüsse, sind unterschiedliche Entwicklungsmöglichkeiten angelegt. Sie entspringen einer Lebensweise und Lebenssicht, die in ihren Hauptlinien nicht die des aktiven Kerns der Arbeiterklasse sein kann; sie sind zugleich Ausdruck eines Wertwandels in der jungen Generation auch der Arbeiter und Angestellten, die eine tiefgreifende Veränderung in der Lebensweise der Lohnarbeiter und folglich auch in der Kultur der Arbeiterbewegung ankündigt. In den Jugendverbänden der Arbeiterbewegung läßt sich dieser Wandel schon mit Händen greifen – wenn wir uns auch fragen müssen, wie die heute 15- bis 20jährigen mit 40 als Familienväter auftreten werden.

Grob gesagt, sehe ich eine doppelte Aufgabe im Spannungsfeld zwischen realer Arbeiterbewegung und alternativer Kultur. Unverzichtbare Richtmarken der politischen Kultur der Arbeiterbewegung sind zu verteidigen, zu klären und weiterzuentwickeln: Lehren und Erfahrungen aus den Kämpfen gegen das Kapital und seinen Staat, Stolz auf diese Geschichte und ihre Errungenschaften (was nichts zu tun hat mit selbstgefälligem Sich-Einrichten in der Konsumgesellschaft), Klassensolidarität durch alle Nationalitäten, Einheit und Organisiertheit als Unterpfand für Erfolge (keine Rechtfertigung für Niederbügeln von Kritik), langer Atem, Zähigkeit und Zuverlässigkeit, Disziplin, Kollektivität (nicht gleichzusetzen mit Anpassung und Unselbständigkeit), die Überzeugung, daß wir ohne Wissenschaft und Technik unser Leben nicht erleichtern und bereichern und die Zukunft der Menschheit nicht sichern können (was nicht heißt, sich einspannen zu lassen für die zerstörerischen Pläne der jetzigen Besitzer der großen Produktionsmittel), Anspruch auf menschenwürdige und qualifizierte Arbeit, Selbstbewußtsein als Klasse, die die moderne Produktion

verkörpert.

Diese Werte und Orientierungen sind nie selbstverständliches Allgemeingut der Arbeiter gewesen, das aus ihrer Lebensweise sozusagen unvermeidlich entspringt; die kapitalistische Lebens- und Arbeitswirklichkeit brachte stets auch entgegengesetzte Auffassungen hervor. Selbstbewußte und entwicklungs-fähige Klassenkultur ist immer das Ergebnis von Klärungs- und Erziehungsprozessen in der Arbeiterbewegung gewesen – insofern ist die heutige Herausfor-derung nichts grundsätzlich Neues.

Die gleichgewichtige zweite Aufgabe sehe ich darin, mitzuwirken bei der Öffnung der Arbeiterbewegung für alle Ansprüche, Orientierungen, Verhal-tensweisen der jungen Arbeitergeneration, die diesen Grundpositionen nicht entgegenstehen. Vor allem denke ich an Raum und Betätigung für das Drängen auf individuelle Selbstverwirklichung. Das umfaßt auch den Konflikt mit tief verankerten Traditionen und Werten der Arbeiter, über die Marxisten sich nicht leichtfertig hinwegsetzen. Neue individuelle Lebensansprüche unter den Existenzbedingungen der Masse der Lohnarbeiter verwirklichen und in die Arbeiterbewegung einbringen – das wird etwas ganz anderes als die heutige Alternativkultur –, und wir sollten unseren Blick dafür schärfen, wo dieses Neue heute schon in Erscheinung tritt.

Frigga Haug

Wessen Kultur im Arbeitsprozeß?

Beginnen möchte ich mit einem Phänomen, das wir (gemeint ist die For-schungsgruppe des „Projekts Automation und Qualifikation“) bei unseren achtjährigen Untersuchungen von fast 1 000 Arbeitsplätzen in 64 Betrieben aus 28 Branchen fanden und nicht richtig einordnen konnten. Es handelt sich dabei um eine geradezu fieberhafte Tätigkeit der Unternehmer in „kultureller Arbeit“. Dabei geht es nicht nur um das allseits Bekannte, wie z. B. der „Betrieb als Familie“ oder die Veranstaltung von Betriebsfesten, Ausflügen und Sport. Nicht nur waren in jedem Großbetrieb Soziologen und Psychologen angestellt, sondern die Unternehmer stürzten sich auch speziell auf den kulturellen Sektor, und dies bis in die Bereiche, in denen die Gewerkschaft ihr Feld hat: Förderung von Laienschauspielern, Malwerkstätten, Töpfereien und selbstverständlich Ausstellungen von Kunst am Arbeitsplatz. Diese Ausdehnung geht bis in die Zwischenbereiche, in denen man sich fragt: ist das Kultur oder nicht, wie Kantinenobhut, Weihnachtsfeste, Feste überhaupt, Verschik-kungen in allerlei Basisaktivitäten. An diesem Punkt braucht man einen operativen Kulturbegriff.

Es gab also eine fieberhafte Tätigkeit, die Arbeiter in Aktivitäten zu verstri-ken, die auf den ersten Blick überhaupt nichts mit der Produktion zu tun hatten. Wir wußten nicht genau, wie wir das einschätzen sollten, und fragten uns auch, warum denn die Gewerkschaften nicht auf dem gleichen Feld ihre Aktivitäten verstärken. Wir bildeten das Problem so ab, daß das, was „von oben“ gemacht wird, eigentlich „von unten“ gemacht werden müßte. In Auseinandersetzung mit der Gewerkschaftspolitik haben wir bisher Vor-schlüsse entwickelt, die ich im folgenden skizzieren möchte.

Ich gehe dabei von einem Kulturbegriff aus, wie er hier von W. F. Haug vorgestellt wurde, weil er für unsere Zwecke brauchbar ist; Kultur soll sein: wie der einzelne seinem Leben Sinn und Bedeutung gibt oder wie er sich als Selbstzweck setzt, was er mit seinem Leben macht, wie er z. B. seinen Arbeitsplatz verändert, wie er sich in ihn hineinbringt, wie er sich selbst sieht, sich verwirklicht, was er für sich für Bedeutungen stiftet. Dieser Kulturbegriff müßte gleichzeitig dazu dienen, die Arbeitsbedingungen, die der einzelne vorfindet, und das, was Arbeit ist, kritisch zu betrachten.

Was hat dies nun mit Automationsforschung und mit den gewerkschaftlichen Strategien oder mit möglicher oder notwendiger Kulturarbeit zu tun? Wenn man betrachtet, wie Automation in gewerkschaftlichen Strategien aufgefangen und eingeschätzt wird, dann findet man zwei Möglichkeiten: Zum einen wird behauptet: Automation bedeutet Arbeitslosigkeit, Belastung, Intensivierung, Monotonie, Dequalifikation, sie ist die große Bedrohung, und dementspre-chend braucht es eine defensive Politik. Damit soll eine Abwehrpolitik gemeint sein, auch der Versuch, den Besitzstand zu wahren, die einzelnen vor den Folgen der Automatisierung zu schützen. Daneben gibt es insbesondere bei den „Grundsatzreferaten“ eine zweite Einschätzung: Wir sind keine Maschi-nenstürmer, und außerdem dient Technik, vernünftig angewandt, dem Men-schen. Automation ist eigentlich etwas Positives.

Diese beiden Einschätzungen stehen unverbunden nebeneinander, und – in Einzelmaßnahmen aufgesplittet – überwiegen die defensiven Bestrebungen. Die negativen Einschätzungen in Bezug auf die Folgen nenne ich zusammengekommen einen „Vereindungsdiskurs“. Das soll heißen: die Politik, die gemacht wird, findet ihre einheitliche Betrachtung in der Aussage: Es wird alles schlechter. Das bestimmt die Gesamteinschätzung, und zwar sowohl in den Sozialwissenschaften- als Polarisierungs- und Dequalifikationsthese- und eben auch in dieser Art von gewerkschaftlicher Politik; aber man findet dieselbe Einschätzung auch bei den Arbeitenden selber. Der Unterschied zwischen den Grundsatzreferaten und den Einschätzungen, die dann zu Abwehrmaßnahmen führen, findet sich bei den einzelnen Arbeitern in folgender Gestalt: sie sagen, für sich persönlich finden sie dieses oder jenes ungeheuer spannend, wichtig und interessant, aber im großen und ganzen ist Automatisierung natürlich abzulehnen.

Wir haben uns gefragt: was passiert da eigentlich? Wie kann es kommen, daß eine solche Einschätzung sich politisch hält? Mit welcher Politik antwortet man darauf und wie verbindet sich diese Negativeinschätzung mit dem, was man wirklich als Automationsfolgen betrachten kann?

Wir haben nicht einfach und ohne Widersprüche gesagt: „Automation führt zu Höherqualifikation“; trotzdem betone ich im folgenden diese eine Tendenz, führe aber zuvor die von uns vorgefundenen vier Entwicklungsrichtungen der Automation vor:

1. Automation schafft schwere monotone körperliche und geistige Routinearbeit ab und ist in dieser Hinsicht vom Standpunkt einer Gesamt menschheit ungeheuer nützlich. Konkret hier im Kapitalismus führt das zu Arbeitslosigkeit größeren Ausmaßes, Arbeitslosigkeit vornehmlich für unqualifizierte Arbeiter.

2. Beim Automatisieren entsteht eine ganze Reihe von neuen Arbeitsplätzen, die selber unqualifizierte Routinearbeitsplätze sind (im Wesentlichen Codierer). Das sind Plätze, die durchweg von Frauen besetzt werden und die selber „Lücken in der Automatisierung“ sind. D. h. wenn diese Automaten aufgestellt werden, dann sind das die Punkte, an denen die Automation nicht vollständig ist, vom Standpunkt der Technik schon Vergangenheit, wenn sie geschaffen werden.

3. Die dritte Tendenz, die ich im weiteren verfolgen will, ist: Die ursprünglichen Maschinenbedientätigkeiten oder ähnliche werden verwandelt in höher qualifizierte Tätigkeiten.

4. Ehemals hochqualifizierte Tätigkeiten werden gemischt mit anderen Tätigkeitslementen und treffen dann auf eine Art Standesempörung. Da sind z. B. die Journalisten, die plötzlich setzen sollen, oder die Ingenieure, die auf einmal so zahlreich gebraucht werden, daß sie selber nicht mehr an der Spitze der Pyramide stehen, sondern in einem tieferen Schnitt. Mit Empörung blicken sie nach rechts und links, sehen ihresgleichen zuhau und beklagen, daß sie nicht mehr die alten Privilegien haben und nicht mehr die einzigen sind, sondern plötzlich einige unter vielen, weil sie für maschinenbedienende Tätigkeiten mitbenutzt werden und gewohnt sind, daß das Leute unter ihnen machen.

Ich will jetzt auf die dritte Tendenz eingehen, auf den Kern der Produktionsar-

beit. Warum wird hier einerseits Arbeit einer höheren Qualifikationsstufe verlangt und herrscht gerade hier andererseits der Vereindungsdiskurs und wird durch diese Höherqualifikation überhaupt nicht infrage gestellt? Bei vielen Sozialwissenschaftlern, z. B. Gorz („Abschied vom Proletariat“), der die Facharbeiter aussterben sieht, oder Bravermann, der verkündet, daß Facharbeiter tätigkeiten nur noch aus „Knopfdrücken“ bestehen, wird auf die Facharbeiter nicht mehr gesetzt. Diese Sozialwissenschaftler und auch Teile gewerkschaftlicher Diskussion, die sich auf diese beiden sehr stark bezieht, gehen also im Prinzip alle auf das Schicksal der Facharbeiter ein. Man kann sagen, daß der Vereindungsdiskurs einen Bezug hat oder eine Antwort sein soll auf eine *Facharbeiterkrise*.

Ich muß im Folgenden stark vereinfachen. Ich möchte über die Facharbeiterkrise als kulturelles Phänomen sprechen und vernachlässige daher für diesen Zweck alle übrigen Erscheinungen. Im hier diskutierten Zusammenhang handelt es sich im Kern jeweils immer um das Facharbeiterproblem, sowohl bei Gorz, bei Bravermann, als auch in der Gewerkschaftsbewegung. Das ist auch ganz einleuchtend, weil doch die Facharbeiter tatsächlich den Organisationskern bilden.

Bei der Fragestellung, wie es kommt, daß die Automation einhellig so negativ abgebildet wird, ist meine erste Antwort, daß dies mit den Facharbeitern zusammenhängt. Was Facharbeiter ist, gerät in die Krise, noch weiß man aber nicht genau, wie. Gemeint sind irgendwie diese Facharbeiter, die mit hoher politischer Bedeutung versehen sind, und offensichtlich ranken sich auch Menschen mit politischem Anspruch wie Gorz, die neue Strategien des Sozialismus entwickeln wollen, um diese Frage. (Auch Kern und Schuhmann taten das schon in den 60er Jahren mit „Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein“.) Es geht also nicht um Codierer oder andere Gruppen, sondern im Kern immer um die Facharbeiter. Es bleibt die Frage, warum gerade die Facharbeiter unter den Vereindungsdiskurs fallen, obwohl bei ihnen eine eindeutige Tendenz der Höherqualifizierung auszumachen ist. Wie kommt es, daß die Facharbeiter so abgebildet werden und nicht Codierer oder andere unqualifizierte Arbeitende oder solche, die aus dem Produktionsprozeß herausfallen? Die Facharbeiter bleiben im Produktionsprozeß, stehen an qualifizierten Plätzen. Zudem gibt es einen Facharbeitermangel, sodaß auch die Arbeitslosigkeit nicht sie, sondern „die anderen“ betrifft.

Sind Sozialwissenschaftler wie Gorz und Bravermann im Unrecht, weil sie die Höherqualifikation nicht sahen, oder ist an der Behauptung einer Facharbeiterkrise etwas Richtiges? Ich will diese Frage mit Ja beantworten. Es ist ein anderer Aspekt an den Facharbeitern, der in die Krise geraten ist. Man könnte ihn einen kulturellen Aspekt nennen. Es wäre sehr nötig und wichtig, diesen zu betrachten, weil hier praktisch-kulturell gearbeitet werden muß.

Facharbeiter denken sich und werden von uns verbunden mit einer praktischen Art von Arbeit, mit Geschicklichkeit im Umgang mit Maschinen und auch mit dem Stolz auf diese Maschinen, die nur sie beherrschen, im Gegensatz zu Ingenieuren und Konstrukteuren, die zwar allgemein etwas wissen von Maschinen, aber nichts von den besonderen Maschinen, die jede noch neue Tricks hat, die man noch umarbeiten kann und sich neu einrichten usw. . . Die Arbeiter

haben ein ganz personalisiertes Verhältnis zu ihren Maschinen. Das kann soweit gehen wie im Fall, der jüngst in der Zeitung stand, wo einer, weil ein Elektronengehirn in Reparatur ging, sich geweigert hat, einen anderen Arbeitsplatz zu besetzen und lieber neun Monate ohne Bezahlung in Urlaub ging, bis „seine“ Maschine wieder da war.

In dieser Identifikation der Facharbeiter mit ihrem Wissen und Können, mit ihrer praktischen Kompetenz, mit der jahrelangen Erfahrung im Umgang mit den Dingen, wird gleichzeitig eine Art Identität gegen „die da oben“, die irgendwas nur theoretisch wissen und können, ausgebildet. Eine Identität gegen Kopfarbeiter überhaupt, die mit Herrschaft zusammengebracht werden, die ertragbarer wird, weil die Kopfarbeiter zugleich unvermögend sind, zu tun, was (Fach-) arbeiter können. Bei Paul Willis („Spaß am Widerstand, Gegenkultur in der Arbeitsschule“, Frankfurt a. Main 1979) gibt es eine schöne Passage, da unterhalten sich die Arbeiter untereinander und sagen: der da ist einer, der arbeitet nur mit dem Kopf und nur in Büchern, und unter allgemeinem Jubel wird dann erzählt: Eines Tages kam ein Buch in einer Kiste bei ihm an und bis heute sitzt er davor und bekommt die Kiste nicht auf, und so nützt es ihm alles nichts, weil er den praktischen Umgang nicht hat als „Hirni“. Bei Willis sind es unqualifizierte Arbeiter, die so sprechen. Es bildete sich auch im Facharbeiterstolz oder Facharbeiterklassenbewußtsein eine Intellektuellen-geringschätzung mit ab.

Davon seid ihr ja wahrscheinlich auch alle betroffen. Entweder, daß ihr noch als Arbeiter denkt oder schon als Intellektuelle auf euch als auf Minderwertige blickt und sagt, eigentlich müßten wir auch „von unten“ und praktisch und bloß nicht nur so mit den Köpfen arbeiten. In der Volksuni in Westberlin, die sich die Zusammenführung der Kräfte der Wissenschaft und der Arbeit zum Ziel gesetzt hat, machen wir diese Erfahrung auch. Die Gewerkschaftler machen die Veranstaltungen mit Leidenschaft mit, machen selber Veranstaltungen, und zwischendurch nennen sie uns „Hirnis“. Obwohl sie selbst theoretische Veranstaltungen machen, blicken sie sehr geringschätzig auf uns, die wir das Praktische nicht können.

Zum Praktischen gehört auch eine Art von Alltagskultur, z. B. wieviel Bier man trinkt, wie man sich den Frauen gegenüber verhält; so ist man selber stark und voller Muskeln, und die Frauen sind schwach und müssen geschützt werden oder ferngehalten werden vom Betrieb und werden zuhause entweder in die zugleich geachtete und verachtete Hausfrauenposition gedrängt, oder aber sind Sexbienen; dann sind sie auch minderwertig und man kann sie benutzen. Es gehören jedenfalls eine ganze Reihe an Einschätzungen zu Freizeit, wie man sie gestaltet, zu Frauen, zu Kopfarbeitern, Hirnis, Intellektuellen, zur Organisation, zum Klassenstolz und zu den Kollegen untereinander zur Alltagskultur. Alles zusammen bildet das, was wir Facharbeiteridentität nennen können. Was geschieht jetzt, wenn der Produktionsprozeß automatisiert wird? Die Automaten treten auf, und die Tätigkeit solcher Leute ist von Stund an informationsverarbeitende Tätigkeit; sie hat mit Praktischem gar nichts mehr zu tun; Informationsverarbeitung ist reine Kopfarbeit. In kurze Thesen gebracht, geschieht den Arbeitern folgendes:

1. Sie werden selbst Kopfarbeiter, die sie hassen und die sie mit denen da

„oben“ verbinden.

2. Sie betrachten Kopfarbeit als Nichtarbeit, d. h. als Faulheit. Sie sitzen in Meßwarten und haben den Eindruck von sich, sie täten nichts, sie seien faul, sie warten nur ab, und irgendetwas geht in ihren Köpfen vor. Unterstützt in dieser Selbsteinschätzung werden sie von den Sozialwissenschaftlern, die sagen, das ist nur „Knöpfchendrücken“, was jedes Kind kann, außerdem natürlich auch Frauen können. D. h. sie sind ihrer Vorstellung von sich selbst als praktisch arbeitende, geschickte Menschen mit Erfahrung beraubt. Man kann das selbstverständlich als Qualifikationskrise abbilden, wird dem aber nicht gerecht, weil es weit mehr ist. Praktisch steht ihr ganzes Selbstverständnis, alles, worauf sie stolz sind, mit zur Diskussion. Zudem wissen sie nicht, was auf sie zukommt, und wie es zu bewältigen ist, da es keine formalisierten Ausbildungsgänge für Automationsarbeit gibt.

Zu ihrer eigenen Einschätzung, daß diese Tätigkeit in erster Linie Nichtarbeit ist, daneben verhaßte Kopfarbeit, führen die fehlenden oder allzu knappen Anlernkurse dazu, daß ihnen die Maschinen unheimlich sind. Die Produkte, auf die sie vorher stolz waren, sehen sie nicht; was sich da außerhalb ihrer Arbeitsplätze abspielt, wird nicht wirklich begriffen. Mindestens die Hälfte der Automationsarbeiter haben nach unseren Erhebungen solche Schäden, die man als Angstfolgen aus Unsicherheit an den Arbeitsplätzen bezeichnen könnte. In dieser Situation brechen die Solidargemeinschaften der Arbeiter in den verschiedenen Betrieben leicht auseinander. Die einzelnen Arbeiter versuchen, sich irgendwelches Wissen privat anzueignen, um mit den Maschinen umgehen zu können. Es hängt dies eng mit der Arbeitsplatzunsicherheit zusammen: die Unternehmer brauchen nur einen Teil der Arbeiter, der Rest wird entlassen. Wer wird der gebrauchte Teil? Von oben betrachtet natürlich die Besten und die Besten sind die, die von unten sich arrangieren und einpassen in diese neue Arbeitsumwelt, dabei auch versuchen, sie zu beherrschen. Man trifft also auf eine neue und zusätzliche Art von Konkurrenz, die auch mit dem Verhältnis, welches die einzelnen zu dieser neuen Art der Arbeit haben, zusammenhängt. Es gibt eine Desolidarisierung bei einer gleichzeitigen Identitätskrise.

Was ist ein Facharbeiter im automatisierten Betrieb? An diesem Punkt greifen die Unternehmer ein, um die neuen Identitäten, das was ein Arbeiter sein soll oder kann und die kulturelle Identität, die er hat, selber zu strukturieren. An dieser Stelle tun die Gewerkschaften nach unserem Dafürhalten nichts, d. h. sie stellen sich nicht die Fragen: Was ist eigentlich eine Automationsarbeiterkultur? Was ist ein Automationsarbeiter? Was hat er für eine Identität? Was tun die Unternehmer?

Das, was die Unternehmer etwa tun, möchte ich an einem kleinen Beispiel zeigen. Sie haben z. B. folgende zwei eingreifende Strategien entwickelt: Sie schicken die Arbeiter, gleichgültig wie niedrig sie in der Produktionshierarchie stehen, auf die Messen, auf denen neue Maschinen und Anlagen ausgestellt sind. Sie sind damit beauftragt, für das Unternehmen Informationen einzubringen, welche Maschinen noch besser wären, als die, die man schon hat oder die man noch kaufen könnte, wie diese die Arbeit verändern und die Produktivität erhöhen. Der Stolz der Arbeiter, dorthin zu fahren, der Auftrag, der in ihre

Verunsicherung stößt, und die Abwechselung auf einer Messe im Verhältnis zum alltäglichen Arbeitsplatz lässt die Arbeiter vom Standpunkt der Unternehmer und mit ihren Augen die Anlagen und Maschinen betrachten: wie ökonomisch sind sie? Wie könnte man sie einsetzen und was für Arbeit schaffen sie ab? Sie blicken nicht – was auch möglich wäre – mit den Augen von unten. Die Gewerkschaft könnte ja auch Messebesuche organisieren, bei denen die Maschinen vom Standpunkt der Arbeit und nicht vom Standpunkt des Profits aus betrachtet würden. Eine andere psychologisch sehr durchgearbeitete Strategie der Unternehmer soll das kritische Einfühlungs- und Verarbeitungsvermögen der Arbeitenden herstellen. Regelmäßig wird im Kollektiv eine Fehlerbeurteilungsdiskussion geführt, in der jeder seine Kollegen und sich selbst öffentlich beurteilen muß im Hinblick auf gemachte Fehler oder besondere Güte der Arbeit usw. Keiner wird wegen der zugegebenen Fehler entlassen; sie bilden die Basis für eine bessere Arbeit. Hier greifen die Unternehmer in die Identität, in die Persönlichkeitsstruktur ein und dies an einer Stelle, wo sie nicht die stolzen, widerständigen Facharbeiter sind, sondern Arbeiter, die sich in der Krise befinden; es werden ihnen Angebote gemacht, wie sie sich als Persönlichkeit wieder zusammenbauen könnten.

An all diesen Stellen ist eine Kulturarbeit unbedingt notwendig, die z. B. das Verhältnis der Arbeiter zur geistigen Arbeit umbaut; sie sind Kopfarbeiter oder werden es. Da wäre auch der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt anzusprechen; hier werden immer noch Arbeiter propagiert, die, wenn schon nicht mehr mit Spaten und Pferd, so doch mit Hammer und starken Stahlrohren ihre Muskeln vorführen, es werden weiter alte Vorbilder lanciert. D. h. Nicht-Mitarbeiten an einer „neuen Facharbeiteridentität“, sondern alles Neue unter dem Trauermantel der Vergangenheit sehen.

Ferner ist kulturelle Arbeit notwendig für das Verhältnis der männlichen Arbeiter zu den Frauen oder zur weiblichen Arbeit; die veränderte Zusammensetzung der Tätigkeiten in der Arbeit, ihr Durchzogensein von als „typisch weiblich“ identifizierten Arbeiten und ihre Ablehnung durch den männlichen Arbeiter macht einen Teil der bestehenden Krise aus.

Diese wenigen Skizzen begreife ich als Aufruf an die gewerkschaftlich orientierten Kulturarbeiter. Sie sollten sich mit dem Aufbau einer kulturellen Identität in der Automationsarbeit befassen. Bestandteile müssen auf jeden Fall das Verhältnis zur Politik, zu Wissenschaft, zu geistiger Arbeit, zu Frauen, zu Familie und „Freizeit“ sein. Die Strategien der Unternehmer auf diesem Feld zu studieren, ist lehrreich. Hier vom Arbeiterstandpunkt konstruktiv eingreifen, heißt allerdings mehr, als Unternehmervorschläge bloß umzukehren. Notwendig sind historische Untersuchungen zur Facharbeiteridentität und solche über ihre gegenwärtige Alltagskultur. Die Automatisierung hat schon alle Branchen ergriffen. Die Eingriffe in die kulturellen sinngebenden Praxen sind jetzt notwendig.

Literaturhinweise:

- Projekt Automation und Qualifikation, Automation in der BRD, Argument – Sonderband 7, Berlin 1975.
dies.: Entwicklung der Arbeit, AS 19, Berlin 1978.
dies.: Theorien über Automationsarbeit, AS 31, Berlin 1978.
dies.: Automationsarbeit: Empiria 1, 2, 3 (AS 43, 55, 67), Berlin 1980 und 1981.
Räthzel, Nora, Thesen zur Facharbeiter-Identität, in: DAS ARGUMENT 130, Berlin 1981.

Wolfgang Fritz Haug Die „Ästhetik des Widerstands“ lesen

Man sollte es sich hundertmal überlegen, bevor man den Titel „Jahrhundertbuch“ verleiht. Kann man ein Jahrhundert im Voraus beurteilen? Gewiß, das „Kapital“ von Karl Marx ist so ein Buch. Aber das wissen wir im Nachhinein. Sein Thema ist epochal, die Behandlungsweise enorm zukunftsträchtig. Hundert Jahre später weiß man, daß kein auch nur von fern vergleichbares, es ersetzendes Buch geschrieben worden ist.

Hundert Jahre später . . . Aber dürfen Zeitgenossen so über ein Buch sprechen? Wir haben es jedenfalls getan. Im Vorwort zu einem Band über „Materialistische Kulturtheorie“¹) haben wir die „Ästhetik des Widerstands“, den großen Romanbericht von Peter Weiss, ein Jahrhundertbuch genannt. Da hatten wir gerade die beiden ersten Bände gelesen, der dritte und die dazugehörigen „Notizbücher“ waren noch nicht erschienen. Spontan empfanden wir, daß dieses Buch mit nichts vergleichbar ist, was normalerweise geschrieben wird. Das ist ja fast so wichtig für unsere politische und theoretische Kultur wie das „Kapital“ von Marx. War das übertrieben? Ich wußte erst gar nicht, warum sage ich das, warum empfinde ich so? Das Buch wurde erst wenig gelesen. Es war auch kein verlegerischer Erfolg, erst ein paar Tausend waren davon verkauft. Jedenfalls haben wir beschlossen, wir tun etwas dafür. Bald gab es bei der westberliner „Volksuniversität“ die erste Lesegruppe zur „Ästhetik des Widerstands“, bestehend aus (nichtakademischen) Gewerkschafter(inne)n. Und im „Argument“-Umkreis wurde beschlossen, ein Buch mit dem Titel *Die „Ästhetik des Widerstands“ lesen* zu machen. Der Titel spielt an auf ein berühmtes Buch (*Das „Kapital“ lesen*, von Althusser u. a.). Klaus Scherpe und Karl-Heinz Götze haben dann von Schriftstellern, Literaturwissenschaftlern, Gewerkschaftern und auch von Historikern Sichtweisen eingeholt.² Unter anderen auch von mir. So trifft mich die jetzige Aufforderung, eine Einschätzung zu versuchen, nicht unvorbereitet.

Mein erstes Interesse war, das sei vorweg eingestanden, ganz stofflich, also rücksichtslos gegenüber der literarischen Form. Zuerst ging es mir so: Ich kenne keine Geschichte der Arbeiterbewegung, die brauchbar ist. Gewiß, es gibt Ansätze. Da sind die Erinnerungen von Wolf Abendroth³ und andere wertvolle Schriften von ihm. Und natürlich wären hier viele wichtige einzelne Schriften zu nennen. Aber ich kenne keine brauchbare Gesamtdarstellung. Die offiziellen Geschichtsdarstellungen – sowohl die der SPD als auch die der SED –, na ja . . . In den „Notizbüchern“ schreibt Peter Weiss, ein bestimmter Kontrollanspruch habe in der sozialistischen Bewegung eine Geschichtsschreibung hervorgebracht, die „von Anfang bis Ende gefälscht ist“ (S. 171). An anderer Stelle trägt er ein, in der SU fehle es an materialistischer Geschichtsschreibung. Und nach dem, was ich kenne an sowjetischer Geschichtsschreibung, gibt es da zumindest eine sehr mächtige Tendenz, die sich folgendermaßen beschreiben läßt: Die jeweils übriggebliebene Führungsgeneration schreibt ihre Geschichte rückwärts. Und nach einem Führungswechsel wird demzufolge die Geschichte umgeschrieben. Manche Alten verschwinden ganz, Gegner der Jetzigen werden ausgelöscht. Dies alles geschieht auf eine rück-

sichtslose Weise von oben und vom Standpunkt der gerade Gesiegt-Habenden, wie das Walter Benjamin einmal ausgedrückt hat. Die SPD-Geschichte wiederum ist zumeist fixiert an die kommunistische, begleitet diese wie ihr Schatten, ist anti-kommunistisch im strengen Sinn, trägt eigentlich die Sache der Arbeiterbewegung nicht weiter, beschränkt sich darauf, bei den andern nachzuweisen, was alles falsch ist, die Schnippel nachzutragen. Ja, sie ist buchstäblich nachtragende Geschichte. Vom Standpunkt der sozialistischen Bewegung ist das alles nicht sehr brauchbar – milde gesagt.

Und dann erscheint dieser Romanbericht, die „Ästhetik des Widerstands“, und plötzlich kriegen wir eine Geschichte der Arbeiterbewegung unseres Jahrhunderts, herzzerreibend zu lesen, die uns die großen Spaltungen vorführt, aber so, daß man uns nicht einfach Gut und Böse vorsetzt, Schwarz und Weiß, z. B. die verräterischen Sozialdemokraten und die heldischen Kommunisten, aber auch nicht die ehren Sozialdemokraten und die totalitären Kommunisten, sondern plötzlich versteht man das alles: die widersprüchlichen Situationen, die Zerreißproben in den Kämpfen werden einem auf eine Weise vorgeführt, daß man sozusagen mit sich selber streitet, daß die Zerreißproben mitten durch einen selbst gehen.

Das war mein erster Zugang, daß ich sagte: Wir haben jetzt plötzlich eine Geschichte der Arbeiterbewegung, und nicht bloß national, sondern international. Und nun stellte ich zwei Wirkungen auf mich fest: Der Roman von Peter Weiss behandelt aufs Rücksichtsloseste die Verbrechensdimensionen der Geschichte der Arbeiterbewegung. Da gibt es gleichsam unterirdische Verließe, einen riesigen Friedhof namenloser Opfer, auch vieler namhafter Opfer. Und die Geschichte dieser Opfer wird dort geschrieben, es wird nichts mehr verheimlicht: die Moskauer Prozesse, die Folterung ehemalig engster Mitarbeiter Lenins, die Drohung an die Adresse von Bacharin: Wir werden dein Söhnlein foltern, deine Frau. Worauf er sich dann öffentlich als Agent der Westmächte bekennt. Und solche Sachen mehr. Der Tiefpunkt der Geschichte der Arbeiterbewegung, sozusagen ihre Höllenfahrt, wie Weiss das nennt, auch das wird dort beschrieben.

Dennoch hat das Buch nicht die Wirkung, daß man resigniert, daß man sich von dieser Sozialismusgeschichte abwendet – ganz im Gegenteil: Man erfährt sich ermutigt, an dieser Geschichte festzuhalten, sie neu aufzunehmen, sie fortzuführen. Klaus Scherpe hat diese Wirkung der „Ästhetik des Widerstands“ treffend als „Instandbesetzung des Sozialismus“ artikuliert⁴. Denn die Geschichte wird hier auf eine Weise wiederbelebt, die wahrhaftig ist, die Widersprüche aufnehmend, auch die Verbrechen der eignen Seite, aber ohne die Wirkung vieler Anklageschriften, die einen zum Renegaten machen wollen, daß man die Sache des Sozialismus wegwerfen soll. Ganz im Gegenteil: Die Sache des Sozialismus bekommt man auf eine intensive Weise ans Herz gelegt, wie das sonst in den Propagandaschriften kaputtgeht. Soviel zu meinem ersten Eindruck.

Dann habe ich mir gesagt: So darfst du doch nicht an einen Roman herangehen. Ein Roman ist keine Geschichtsschreibung. Oder hat die Wirkung des Romans auf dich etwas mit dem Ästhetischen zu tun? Gründet sie in einer besonderen Art, wie dieser Künstler arbeitet? So fragend entdeckt man, daß diese Frage

Peter Weiss sehr beschäftigt. In seinen Notizbüchern geht es immer wieder um diese Frage nach dem Verhältnis von Ästhetik oder Kunst zur Politik. Und bei Politik meint er marxistische und leninistische Politik, meint er die Politik der Weltveränderung, meint er die Politik der Arbeiterbewegung, die verschiedenen fraktionierten Formen, die diese Politik kennt. Das stellt einen Gegenstand dar, um den seine Überlegungen immer wieder kreisen. Das wird auch geschildert in den Notizbüchern. Man muß dazu wissen, er ist Mitglied einer kommunistischen Partei, dieser Peter Weiss, nämlich der schwedischen, und so manches seiner Stücke, die er auf deutsch schreibt, wurde zuerst in der DDR aufgeführt. Er arbeitete ausgezeichnet zusammen mit dem Rostocker Theater. Und dann schreibt er ein Stück über Trotzki, den er aber nicht so behandelt, wie man das von der Führung der DDR aus erwartete. Darauf hat die DDR reagiert, wie wir das eben kennen: Sie hat eine Einreisesperre gegen Peter Weiss verhängt und ein Aufführerverbot gegen seine Stücke. Er schildert in den Notizbüchern, wie er eingeladen wird von den Theaterleuten drüber und an der Grenze festgehalten wird. Er kommt in so ein kleines Kabuffchen, wird schlecht behandelt, ein und eine halbe Stunde sitzt er da in einem fensterlosen kleinen Räumchen, und wird schließlich unter demütigenden Umständen wieder über die Grenze geschickt. Das ist ein Tiefpunkt der Beziehungen zur DDR. Dann aber, die Genossen, die ihn kennen, die geben keine Ruhe, die werden vorstellig. Es sind sehr viele hochgestellte Leute darunter, Theaterleiter, und am nächsten Tag kriegt er das Telegramm, daß er jetzt kommen kann. Ein Gespräch wird arrangiert mit führenden Leuten der Partei. Auch dieses Gespräch wird beschrieben in den Notizbüchern. Und nun legen sie ihm nahe, Änderungen vorzunehmen, die Geschichte so umzuschreiben, wie sie sie gesehen haben wollen. An der Stelle kommt bei ihm die kristallklare Eintrübung (sinngemäß): Nach einem Schwanken habe ich klar gesehen: Wenn ich nicht bedingungslos das, was ich als Wahrheit sehe, schreibe, und überhaupt sonst nichts, dann bin ich als Künstler kaputt, dann kann ich einpacken. Also er hält auf radikale Weise fest an dem Anspruch – obwohl er Kommunist und Marxist ist – sich nicht von der Partei sagen zu lassen, was wahr oder künstlerisch richtig ist.

Wenn man unter diesem Gesichtspunkt seinen Roman liest, wird man sehen, daß diese Haltung außerordentlich produktiv ist. Sie führt ihn überhaupt nicht zum L'art-pour-l'art. Er zieht sich also zurück auf den Standpunkt: Ich bin Künstler, in künstlerischen Dingen hat mir kein Funktionär dazwischenzureden. Dies könnte unpolitisch so gedeutet werden, daß Kunst mit Politik nichts zu tun hat.

Aber nein. Gerade diese Haltung ist es, die ihm erlaubt, nun gerade als Künstler in das Politische einzugreifen. Der Roman ist ungeheuer politisch, er nimmt die heißesten Eisen auf und schmiedet sie um. Er greift wirklich ein, und zwar politisch, aber er kann dies nur, weil er das künstlerische Privileg einer gewissen Unbedingtheit, nicht von politischen Kompromissen auszugehen, voll in Anspruch nimmt. Also es ist merkwürdig, daß das, was dieses Buch an Parteilichkeit hat, nicht in Gegensatz steht zu seinem künstlerischen Engagement, eine Unbedingtheit der Kunst gegenüber Ansprüchen der Institution zu verlangen, sondern ganz im Gegenteil: beides hängt offenbar zusammen. Es ist

gerade diese Unbedingtheit, die diese Art von Parteilichkeit ermöglicht. Das war wenigstens meine Beobachtung.

Das Buch ist ungeheuer vielschichtig. Man könnte immer neue Gesichtspunkte daran hervorheben. Ich beschränke mich auf zwei weitere Gesichtspunkte. Der nächste betrifft das Verhältnis von Intellektuellen und Arbeitern. Der Peter Weiss ist natürlich ein Intellektueller, obwohl er zuerst ein Künstler ist, das muß man sagen. Lange bevor er diese Macht der Sprache entwickelte, hat er die Macht der Bilder entwickelt. Er ist ein hervorragender Maler. In den beiden Notizbüchern, die bei der Edition Suhrkamp herausgekommen sind, sind neben vielen anderen auch einige seiner Bilder reproduziert, die zeigen, daß er als Maler eigentlich eindrucksvolle Bilder produziert, anschließend an Renaissance-Malerei, wenn ich das recht verstehe, aber gleichzeitig wieder ungeheuer modern. Das heißt, zunächst ist er Maler. Er ist kein Theoretiker, der mit Abstraktionen arbeitet, sondern er macht Bilder. Das ist ja wohl das Entgegengesetzte zur Abstraktion. Zu diesen Bildern erobert er die Sprache, tut aber gleichzeitig etwas für einen Künstler Erstaunliches: Er studiert, was ihm nötig erscheint, um die historischen und gesellschaftlichen Gegenstände, mit denen er sich als Maler und Stückeschreiber, als Dichter oder als Schriftsteller auseinandersetzt, zu begreifen, d. h. er macht nicht mit, was da so viel gepriesen und mit Preisen gefördert wird, daß man alle Erkenntnis abwirft, daß man die Wissenschaft ablehnt, die Politik ablehnt, die Geschichte ablehnt und nur seinem „Feeling“ Ausdruck gibt. Er sucht alle zugänglichen Erkenntnismittel zu nutzen. Z. B. ist es selbstverständlich, daß er Historiker, Sozialhistoriker, Wirtschaftshistoriker, Kunsthistoriker, daß er ihre Bücher liest über die Gegenstände, mit denen er in irgendeiner Weise umgeht. Auch Parteigeschichten, Parteidokumente aller Art durchforscht er. Und nicht nur das: Der Mann hat für sich aufs Breiteste das Erkenntnismittel der Oral History, der „gesprochenen Geschichte“ genutzt, die nicht aus den Geschichtsbüchern stammt, sondern von den Überlebenden, sehr oft Nichtintellektuellen, entweder einfache Leute, Arbeiter, oder aber Funktionäre, mit denen er Interviews macht, die er dann einarbeitet. Er ist also ursprünglich Maler, dann Schriftsteller, der aber mit den zugänglichen wissenschaftlichen Denkmitteln arbeitet.

Im Zentrum des Buches steht auf eine gewisse Weise das Verhältnis von Arbeitern und einer Welt, die sonst den Intellektuellen vorbehalten ist, der Welt des Wissens, der Welt der historischen Erfahrung und der Welt der Bildung oder der Kunst. Das stellt eine der Achsen des Buches dar. Der Held ist ein Arbeiter, einer aus einer Gruppe junger Arbeiter, und verflochten in die politischen, dann – in Spanien – in die militärischen Kämpfe, eignet er sich mit den anderen die „Kultur“ an, beschäftigt sich in einer bestimmten Haltung mit dem kulturellen Erbe.

Das bestimmt nun die beiden nächsten Dimensionen der „Ästhetik des Widerstands“. Immer mit in der Diskussion ist das Verhältnis zwischen Arbeitern und Wissenschaft oder Kunst, damit auch das Verhältnis von Arbeitern und Intellektuellen, wobei sich dieses Verhältnis in Bezug auf das Erzähler-Ich des Romans dergestalt entwickelt, daß dieser Arbeiter am Schluß des Romans, zwanzig Jahre später, ein Intellektueller geworden ist. Wo

gemeinhin ein Gegensatz empfunden wird, der die sozialistische Bewegung übrigens schwächt, gestaltet Peter Weiss einen Übergang. Die Art, wie er den Übergang gestaltet, erinnert an Gramsci, für den dieser Übergang eine wichtige Sache ist. Wenn Arbeiter sich das Zusammenhangswissen aneignen, sich einmischen in die Organisation des kulturellen Lebens ihrer Klasse, oder sich in die politische Organisation einmischen, dann werden sie eben dadurch zu Koordinatoren, Organisatoren, Wissensaneignern und -vermittlern, das heißt sie werden zu Intellektuellen, genauer und mit Gramscis Worten: zu organischen Intellektuellen der Arbeiterklasse. Diesen Weg geht Peter Weiss' Erzähler-Ich.

Mit dieser Entwicklung hängt zusammen, wie dieser Arbeiter sich in die politischen Kämpfe der Zeit einbringt, aber auch und vor allem, wie er sich gegenüber den Kunstwerken, überhaupt der Hochkultur gegenüber verhält. Das ist die letzte Dimension, zu der ich etwas sagen möchte. Dieser verblüffende Roman ist zugleich, wenn man so will, eine Kultur- und Kunstgeschichte, also nicht nur eine Geschichte der Arbeiterbewegung.

Der junge Arbeiter und seine Genossen, verfolgt von den Nazis, sind von Verzweiflung bedroht durch die Entartung der kommunistischen Bewegung. 1938 ist das Jahr der Moskauer Prozesse, 1939 das Jahr des Paktes Hitler-Stalin. Deutsche Genossen, die aus den KZs flüchten in die Sowjetunion, werden zurückgeliefert an die Nazis. Nachrichten über die Kriegsvorbereitungen durch die Nazis, von deutschen Widerstandskämpfern herausgeschmuggelt, werden zurückgewiesen von Stalin, weil er auf den Freundschaftsvertrag mit Deutschland pocht. Das ist der Tiefpunkt, und in dieser Zeit wird für den jungen Arbeiter besonders wichtig, daß er zusätzliche Substanz gewinnt, denn er muß durchhalten. Wie kann er aufrecht bleiben, wie kann er seine Identität bewahren, wie kann er kein Renegat werden, wie kann er nicht verzweifeln in diesen Schwierigkeiten, wie kann er nicht verzweifeln als Spanienkämpfer? So wird er geschildert, der miterlebt, wie aufgrund internationaler Absprachen und aufgrund interner machtpolitischer Rücksichten die spanische Republik zerstört wird, obwohl sie keine Niederlage gegenüber den Faschisten hatte, die Niederlage mindestens von den Linken mitproduziert wird, wie kann er da nicht verzweifeln, wie kann er nicht kaputtgehen, der auch erlebt hat, daß viele seiner Genossen dort gefallen sind?

Für ihn wird jetzt die Beziehung zur Geschichte der Kunst und Kultur ungeheuer wichtig. Aber wie tritt er dieses Erbe an? Die erste große Szene dieser Art findet sich gleich auf den ersten Seiten des Buches. Am Pergamon-Altar versuchen sie sich klarzumachen: Warum machen Menschen so etwas? Was ist daran schön? Wie ist das überhaupt zu begreifen? Auf der Suche nach der Geschichte dieses „Altars“ erarbeiten sie sich ein Stück Geschichte der Klassenherrschaft und zugleich der staatlichen Form der Garantie der herrschenden Klasse, denn dies ist die Geschichte, innerhalb der auch diese Bauwerke errichtet wurden. Diese Bauwerke sollen die herrschende Klasse sakralisieren, sollen sie als eine Art Göttergeschlecht darstellen, sollen jeden Gedanken an Revolution als Frevel darstellen. Sie zeigen die Herrschenden als Sieger. Man sieht unten die zerschlagenen Söhne der Erde, die Mutter Erde, die um ihre Kinder klagt. Und die Sieger und Herrschenden werden als schön

und göttlich und als von Ewigkeit zu Ewigkeit zum Herrschen Vorbestimmte dargestellt. Nun versuchen sie, das zu durchdringen, entdecken ihre Genossen in dieser Darstellung, entdecken in der Mutter ihre Mutter, in der Klage der Mutter ihre Klagen. Diese Mutter wird auch zur Mutter der in Spanien Gefallenen, zur Mutter Spaniens zur Zeit des Spanien-Krieges, und sie entdecken dann auch, daß das ihresgleichen sind, Lohnarbeiter, die dieses Monument der geistigen Unterdrückung geschaffen haben, dieses Monument der geistigen Beeindruckung und Niederhaltung, das waren ihresgleichen, die das gemeistert haben. Und sie entdecken, daß ihresgleichen – und zwar die tiefsten ihresgleichen, die Sklaven – die Grundarbeit haben leisten müssen, und sie entdecken noch mehr: Daß in der Schönheit der Götter, so wie sie dargestellt sind, so als jugendlich schön, daß da von diesen Lohnsteinmetzen etwas von der Schönheit auch der Unterdrückten den Herrschenden noch angedichtet ist, kurzum, sie durchdringen es, sie lassen es nicht, wie es ist, sie verbeugen sich nicht davor, sondern lernen es lesen als ein Dokument in der Geschichte der Klassenkämpfe, lernen es lesen als ein Dokument der Unterdrückung, einer früheren Generation, deren Erben sie jetzt sind. Sie fassen sich auf nicht einfach als Erben der hohen Kunst, sondern als Erben der damals unterdrückten Produzenten, die dieses Werk geschaffen haben, lernen aber zugleich, dieses Werk hochzuachten als ein Werk, das den Gipfel des damals möglichen Produktiven darstellt die entwickeltesten Formen, die eben zugleich in diesem Werk der Unterdrückung und der Niederhaltung des Geistigen vergegenständlicht sind. Aber sie schlucken das Erbe nicht einfach, sondern lernen es lesen als ein solches der Vorgeschichte ihrer Unterdrückung, als Produkt der früheren Generationen ihrer eigenen Klasse. D. h. die Aneignung dieses kulturellen Erbes erfolgt wirklich vom Klassenstandpunkt und hat die Wirkung, daß sie sich ausstatten mit einem ganz langen Atem. Sie lernen, über drei-, vier-, fünftausend Jahre hinweg ihre Linien zu ziehen, und damit kommen sie auch über die Tage der Niederlagen hinweg, weil sie wissen: Das ist damit nicht zu Ende, das geht noch lange so weiter. Was so lange umkämpft ist, wird nicht von heute auf morgen nicht mehr wahr sein.

Eines muß noch hervorgehoben werden. Peter Weiss wagt es, unpopulär zu arbeiten. In gewisser Weise schreibt er rücksichtslos nach allen Seiten, nach oben wie nach unten. Wo sich sein Erzähler-Ich auf Kunstwerke einläßt, nimmt er nicht bloß das, worüber alle Welt sagt, ja, das ist große Kunst, sondern er nimmt auch die im Künstlerischen revolutionierenden Werke. Eine große Rolle spielt bei ihm der Surrealismus, spielt auch Kafka, der lange Zeit in marxistischen und sozialistischen Kreisen als ein bürgerlicher Dekadenter behandelt worden ist und in den sozialistischen Ländern nicht gedruckt werden durfte. Den macht er verstehbar als einen, der über das Schicksal der Lohnarbeiter schreibt. Also er nimmt nicht nur das schon Anerkannte, sondern er mutet zu, daß man sich Neuland aneignet.

Das also sind für mich die wichtigsten Dimensionen dieses Werkes: 1. Arbeiterbewegungsgeschichte. 2. Ein Lehrbeispiel einer Dialektik unbedingten künstlerischen Wollens, das sich von niemand etwas dreinreden läßt, wirklich parteiliche Kunst vom Standpunkt der Arbeiterklasse und nicht nur vom Stand einer Klasse, so wie sie dasteht, sondern wie sie sich bewegt, vom

sozialistischen Arbeiterstandpunkt. 3. Eine Geschichte der Kunst und Kultur, in der man diese Kunstwerke als eingeschrieben in die Klassenkämpfe erfährt. Die letzte Dimension, die Achse Arbeiter – Intellektuelle ist für das Ganze tragend, architektonisch tragend. Und diese Achse ist für uns keine Kleinigkeit, denn Gramsci hat gelehrt, daß diese Achse das Geheimnis einer möglichen Befreiung der arbeitenden Menschheit ist. Was Gramsci einen „historischen Block“ nannte, kann auch auf der Linken nur zustande kommen, wenn eine solche Achse dauerhaft und wirksam hergestellt wird. Dies aber steht im Zentrum dieses Romans. Da wird mit einem alltäglichen, oberflächlichen Gegensatz: Hier sind Arbeiter, dort sind Intellektuelle – und ein anständiger Mensch weiß, entweder er ist ein Arbeiter, indem er Intellektuelle haßt, oder ein anständiger Intellektueller, etwas Feineres, das mit diesen Dingen nichts zu tun hat – damit wird aufgeräumt.

Anmerkungen

¹ Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur. Hgg. v. W. F. Haug u. K. Maase, Berlin/W (Argument-Sonderbände, AS 47) 1980.

² Die „Ästhetik des Widerstands“ lesen. Hgg. v. K.-H.-Götze u. K. Scherpe. (Literatur im historischen Prozess, Neue Folge 1 – Argument-Sonderbände AS 75) Berlin/W 1981.

³ Wolfgang Abendroth: Ein Leben in der Arbeiterbewegung. Frankfurt/M (edition suhrkamp) 1976.

⁴ Klaus Scherpe: Dante, der Reporter. Zum dritten Band von Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“, in: Sammlung 4, hgg. v. Uwe Naumann. Frankfurt/M (Röderberg) 1981.

Dieter Nix Lesarten, Zugänge . . .

Große Kunstwerke verraten schlaglichtartig etwas von ihrem Reichtum durch die Vielfalt der Zugänge, die zu ihnen eingeschlagen werden. Damit meine ich nicht die verschiedenen, oft widersprüchlichen Rezensionen oder ersten literaturwissenschaftlichen Versuche zu Peter Weiss' Roman. Ich meine die verschiedenen Annäherungsversuche und Lesarten des „normalen“, nicht mit professioneller Absicht Lesenden. Und da zeigt sich eher, daß die Widerstände, gegen die überhaupt ein Zugang gefunden wird, zunächst größer sind, als das durch den Namen des Autors und die Thematik geweckte Interesse. Die meisten Leser, mit denen ich über das Buch gesprochen habe, fanden erst nach mehrmaligem Anlauf einen ihr Interesse befriedigenden Zugang. Über diese Sprödigkeit des Romans, die weder mit seiner scheinbaren Ungegliedertheit, noch der Kargheit der Typographie erklärbar ist, wurde schon manches geschrieben. Und das meiste, das sich damit aufhält, hilft weniger über die Schwierigkeiten hinweg, sondern vergrößert eher noch die Verwirrung. Gleichwohl hat dieses Buch inzwischen seine Leser gefunden, und ich bin

sicher, daß sich diejenigen, denen Peter Weiss es zugeschrieben hat, ihren Zugang zu dem Werk auch erarbeiten werden.

Mir selber ging es wie vielen anderen, daß ich erst nach mehrmaligen Ansätzen zunächst den ersten Band ganz gelesen habe. Was mich dazu brachte, das Buch trotz dieser merkwürdigen ersten Unzugänglichkeit zu lesen, das war der Umstand, daß es Altbekanntes in ein völlig neues Licht setzte. Genauer gesagt: Im ersten Band werden Themen und Kunstwerke der Antike, des Übergangs zur Klassengesellschaft, von Menschen aus der Zeit des Übergangs zur klassenlosen Gesellschaft betrachtet, besprochen, im Widerstreit diskutiert; und es wird die alte Herakles-Sage von Peter Weiss im Licht der heutigen Befreiungsbewegung gegen Unterdrückung und Ausbeutung neu erzählt. Mehr noch aber im Fortgang des Lesens wurde mein Interesse konzentriert auf die handelnden Personen, auf die Darstellung der Revolutionäre, der Antifaschisten und Kommunisten, ihre Entwicklung, ihre Persönlichkeit, ihre Motive, die Schwierigkeiten ihrer Arbeit und die Quellen ihrer Kraft, die Widersprüche, an denen sie scheiterten oder die sie meisterten.

Dabei habe ich eigentlich nach der ersten Lektüre des Buches mir Rechenschaft abgelegt über einen wichtigen Umstand: Da es sich bei allen Personen um historische Figuren handelt, alle Ereignisse und Darstellungen – soweit ich das beurteilen kann – den geschichtlichen und durch die Geschichtsschreibung gesicherten Rahmen nicht sprengen, kann man das Buch wie einen historischen Roman lesen; aber weniger die Erhellung des Geschichtlichen hatte mich tatsächlich interessiert, sondern diese suchende, unermüdlich und bewußt wirkende, organisierende Kraft, die schließlich das Zusammenwirken der einzelnen Kämpfenden bildet, dessen Teil sie sind und aus dem sie wiederum ihre Kraft schöpfen. Peter Weiss erfindet also keine revolutionären Helden, sondern er wendet seine ganze schöpferische Kraft darauf, die wirklichen geschichtlichen Handlungen des antifaschistischen Kampfes als Handlungen bestimmter Menschen darstellbar und erkennbar zu machen bis ins innerste Wesen dieser Menschen. Mit dem erzählenden „Ich“ des Romans eignet sich der Leser diese Fülle an historischer, revolutionärer Erfahrung an. Peter Weiss hat die Kämpfer der „Roten Kapelle“, die in Plötzensee von den Faschisten ermordet wurden, in den Fluchtpunkt des Romans gestellt; die künstlerische Eindringlichkeit, mit der die Wahrheit und Menschlichkeit dieser Antifaschisten und Kommunisten gesucht, aufgehoben und damit uns heutigen Lesern aufgegeben wird, taucht alle anderen Personen, Handlungen und Werke dieses Romans in ihr besonderes Licht.

Auch dies ist nur eine persönliche Lesart, ein Zugang zu einem Kunstwerk, in dem weitere thematische Bereiche mit dem genannten und miteinander wechselwirken.

In Gesprächen mit anderen Lesern fiel mir bald auf, wie sehr ihre anderen Zugänge zu diesem Roman auch ihren eigenen biografischen und Erfahrungs-hintergrund beleuchten. So gibt es zwei andere Zugänge, die oft in eigenartiger Weise kombiniert erscheinen: Die „Ästhetik des Widerstands“ wird gelesen als Neuinterpretation der Kunstgeschichte oder als Neuinterpretation der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Beide Seiten ermöglichen eine Annäherung an das Werk, und ihre Wechselwirkung wird vom Titel des

Romans bereits thematisiert. Es zeigt sich jedoch eine bedenkliche Tendenz in der leider noch viel zu spärlichen Diskussion um das Buch: Es wird als die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung gelesen und propagiert. Für diejenigen, die noch wenig oder nur einseitig sich angeeignet haben an historischem Wissen über die revolutionäre Arbeiterbewegung in Deutschland, über insbesondere die Probleme der Herstellung des gemeinsamen Kampfes von Sozialdemokraten und Kommunisten gegen den Faschismus, für den ist tatsächlich die Lektüre des Romans die Entdeckung einer neuen Welt. Jedoch steht die marxistische Geschichtswissenschaft zur Darstellung von Peter Weiss nicht nur nicht in Widerspruch, sondern beide Konzepte decken sich; wobei unverkennbar ist, daß Peter Weiss auch eine Reihe von Fragen aufwirft, mit denen sich die marxistischen Historiker eingehender beschäftigen sollten. Wie begrenzt jedoch das Bild etwa von Politik und gar der Führung der KPD ist, das dem historisch interessierten Leser die „Ästhetik des Widerstands“ gibt, erhellt schlaglichtartig daraus, daß zwar von einigen führenden Kommunisten ausführliche Darstellungen enthalten sind, jedoch weder Ernst Thälmann noch Wilhelm Pieck auch nur einmal am Rande vorkommen. Und unter dem Gesichtspunkt des Kampfes um die Einheit von Sozialdemokraten und Kommunisten wäre der von der revolutionären Sozialdemokratie herkommende Thälmann, seine Mitwirkung an der Korrektur auch sektiererischer kommunistischer Positionen von großer Bedeutung. Das mag genügen als Hinweis, wie sehr man möglicherweise in die Irre gehen kann, wenn man die „Ästhetik des Widerstands“ mit einer Geschichte der revolutionären Arbeiterbewegung verwechselt. Vielmehr sollte die Lektüre des Romans als Zugang zur Beschäftigung mit der Geschichte des antifaschistischen Widerstands und der revolutionären Arbeiterbewegung genutzt werden, in dem die Werke der Geschichtsschreibung herangezogen werden zum besseren Verständnis des historischen Hintergrunds des Romans. (Ähnliches gilt übrigens für das Verhältnis von Kunst, Kunstgeschichte, die Rezeption bestimmter Kunstwerke durch die revolutionäre Arbeiterbewegung und die marxistische Kunswissenschaft.)

Ich möchte noch einmal auf die anfangs erwähnte Erfahrung zurückkommen, daß nämlich viele, die das Buch begonnen haben, sich schwer taten mit der Lektüre und eigentlich trotz gutem Willen nicht mit den Schwierigkeiten zurand kamen. Gerade in Zeitungen und Zeitschriften, die sich der revolutionären Arbeiterbewegung verbunden haben, sollte in Besprechungen und Diskussionen versucht werden, den Zugang zu dem Roman zu erleichtern, dem möglichen Leser den Einblick und den Überblick in der Vielfalt zu verschaffen, und vor allem auch: Leseerfahrungen mit diesem Buch aufzugreifen, zur Diskussion zu stellen. Denn nicht nur in diesem Fall scheinen die Rezensionen über die Köpfe der Leser vielfach hinwegzugehen. Es gibt inzwischen einige Gruppen, die sich in gemeinsamer Lektüre das Buch aneignen. Es wäre von Interesse über diesen konkreten Fall hinaus, etwas über solche Versuche zu erfahren.

In dem Band „Verteidigung der Poesie“ – erschienen 1952 – ist eine Notiz Bechers abgedruckt, in der es heißt, gesammelte oder ausgewählte Werke herauszugeben sei nicht ungefährlich für einen Schriftsteller. Die Ironie der Bemerkung liegt natürlich darin, daß in eben diesem Jahr 1952 die bekannte sechsbändige Ausgabe der Werke Bechers herauskam. In dieser streng komponierten Auswahl hatte der Autor zusammengefaßt, was er damals aus seinem Werk als gültig und bewahrenswert betrachtete. Besonders dem früheren Werk stand er in jenen Jahren nach eigenem Zeugnis „kopfschüttelnd“ gegenüber, nichts, „ja oft keine Zeile mehr“ schien ihm geeignet zu sein, neu herausgegeben zu werden. Dagegen war er bemüht, mit allem Nachdruck herauszustellen, was er als das Exemplarische seines Lebensganges begriff. Ein emphatisch vorgetragenes Wandlungsethos, ein Lebensprogramm des Anderswerdens sind charakteristisch für die Figur des Dichters, die Becher durch sein Werk als poetische und moralische Gestalt vorstellt. In den ersten drei Bänden der Auswahl sind die gesammelten Gedichte enthalten, geordnet in zehn zyklisch aufgebauten Büchern. Die Gesichtspunkte, denen die sorgfältig abgewogene Gliederung folgt, sind den Lebensstationen und Erfahrungsbereichen des Dichters abgezogen: Eine fast idealtypisch zu nennende Kongruenz zwischen Entwicklung und Profilierung der Dichtergestalt auf der einen, der in ihr und durch sie erfaßten Problematik der ersten Jahrhunderthälfte auf der anderen Seite wird in den einzelnen Zyklen stufenweise entwickelt, die als Ganzes wiederum ein nahezu geschlossenes zyklisches Gefüge bilden. Aus dieser Sicht erscheint dann der vierte Band mit dem Roman „Abschied“ gleichsam als eine Art künstlerischer Kommentar zur Ausgangsposition dieser Dichtergestalt, und das „Tagebuch 1950“ setzt als sechster Band einen Endpunkt, die Zäsur der Jahrhundertmitte. Ganz offensichtlich also ist diese Auswahl mehr als eine bloße Sammlung von Schriften. Sie ist gleichermaßen – oder gar mehr noch – die Demonstration eines poetischen Prinzips und das Konstrukt eines Bildes vom Dichter, wie Becher es – langjährige Überlegungen zusammenfassend – im Jahre 1948 in dem Essay über den Dichter als poetische Gestalt und in der Betrachtung über die Verteidigung der Poesie entworfen hatte. Das Wesen des lyrischen Dichters – ist da zu lesen – bestehe darin, durch seine Dichtung „sich selbst Gestalt werden zu lassen“, und diese Gestalt sei eine „ebenso erfundene Gestalt wie die Hauptfiguren im Roman oder im Drama“. Diese durch solche Selbstdarstellung, Selbstgestaltung charakterisierte poetische Persönlichkeit könne freilich in der Verteidigung der Poesie und ihres Lebensrechtes zu einer politischen werden, indem der Dichter „gleichsam aus sich selbst heraustritt und in das Politische eingreift“. Ich kann hier der immanenten Poetologie der Auswahl von 1952 nicht nachgehen, so reizvoll das wäre. Der Lyriker als Selbstgestalter, der – in dem er sich gestaltet – seine Zeit gestaltet, das ist die poetische Konzeption, in der Becher sein über alle Wandlungen hinweg beständiges dichterisches Verfahren verallgemeinerte. In der Stringenz, mit der der Autor nun Auswahl und Komposition der Werkausgabe auf diesen einen Punkt konzentriert, liegt

die Gefahr einer Selbststilisierung, die Becher in seiner erwähnten Notiz reflektiert. Die Gefahr nämlich, zu „Lebzeiten“ gesammelte oder ausgewählte Werke herauszugeben, liege für den Schreiber darin, sich nun als „etwas Abgeschlossenes“ zu empfinden, ein „endglütiges nicht weiter fortzusetzendes Ergebnis“. Was als Reflexion über Werkausgaben schlechthin daherkommt, ist Reflexion über die eigene, die ihm öffentlich mitteilenswert, zu wissen notwendig zu sein scheint. Es läßt aufhorchen, wenn Becher sogar von einer „gefährlichen Wirkung“ spricht, die das Werk so auf den Schöpfer ausüben könne. Es scheint, als sei die Herausgabe dieser Werkauswahl für den Autor ein fast existentiell relevanter Vorgang gewesen. Geradezu inkonsequent, als eine Art Schönheitsfehler erscheine es ihm, weiterzuleben: „Es drängt ihn, er wird bedrängt von der Versuchung Schluß zu machen, um Werk und Leben in Übereinstimmung zu bringen und ganz abzuschließen“. Daß dies nicht nur so hingesagt ist, legt die unmittelbar anschließende Bemerkung nahe, in der von der „gefährlichen Anziehungskraft“ die Rede ist, die ein Gedicht über den Selbstmord auf den Schreiber auszuüben vermöchte. Wenn also von solch einer Rückwirkung des Werks auf den Schöpfer, von der Anstrengung gesprochen wird, die es ihn kostet, sich „dieser gefährlichen Wirkung zu entziehen und über seinen Schatten, Todesschatten, kühn hinwegzuspringen“, so ist damit eine Haltung bezeichnet, wie sie die bekannte Betrachtung „Die Grenze und der große Mangel“ am entschiedensten ausdrückt.

„Viele Grenzen habe ich überschritten“ – heißt es da – „und nun bin ich an einer Grenze angelangt, es ist die Zwanzigste-Jahrhundert-Mitte, hier teilt sich das Jahrhundert in zwei Teile, aber mehr als einige Jahrzehnte scheiden sich voneinander. Die Grenze, vor der ich stehe, verläuft in mir selbst – diesseits: Leben mir erreichbar, mir gestaltbar gewesen; jenseits: ein neues, das mich vielleicht eine Strecke noch mitnimmt, aber dessen eigentliche Gestaltung schon anderen vorbehalten bleibt.“ Der große Mangel aber bestehe deshalb darin, daß „allzuviiele Jahre sich mir eingezeichnet haben, die ich, von heute rückschauend betrachtet, in einem Leben verbracht habe, das einer elenden Vergangenheit angehört, aber dessen Teil ich nun eben einmal war und über das ich mich wohl erheben kann, aber erheben kann ich mich eben nur über das, und daß ich mich nur über das erheben kann und mich nicht erheben kann über ein anderes, darin besteht der große Mangel, das ist meine Grenze und meine Begrenztheit“. Diese Reflektion eröffnet, wenn man so will, das Spätwerk Bechers, das zumindest mit dem Band „Schritt der Jahrhundertmitte“ sich solcherart erhebt und initiierend gewirkt hat auf die Anderen und Jüngeren. Sie bezeichnet aber auch eine Umbruchkrise im Schaffen Bechers. Brechts vielzitiertes Ruf nach dem Speikübel angesichts eines „genius eines ewigen Deutschland“, den Becher als Gemeinsames der Hitlergegner im Jahre 1943 beschwört, trifft ein Moment der Voraussetzung dieser Krise: die übersteigerte Hoffnung Bechers auf eine rasche, in nationaler Selbstkritik fundierte Erziehung zur Freiheit, die nach dem – zunächst vom deutschen Volk erhofften – Sturz des Naziregimes sich vollziehen sollte. Übrigens richtete sich Brechts Polemik weniger gegen das politische Konzept einer „nationalen Friedens- und Freiheitsfront gegen Hitler“, die er als „taktische Position naheliegend“ betrachtete, sondern gegen den dringenden Versuch

Bechers, integrative Argumentationen und Sprechweisen zu finden, gedankliche und emotionale Identifikationen zwischen Antifaschisten und durch ihre Erfahrungen ernüchterten Kriegsgefangenen zu ermöglichen und durch seine Dichtung solche Identifikationsmuster anzubieten. Daß dies verbunden war mit einer scharfen Absetzung Bechers gegenüber den „Schwächen der sogenannten linksgerichteten Literatur“ – Brecht argwöhnte, diese Schwäche bestehe wohl gerade in der Linksgerichtetheit – verweist auf die unausgestandene Kontroverse um die sozialistischen Literaturprinzipien, die unter der falschen Alternative Expressionismus oder Realismus Ende der dreißiger Jahre begonnen worden war. Für Becher war das ein neuralgischer Punkt, der unmittelbar sein poetisches Selbstverständnis berührte. Er hat bekanntlich nicht direkt an der Debatte der Zeitschrift „Das Wort“ über den Expressionismus teilgenommen – vermutlich weil er sie als eine historische Fragestellung für weniger ergiebig hielt. Aber er hat durchaus und entschieden Stellung genommen. Von einem „Umbruch“ in seiner Entwicklung hat Becher schon 1936 gesprochen, einer Loslösung von der Richtung, die eine ganze Generation von Dichtern eingeschlagen habe. Als einer von ihnen habe er begonnen, mit maßlosem Haß auf die Zwiespältigkeit und Verlogenheit, die Disharmonie der Gesellschaft, der sie – Söhne meist aus wohlhabenden bürgerlichen Familien – durch Herkunft, aber auch durch eine nur negative Protesthaltung verbunden geblieben seien. Seine eigene „Über-Radikalität“ habe ihn, Becher, rascher an den toten Punkt gebracht, der den „schädigenden Irrweg“ zu verlassen erlaubte. Diese in dem Aufsatz „Wachstum und Reife“ gegebene Sicht stellt nicht die „Tragödien des Mißachtetwerdens und des Verkanntseins“ in Frage, weiß um „die Ohnmacht der Verzweifelung“, die bei vielen seiner Generationsgenossen „im Irrenhaus oder mit Selbstmord endete“. Daß hier – unausgesprochen – mit gedacht ist, was dann im Roman „Abschied“ auch kaum verdeckt als Erfahrungsmaterial mit gegeben wird: die zeitweilige Drogenabhängigkeit des jungen Becher und seine Selbstmordgefährdung liegt auf der Hand. Reflektiert werden sie freilich nicht als individuelle Erfahrung, sondern als Element krisenhafter Persönlichkeitsdeformation von überindividuellem Gewicht. Hier liegt das Problem, an dem individuelle poetische Epochenerfahrung und Konzeptionsbildung eines schöpferischen Menschen sich nicht schlechthin decken und decken können mit den Erfahrungen einer Literaturbewegung, die – entstanden im Kraftfeld der revolutionären Arbeiterbewegung – doch nur zu verstehen ist im Kontext einer weitaus breiteren Ausformung von Haltungen und Verfahren in der Literatur und Kunst, in denen der humanistische Protest gegen die imperialistische Gesellschaft und ihre vielfältigen Wirkungen sich auf sehr vielfältige Weise mit deren Analyse oder mit Alternativentwürfen verbindet.

Brechts weniger oft zitiert Geburtstagsgruß zu Bechers Sechzigstem spricht von „tiefem und genußvollen Respekt“ gegenüber Bechers Werk. „Wandelbar und stetig drückt es ein volles Leben aus“ – schrieb Brecht – „und eines, das der größten Sache dient“. So wenig anzunehmen ist, daß Brecht seinen grundsätzlichen ästhetischen Gegensatz zu Bechers Verfahrensweise aufgegeben oder verleugnet hätte, so sehr zeugt dieser Glückwunsch von Verständnis für die charakteristische Beziehung von Werk und Dichterpersönlichkeit des

Mitstreiters für die „größte Sache“. Das wird, scheint mir, am deutlichsten in dem Haken, den Brechts Glückwunsch enthält. Denn er erinnert den Beglückwünschten an einen seiner frühen Gedichtbände, der unter dem Titel „Verbrüderung“ im Jahre 1916 erschienen war. „Mit einem kleinen Triumphgefühl“ – schreibt Brecht – habe er das Buch in einem Thüringer Antiquariat entdeckt. Dieser zählebige Veteran habe also „die letzten beiden Jahre des Weltkrieges und die ganze Nazizeit, einschließlich des zweiten Weltkrieges, überlebt“. In der „dantesken Strophe“, die Brecht zitiert, ist die Rede vom Traum des ewigen Friedens und vom Wort, das zur Tat gerinnen muß, um den Traum Gestalt werden zu lassen. Beide Motive gehören zu den tragenden Motiven in Bechers gesamtem Schaffen, auch sie also sind – wie Brecht dem Autor mit freundlicher Ironie entgegenhält – zählebige Veteranen. Die Formel „wandelbar und stetig“ trifft einen entscheidenden Moment der Entwicklung des Dichters Becher – Wieland Herzfelde hat in seinem schönen Aufsatz nach Bechers Tod die Linien gezogen, die Becher selbst nur zögernd wahrzunehmen bereit war.

Nicht, daß er seine Anfänge verleugnet hätte, so einfach liegen die Dinge nicht. In der Dankrede zu seinem fünfzigsten Geburtstag, der 1941 in Moskau gefeiert wurde, erklärte Becher: „Vor dreißig Jahren begann es. Ein Sturm hob an, das sich so maßlos gebärdete, als wäre die Welt erst mit uns erschaffen worden, wir wollten etwas Neues, etwas ganz ungeheuerlich Neues: eine Dichtung, im Vergleich zu der alle vergangene Dichtung künftig nur mehr als Vorspiel unseres neuen Pathos zu betrachten sein würde. Dieser Traum von einer großen Dichtung entflammt unsere Jugend“. Blieb dieser durchaus positiv getönte Rückblick ungedruckt, eine vergleichbare Charakteristik wurde in der Literaturnaja gazeta im April 1940 veröffentlicht. „Sehr viele“ – heißt es hier in einem Aufsatz über Lenins Wirkung auf die deutsche Literatur – „sehr viele suchten damals den ‚neuen‘, den ‚ganzen‘, den ‚vollenkommenen‘ Menschen! Die Intelligenz des ‚alten‘ Westens war durch die entsetzliche Realität des ersten Weltkrieges, der auf die Ruhe keines Menschen Rücksicht nahm, . . . aufgescheucht worden. Allen wurde klar, daß man so nicht weiterleben konnte. Der Krieg führte zur Anerkennung der großen Wahrheit: die Welt muß umgestaltet werden. Und zu welchen Mitteln griff man nicht, um die Welt zu verändern, den Krieg zu ‚liquidieren‘ und einen ewigen, ungefährdeten Frieden herbeizuführen! Das war eine Zeit tragikomischer Experimente! Das war eine Zeit maßloser Kräfteverschwendungen und grandioser Träume!“. In der Dankrede zum fünfzigsten Geburtstag spricht Becher sogar direkt von einer durchgehenden Kontinuität in seiner Entwicklung. Den „Zusammenhang zwischen großer Dichtung, menschlicher Vollendung und revolutionärer Umbildung der Gesellschaft“, den er damals nur „instinkтив witterte und nur aufs äußerste konfus darzustellen vermochte“, sei er seitdem bemüht zu vertiefen, allseitig zu umfassen und klarzulegen. Auf dem langen und von Krisen gekennzeichneten Weg habe er vieles mitzuübernehmen gesucht, was an Wertvollem auf dem Wege niedergesunken war, schreibt Becher, und er nennt nicht nur die klassischen Vorbilder, auf die er sich in jenen Jahren vor allem berief, sondern auch die Namen von Rubiner, Heym und Trakl. Ist nun, mag man etwas verwirrt fragen, bei näherem Hinsehen die Frage nach

den Umbrüchen in Bechers Schaffen gegenstandslos? Das natürlich nicht. Aber es scheint mir notwendig, den Knotenpunkten und Umbrüchen in ihrem tatsächlichen Verlauf genauer nachzufragen, festzuhalten was wandelbar ist und was stetig, wie die Stetigkeit im Wandel erkennbar wird – und umgekehrt. Ganz zweifellos kommt Bechers Überlegung in dem Aufsatz „Maß und Richtung“ aus dem Jahr 1938 eine zentrale Rolle für die Ausbildung seiner poetischen Konzeption zu. Programmatisch wird hier die „Wiederbelebung des Menschlichen im Dichter und im Kunstwerk“ als Merkmal der Entwicklung in der antifaschistischen Literatur hervorgehoben, mit der jahrzehntelange Verengungen überwunden würden. Diese These ist mit drei Polemikrichtungen verbunden: gegen eine Zertrümmerung des Menschlichen durch „psychologische Assoziationen“, eine Reduktion des Menschen auf seine „sozusagen nur offiziellen Beziehungen zur Umwelt“ oder schließlich eine Dichtung, in der das politische Thema sich dem Dichter nicht als Erlebnis aufdränge, sondern in Spezialität und Routine verflacht. Daß die damit vollzogenen Abgrenzungen enge Verwandtschaft mit dem Realismus-Konzept von Georg Lukacs aufweisen, braucht nicht näher begründet zu werden. In den Zusammenhängen meines Themas ist aber wesentlich, welches Wirkkonzept einer solchen Absage an bestimmte linksbürglerliche und sozialistische Kunstkonzepte vorausgesetzt ist.

Wer dem Wirkungskonzept in Bechers Roman „Abschied“ nachgeht, wird leicht feststellen können, daß hier das Muster des traditionellen Entwicklungsromans aufgegriffen wird, um im autobiographischen Material einen Bewußtseinsvorgang nachvollziehbar zu machen, der den widerspruchsvollen Mechanismus von Anpassung und Distanzierung des Helden am Vorabend des ersten Weltkrieges der Einsicht des Lesers verfügbar macht. Das autobiographische Grundmuster des Entwicklungsromans wird durch eine Technik der Bewußtseinsanalyse der Zentralfigur aufgebrochen, ein bewußt durchgeführtes kompositorisches Prinzip der Nichtübereinstimmung von Einsicht und Handeln und ein Verfahren der Textmontage, das eine traditionelle Leseweise voraussetzt, aber jeden Entwicklungsschritt der Identifizierung einer streng analytischen Kontrolle positiver oder negativer Entwicklungsmöglichkeiten aussetzt. Mit einer solchen Analyse der Innerlichkeit eines bürgerlichen Individuums in seiner Sozialisierungsphase mit der Herausarbeitung seiner Entscheidungsmöglichkeiten im Vorfeld der Epochentscheidung stößt Becher auf ein literarisches Feld vor, das bis dahin als eine Domäne bürgerlicher Literatur galt. Dieser Vorstoß ist freilich zugleich ein radikaler Bruch mit den Versuchen früheren Experimentierens auf epischem Gebiet. Etwa zur Zeit, als die Arbeit am Roman „Abschied“ begann, um 1936, schrieb Becher eine im Kern vernichtende Kritik seines zehn Jahre zuvor veröffentlichten Romans „Levisite oder der einzige gerechte Krieg“ nieder. Es war ein ganz und gar politisch strukturierter Roman, mit utopischen Zügen im Entwurf eines möglichen Verlaufs künftiger proletarischer Revolutionen. Daß diesem Entwurf der Abschied von linksradikalen Illusionen am Ende der revolutionären Nachkriegskrise eingeschrieben ist, sei hier nur am Rande erwähnt. Aufschlußreicher erscheint mir, daß auch dieser frühe Roman vom Strukturmuster des Entwicklungsromans ausgeht, gleichsam eine gewohnte Leseweise anspricht,

um sie im gleichen Atemzug zu dementieren: Der strukturelle Ansatz der zwei individuellen Lebensläufe eines Intellektuellen und eines Arbeiters zur revolutionären Bewegung mündet ins Konzept eines namenlosen Kollektivhelden, des Proletariats als Träger einer Handlung, die mit der visionär in die Zukunft hinein entworfenen Handlung der Geschichte selbstgleich gesetzt wird. Grund zur kritischen Reflexion war für den Autor aus der Rückschau genug gegeben. Auffällig ist aber, daß er das Buch abtut als rasch und fiebernd in Erwartung eines drohenden Krieges hingeschrieben, voll unverarbeiteten Materials, dem nur die stoffliche Neuheit der Warnung vor dem Gaskrieg und die leidenschaftliche Sehnsucht nach Frieden zugutegehalten wird, der „nur durch die soziale Revolution und durch den Sozialismus gesichert werden kann“. Kein Wort also von dem durchaus durchdachten Konzept des – wie Becher 1926 betonte – „ersten und einzigen Versuchs. . . , in Deutschland einen kommunistischen Roman zu schreiben“, das auf die Verwischung der Grenzen zwischen Dichtung und Leben zielte und einen Weg zur Synthese von Kunst und Wissenschaft weisen sollte.

Daß dieses „Experiment nicht genügend durchgearbeitet“ sei, wußte der Autor schon nach Abschluß des Buches. An seiner eigenständigen Bedeutung in der Geschichte der sozialistischen deutschen Literatur und in der Entwicklung des Schriftstellers Becher ändert das nichts. Tatsächlich ist „Levisite“ der erste kommunistische Roman „in der deutschen Literatur in dem Sinne, daß das frühe Konzept Bechers von der „Schöpfung einer neuen Kunstform“ durch ein anderes, ein an Lenins Konzept der Parteiliteratur orientiertes, ersetzt wird. Im Vorwort der Überarbeitung des Dramas „Arbeiter, Bauern, Soldaten“ hatte Becher das Stück als „einen Erreger des 'revolutionären poetischen Gewissens“ der revolutionären Massen gesehen, als Erreger der „Massenspontaneität“, die das Kunstwerk erst vollendet in der Phantasie und dem Darstellungsvermögen der in der politischen Aktion tätigen Massen, eben der Aktion, die das Drama auslösen soll. „Levisite“ dagegen folgt einer andern Funktionsvorstellung, einer organisierenden, bewußtseinvermittelnden, emotionalen Appell mit wissenschaftlicher Situationsanalyse verbindenden Zielstellung, die als unmittelbarer Bestandteil der Formierung der leninistischen Kampfpartei verstanden wird. Anders als der Entwurf des Kampfdramas ist der Roman „Levisite“ wieder an einen individuellen Leser gerichtet, aber mit dem erklärten Ziel, die traditionelle Rezeptionsituation zu durchbrechen, den Erkenntnisvorgang in die praktische Entscheidung münden zu lassen. So ist es nur logisch, daß das traditionelle Strukturmuster nur gleichsam zitiert wird, um über die exemplarische Erfahrung, Entscheidung und Haltung der Figuren an die Verantwortung des Lesenden zu appellieren. Aus dieser gedachten Rezeptionssituation und gleichermaßen aus den Appellen und Analysen Bechers ist abzulesen, daß dieser Leser vorwiegend unter den linken, den oppositionellen und humanistischen Intellektuellen gesucht wird. Für den Intellektuellen aber – schreibt Becher noch zwei Jahre später – der zum Proletariat komme, müsse der „größte Teil dessen, was er seiner bürgerlichen Abstammung verdankt, verbrennen, bevor er in Reih und Glied mit der proletarischen Kampfarmee marschiert.“ Er müsse von vorn anfangen, auf seine Vorstellungen von Individualität verzichten und auf jede „geistreiche Verantwortungslosigkeit“.

Damit erst werde „die wahre Persönlichkeit“ geschaffen. „Levisite“ war also auch in dieser Hinsicht kein Nebenprodukt, sondern das exponierte Werk einer ganzen Entwicklungsetappe. Die Kritik Bechers setzte dann auch am veralteten Apparat der Romanschreiber an, den fiktionalen Momenten seines Romans also, dessen Intentionen Becher nun vor allem im Gedicht weiterzuführen sucht. Denn – schreibt er in einem erläuternden Text zu seinem Gedichtband „Ein Mensch unserer Zeit“ von 1929 – der Roman scheine ihm heute „eine unheimlich plumpe und schwerfällig reagierende Angelegenheit“. Mit dem Einbruch von Joyce – hatte Becher in diesem Text geschrieben –, sei der Roman in seiner heutigen Form erledigt. Die Attacke auf einen Typus modernen Erzählens, der noch 1929 als ein „Experiment in der Richtung des Lebens“ gewertet worden war, bildete im Jahre 1938 immerhin noch den Hintergrund eines konstruktiven Versuchs, lyrische Techniken für die epische Analyse von individuellen Bewußtseinsprozessen zu nutzen. Das Verfahren seiner eigenen erzählerischen Versuche, besonders des Romans „Levisite“, wird dagegen nicht einmal mehr erörtert. Eine genauere Untersuchung würde wahrscheinlich nicht wenige Beziehungen beider Texte aufdecken – Becher schließt sie mit seiner Selbstabrechnung von 1936 aus seiner Betrachtung aus. Denn für ihn kam es darauf an, die „Wiederbelebung des Menschlichen als übergreifendes Moment von künstlerischem Schaffen und Wirkungsweise herauszustellen“, sich von operativ-didaktischen oder avantgardistischen Literaturkonzepten abzugrenzen, die er für ungeeignet hielt, die emotionalen und geistigen Widerstandskräfte von Schreibern und Lesern gegen den Faschismus und seine Wurzeln auszuschöpfen. Der Mensch – heißt es deshalb in der Betrachtung „Maß und Richtung“ – wolle auch in der Dichtung „sein menschliches Reich finden, darin er lebt und lebt, darin seine Geheimnisse ihm enträtselft, seine Ängste ihm genommen und seine Hoffnungen ihm gestärkt werden“. Daß an die Stelle einer konkreten Leservorstellung hier der allgemeine Begriff vom Menschen getreten ist, spiegelt die Problematik der Exilsituation, der Trennung vom gedachten Leser, die Orientierung auf eine gedachte Wirkung. Zielpunkt ist – wie schon Bechers Pariser Rede von 1935 abzulesen war – ein humanistisch gesinnter Typus vom „besten Durchschnitt“, wie er dann später zu formulieren pflegte. Daß für solche Adressierung des Schreibens nicht auf die Nutzung gewohnter Leseweisen verzichtet werden konnte, ist oft gesagt worden. Mir scheint wichtig, daß Becher in seiner Betrachtung eine Kommunikation zwischen Schreiber und Leser zugrundelegt, die als indirekte Vermittlung von exemplarischer Lebens- und Wirklichkeitserfahrung bezeichnet werden könnte. Der Mensch – also der für die Angebote des Schreibers aufgeschlossene Leser – wolle „von einer menschlichen Stimme überzeugend angesprochen werden, . . . möchte aber nicht seine Ansichten mechanisch diktiert bekommen“, schreibt Becher. Aber sein Literaturkonzept und Wirkungsmodell hält an der Dominanz des Dichters im Wechselverhältnis der literarischen Kommunikation entschieden fest, ja er spielt sogar auf die Formel vom Dichter als Führer an, wie sie in konservativen Literaturvorstellungen verankert ist, um jeden Schimmer ausgrenzender Beschränkung zu vermeiden. „Der Dichter“ – schreibt er – „führt am besten, der unaufdringlich, beinahe unsichtbar führt. . . Jede bedeutende Dichtung hat eine humani-

stische Wirkung und schafft jene Gemütsverfassung, die aufnahmefähiger wird für alles, was den Zustand der Welt ändert und ihn bessert“. Dichtung ist hier aufgefaßt als ein Medium individueller Selbstverständigung und Bewußtwerdung des Lesers. Wenige Jahre später bestimmt Becher die Literatur präzisierend als eine „Hauptkraft einer geistigen Erneuerung Deutschlands“. Der Akzent liegt freilich nun auf dem Prozeßhaften, auf dem kollektiven kommunikativen Wechselbezug, wenn es heißt: „Literatur ist für ein Volk eine Frage auf Leben und Tod. Literatur ist das höchstentwickelte Organ eines Volkes zu seiner Selbstverständigung und Bewußtwerdung. In den Werken der Literatur verfügt ein Volk über seine feinsten Fühl- und Tastorgane, womit es sich in sich selbst einfühlt und bis in das Tiefste seines Wesens sich abtastet, daß ihm die geringsten Unregelmäßigkeiten seiner Herztöne offenbar werden und es tastend alle Möglichkeiten vorzufühlen vermag, die ihm zum Guten oder zum Schlechten dienen. Die Literatur wendet sich an den ganzen Menschen, sie hat vor allem auch die Macht, den Menschen bis ins tiefste Innerste hinein, bis in die Regionen des Unbewußten und des Unterbewußtseins zu erschüttern und umzugestalten“.

Hier spätestens wird erkennbar, wie stark individuelle Konzeptionsbildung, poetologische Erfahrung und Reflektion Bechers sich mit Programmatik und organisierender Tätigkeit des Kulturpolitikers verfließen. Seit 1923 ist jeder Schritt poetologischer Selbstverständigung untrennbar mit Positionsbestimmung und Organisation kollektiver sozialistischer Literaturarbeit im nationalen wie im internationalen Maßstab verknüpft. Noch sind erst Teilbereiche der widerspruchsvollen und spannungsreichen Beziehungen im Verhältnis von Dichterpoetologie und weitreichenden Entwürfen antifaschistischer und sozialistischer Öffentlichkeitsarbeit aufgearbeitet worden, mit denen Becher in führender Position teilhatte an der Ausarbeitung und Verwirklichung der Kulturpolitik unseres Landes. Das freilich kann nicht mehr Gegenstand meiner Überlegungen sein.

In seiner Dankrede zum 50. Geburtstag hat Becher von fünf Zeitabschnitten, fünf Geburtszeiten als Dichter gesprochen, die er miterlebt habe und die „die Narben ihrer Krisen“ seinem Schaffen eingezeichnet hätten. Er nennt die Jahre vor dem ersten Weltkrieg, inmitten des Krieges, während der Revolution, von 1923 bis 1933, und schließlich ab 1933. Eine analytische Biographie hätte hier sicher zu präzisieren, und sie müßte zumindest zwei weitere Zeitabschnitte seit 1945 ergänzen. Jeder dieser Zeitabschnitte habe ihn „umgeschaffen und gewandelt“, schreibt Becher. Durch alle Wandlungen zieht sich ein Dichtungskonzept, das auf kathartische Wirkung zielt, so stark auch die literarisch-ästhetischen Funktionssetzungen der Literatur differieren. Und die Aufassung vom Dichter als Medium und Mittler von Epochenerfahrung, als immer wieder variierte Weise der Selbstgestaltung, ist unzweifelhaft ein Moment von Kontinuität in Bechers Schaffen. Die tiefe Zäsur, die er sehr bewußt und mit vollem Recht mit dem Ende seines expressionistischen Schreibens ansetzt und die er später sogar auf den Beginn der dreißiger Jahre ausdehnte, führte ihn – etwa in der Ausgabe von 1952 – zu einer Selbstinterpretation, die nur die Texte zwischen 1930 und 1950 gelten läßt und solche aus früheren Jahren einem Konzept einordnet – oft mit dem Mittel grundsätzlicher Überarbeitung –, das

die Eigenständigkeit der früheren Entwicklungsphasen nivelliert oder ausgrenzt und darüberhinaus auch tatsächlich oder vermeintlich fehlgeschlagene Versuche späterer Jahre tilgt. Ein solches Verfahren rigoroser Abrechnung und vernichtender Selbstauseinandersetzung ist schon auf fast allen früheren Entwicklungsphasen erkennbar – die unbestreitbare Kontinuität des Gesamtschaffens setzt sich in immer neuen – zuweilen exzessiven – Wendungen und Brüchen durch. Tatsächlich gehörte Becher zu denen, die bis zum Extrem den Konsequenzen einer aus Erfahrung gewonnenen oder als notwendig gedachten Position nachgingen, sich aber nie scheuten, die selbstgezogene Begrenzung zu durchbrechen, wo die extreme Position sich totzulaufen droht. Als er 1958 starb, war er im Aufbruch, nicht am Ende.

In einem Interview von 1956 sagte Becher: „... meine Arbeiten haben eine Entwicklung, und zwar bin ich das Ergebnis vieler Entwicklungen, und diese Entwicklungen sind nicht widerspruchslos. Also ich meine, daß ich ein sehr konfliktreicher und widerspruchsvoller Mensch bin, bis dorthin, daß ich neben einigen Dingen, die mir gelungen sind, auch sehr viel geschrieben habe, was mir nicht gelungen scheint“. Daß der Minister Becher, produktiv mit seinen poetologischen Reflexionen der „Bemühungen“, wie schon 1950 im Tagebuch, sich auch jetzt nicht scheute, öffentlich kundzutun, zu einem Gedicht fehlten ihm heute die Voraussetzungen, ist ebenso bemerkenswert wie der Hinweis nötig ist, daß eben dies gesagt wurde an der Schwelle zu den reifsten Gedichten des Spätwerkes – erwachsen aus elegischer und hymnischer Auseinandersetzung des Dichters mit den schmerzlichen Mitteilungen wie den weitreichenden Analysen des veränderten Kräfteverhältnisses in der Welt, die der zwanzigste Parteitag der KPdSU vermittelte hatte. Das wurde zum Anstoß eines poetischen Versuches, die Spannweite sozialistischer Persönlichkeitsentwicklung in der Gesellschaft zu gestalten, die die Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus nahezu hinter sich gebracht hatte. Hatte Becher in der Reflexion über die Auswahl 1952 von der Gefahr gesprochen, einen schlichten Kurzschluß, eine spannungslose Übereinstimmung zwischen Werk und Leben zu schaffen, die nichts anderers sein könnte als ein Ende der Weltentdeckung durch den Dichter, so hat er gleichsam als ein Gegenstück dazu in den Notaten des Bandes „Macht der Poesie“ sein oft wiederholtes Credo auf die Formel gebracht: In der Literatur leben heiße in seiner Zeit leben, mit den „geschichtlich entscheidenden Tendenzen seiner Zeit sich in Übereinstimmung bringen (und immer wieder sich in Übereinstimmung zu bringen)“. Tatsächlich ist dies ein bestimmender Prozeß im Selbstverständnis und im Dichtungsverständnis Bechers, von dem aus sein ebenso wandelbares wie stetiges Werk als Funktion seines Lebens begriffen wird. Aus solcher Überzeugung zieht Becher auch die Folgerung für das literarische Leben selbst, wenn er notiert: „Wir kennen den Widerspruch im Leben, also auch den Widerspruch in der kulturellen Entwicklung. Wir wissen, daß ein bedeutender Künstler oft politisch fehlgeht und daß bei manchen ein Unterschied ist zwischen ihrer künstlerischen Leistung und ihrem politischen Vermögen. Nicht immer gelingt es einem Künstler, sein Schaffen in Übereinstimmung zu bringen mit der großen geschichtlichen Forderung, wie sie Goethe einmal als die 'Forderung des Tages' und ein andermal als die 'Forderung der Epoche' bezeichnet hat. In der Aufdeckung

dieser Widersprüchlichkeit kommen wir dem Leben selbst nahe und verzerren es nicht zu einer Schablone. Gerade bei geistigen Auseinandersetzungen müssen wir uns ebenso davor hüten, Monologe zu halten, als auch davon Abstand nehmen, uns gegenseitig mit Gerede und Schablonen zu langweilen“. Die Umbrüche in Bechers Schaffen sind – so darf am Ende dieser Überlegungen und Beobachtungen wohl festgehalten werden – eben die Momente seiner Entwicklung, in denen es – mit welchem Erfolg auch immer – um die Herbeiführung einer Übereinstimmung mit den geschichtlich entscheidenden Tendenzen seiner Zeit geht – als eine immerwährende Anstrengung des poetischen Vermögens wie des Begriffs, die weder im Leben noch in der Dichtung allein vollzogen wird.

Helmut Müssener
Becher und Dwinger

„Becher und Dwinger“, diese zunächst nur als Arbeitstitel gedachte Überschrift erinnert an den Titel der Satire Tucholskys von 1932 „Hitler und Goethe. Ein Schulaufsatz“. Ein ähnlicher Vergleich zwischen diesen beiden nicht miteinander zu vergleichenden Schriftstellern soll hier aber nicht versucht werden. Mir geht es statt dessen um die Auseinandersetzung Bechers mit Edwin Erich Dwinger. Sie wird im folgenden dargestellt, aber es ist dabei auch zu fragen, ob und inwieweit solche Literaturarchäologie heute überhaupt noch irgendein Interesse beanspruchen kann¹.

Den Gegner hatte sich Becher gut gewählt, denn mit der Trilogie *Die deutsche Passion* hatte sich Dwinger zwischen 1929 und 1932 einen umstrittenen Namen gemacht und sich vor allem mit den beiden ersten, heute noch, allerdings mit einiger Vorsicht, lesens- und bedenkenswerten Bänden in der literarisch-politischen Debatte jener Zeit profiliert. In diesen, der *Armee hinter Stacheldraht* und in der „russischen Tragödie“ *Zwischen Weiß und Rot*² auf die sich Becher bezieht, schildert der Autor ausschließlich als Chronist, wie er immer wieder beteuert, seine russische Kriegsgefangenschaft von 1915 bis 1919 und den sich anschließenden grauenvollen Rückzug der Koltschak-Armee, der er gezwungenermaßen als weißer Offizier angehörte und die zusammen mit

Hunderttausenden sie begleitenden Zivilisten in den Eiswüsten Sibiriens verendete.

„Rechts“ und beim Bürgertum begrüßte man Dwinger, wie die folgenden typischen Zitate zeigen, als Gleichgesinnten. Adolf Frisé beispielsweise sieht ihn „in der Spanne zwischen Wort und Tat, fanatisch der Erneuerung der Welt zugewandt“ und ernennt ihn „zum treuesten und unbestechlichen Chronisten / . . ./ von der Neutralität des Mediums“³. Walter von Molo bezeichnet ihn in unfreiwilliger Komik als „eine der Blüten besserer Zukunft, die aus Blut, Blut und wieder Blut aufwuchs“⁴, und Eugen Kalkschmidt schließlich sieht Dwinger in „eine(r) Klasse für sich, auch innerhalb der unübersehbaren Flut von Kriegsliteratur“. Er bescheinigt ihm, ganz dem Zeitgeist entsprechend, erkannt zu haben, daß das deutsche Volk „zwischen Ost und West, zwischen Kommunismus und Kapitalismus als wahres Volk der europäischen Mitte / . . ./ der russischen Weltrevolution *die deutsche Weltrevolution*“ gegenüberstellen müsse⁵.

Eher verwunderlich, aber vor dem Hintergrund der frühen 30er Jahre verständlich und charakteristisch, daß auch von kommunistischer Seite Dwingers erste Bücher ernstgenommen, aber falsch verstanden wurden. H. Grosse findet in der *Roten Fahne* anerkennende Worte für Dwingers Versuche, „ein objektiver Beobachter zu sein“ und für „seine kristallklare, ungekünstelte und darum künstlerische Sprache“, ja sieht in *Zwischen Weiß und Rot* sogar einen „Beweis für die überwältigende Kraft und die ideologische Stärke des Bolschewismus“, dessen „Geist jeden Abschnitt des Buches“ beschwingt⁶; Kurt Kläber ist Dwinger in der *Linkskurve* „für jede Zeile seiner Aufzeichnungen dankbar“ und empfiehlt das Buch „als eines der besten über den russischen Bürgerkrieg“, das „hundertfach für uns spricht, trotzdem es einer schrieb, der in diesem Kampf gegen uns war, der wahrscheinlich auch jetzt noch gegen uns ist“⁷.

Die Wertschätzung Dwingers von kommunistischer Seite ging also sehr weit, und der Autor behauptet sogar, daß ihn „die Sowjets kurz vor der Machtergreifung nach Moskau eingeladen“ hätten, als sie sein Buch im Staatsverlag herausbringen wollten. Diese Einladung sei vom „berühmten ungarischen Literaturprofessor Lukacs in einem sehr freundlichen Schreiben ausgesprochen worden“. Dwinger zitiert daraus u. a., man wäre „sehr daran interessiert / . . ./ Ihnen auch unseren Friedenskommunismus vorzuführen, nachdem sie bisher nur den Kriegskommunismus kennenlernten“⁸.

Man gerät in Versuchung, am Beispiel der kommunistischen Dwinger-Rezessionen einen Exkurs über die Haltung der kommunistischen Bewegung zur nationalen Frage vorzunehmen, aber darauf muß hier verzichtet werden.

Für einen genauen und nicht von optimistischen Wunschvorstellungen geprägten Leser war es jedenfalls kaum erstaunlich, daß sich Dwinger, der Prototyp des umworbenen Nationalrevolutionärs, 1933 zum Nationalsozialismus bekannte. Er nahm Ehrenämter im faschistischen Deutschland an und wurde einer seiner erfolgreichsten Propagandisten. Seine Werke bildeten nun beispielsweise für Norbert Langer „einen ununterbrochenen Höhenzug in der Gestaltung der Weltkriege“, der „aus den schrecklichen Geschicken stählerne Härte, aber auch wahrhafte Seelengröße gewonnen“ habe⁹. Arno Mulot

verstieg sich sogar zu dem Urteil, „für sein Werk gibt es kein Beispiel und keinen Vergleich in der Literatur“, es „ist Wirklichkeit durch die Kraft der Dichtung, Dichtung durch die Kraft der Wirklichkeit“¹⁰.

Nach 1945 verschwand diese „Blüte besserer Zukunft / . . ./ aus Blut, Blut und wieder Blut“ nur für wenige Jahre in der Versenkung, um dann ab 1950 in riesigen Neuauflagen und mit neuen Büchern wieder an das Licht der westdeutschen Öffentlichkeit zu treten. Das Establishment des dortigen Literaturbetriebes und die offizielle Kritik ignorierten ihn nun, aber er erlebte statt dessen eine Renaissance in der Gunst des Lesers. Er gehört, um mit Günter Cwojdrak zu sprechen, zu jener „zweiten Literatur“ in der Bundesrepublik, deren Wirkung „unendlich größer, tiefer, umfassender (ist) als es vornehm tuende Literaturoffiziatoren oder sich versiert gebende Kritiker wahrhaben wollen“¹¹, denn diese Literatur „formt das Geschichtsbild und die Zukunftsperspektive von Millionen Menschen in Westdeutschland“¹². Denn zwischen 1930 und 1940 hatten Dwingers Bücher bereits eine Gesamtauflage von 1 175 000 Exemplaren erreicht, und allein *Zwischen Weiß und Rot* war in 225 000 Exemplaren verkauft worden¹³; den Umschlag einer westdeutschen Taschenbuchausgabe aus dem Jahre 1977 zierte gar der Hinweis „Allein die deutsche Ausgabe erreichte eine Auflage von zwei Millionen. Übersetzungen erschienen in zwölf Ländern“¹⁴ – ein erschreckender Beweis für die Aktualität Dwingers und daher für die Bedeutung der Auseinandersetzung Bechers mit ihm. Sie begann 1931 in dem grundlegenden Aufsatz *Von der Freiheit des Schriftstellers*, in dem Becher, ausgehend von Lenins Arbeit über *Parteiorganisation und Parteiliteratur*, den Standpunkt des Schriftstellers in der Klassenauseinandersetzung und seine ihm verbleibende Freiheit festzulegen versuchte. Eine Schlüsselfigur aus Dwingers *Zwischen Weiß und Rot* diente ihm dabei als warnendes Beispiel. Es geht um das Schicksal Iljas, eines jungen weißen Einjährigen, der sich als einer der letzten Überlebenden auf dem Rückzug über die Eiswüste des Baikalsees nach dem Tode seiner Braut erschießt. Er ist ein verzagter expressionistischer Dichter, der in „kleiner, frauhafter Schrift“ (Dwinger, S. 483) schreibt und sich nur seinem besten Freund, dem Chronisten Dwinger als „Menschewik“ (Dwinger, S. 160) anzuvertrauen wagt, dem er schließlich auch sein Tagebuch übergibt. Es schließt mit den Sätzen: „Das ist es, was mich noch zum Wahnsinn führt: Ich stand auf der falschen Seite“ (Dwinger, S. 485). Becher, der dem Buch einleitend wie Kläber und Grosse (vgl. S. 2) sogar bescheinigt, daß es „wider Willen des Verfassers zu einem großartigen Bekenntnis zum Bolschewismus wird“ (XV, 300), ließ sich die Symbolik dieses Satzes nicht entgehen. Wohl aus dem banalen Grunde, daß er diesen Satz nur von Hörensagen oder aus der Rezension Kläbers kannte, funktioniert er das Selbstbekenntnis um. Ilja wird unter Verkennung der Erzählperspektive zum direkten Sprachrohr Dwingers und in Verkennung des wahren Tatbestandes für seine weißen Offizierskameraden gefährlich, da er sich, „wie man so sagt, seine Gedanken macht“ (XV, 300). Becher sah sogar die Kampfkraft der weißen Einheit dadurch zersetzt: „Das Denken zieht ein, in diese Horde vertirter Menschen zieht das Denken ein, man schießt schlechter, man hängt weniger auf, es wird gefährlich – das Denken“. Eine schöne Interpretation, rhetorisch auch im folgenden geschickt aufgebaut, die allerdings den Nachteil hat, daß sie der Text

nicht stützt. Bei Dwinger gibt sich Ilja eben selbst in letzter Minute den Tod und fällt nicht „in einem Sturmangriff, bei dem die Hälfte seiner Leute zu den Roten übergeht“ (XV, 301). Aber der Inhalt des Tagebuchs wird dadurch nicht geändert, sondern behält seine Gültigkeit bei. Ilias „Ich stand auf der falschen Seite“, ein Ausdruck des inneren Ringens dieser Gestalt, wurde für Becher der Ausgangspunkt einer flammenden Philippika an alle Dichter seiner und der nachfolgenden Generation, nun selbst Farbe zu bekennen, sich „auf die einzige richtige Seite“ zu stellen (XV, 302).

In den Jahren des Exils bleibt Dwinger neben dem alles überragenden Ernst Jünger für Becher der Repräsentant der faschistischen Literatur, mit dem er sich auseinandersetzt. Das zweite Mal wird er in der emphatischen Rede *Das große Bündnis* erwähnt, die Becher 1934 auf dem Ersten Unionskongress der Sowjetschriftsteller hält. Dwinger ist für ihn hier ein Exponent der „Goebbels-schen Formel der ‚stählernen Romantik‘“ (XV, 416), der in seinen Werken das „Gefühl der Hoffnungslosigkeit, des Pessimismus, der ‚Tragik‘ ausdrückt“ (XV, 420). Er wird in dieser Rede Kronzeuge Bechers für die These, „daß der Faschismus den Charakter eines historischen Verzweiflungskampfes hat“ (XV, 421), und sie wird von ihm mit Zitaten aus Dwingers Werken belegt, der eingesehen habe, daß „an der Ostgrenze verführerisch die große Freiheit (lockt)“. Er habe erkannt, daß bei einem Sieg des Bolschewismus „der Vesuv alle unter seiner Lava begraben (wird)“, daß „wir Soldaten wie Simson sterben, mit uns das ganze Abendland hinunterreißen werden“ (XV, 421)¹⁵.

Dwinger startete 1935 seinen ersten unverhüllten literarischen Ostlandritt mit dem Freikorpsroman *Die letzten Reiter*, bevor er 1941 auch selbst gen Osten aufbrach. Sein Antibolschewismus ist nun nicht mehr getarnt, die Erkenntnisse der „russischen Tragödie“ sind längst vergessen, und er ist zu einem jener Volksverführer geworden, die unsägliches Leid über all diejenigen bringen sollten, die ihnen blind folgten und die nicht auf die mahnenden, warnenden Worte Bechers u. a. hörten. Dieser spielt bereits 1941 zweimal auf Dwinger und auf das Bekenntnis Ilias „Ich stand auf der falschen Seite“ an. Sie tauchen zunächst nur kurz auf, als Becher das *Tagebuch eines gefallenen Studenten*, das bei einem gefallenen deutschen Soldaten gefunden worden war, dessen viele leere Seiten zum Anlaß eines Rundfunkkommentars nimmt. „Dieses weiße Schweigen, dieses unbeschriebene tragische Weiß erinnert an jene unvergeßliche Stelle aus Dwingers Buch „Zwischen Weiß und Rot“, erinnere „an die letzten Todesminuten eines zaristischen Offiziers“, der „kurz vor seinem Tod noch die Kraft und den Mut fand, den Satz zu schreiben als sein letztes Bekenntnis zugleich und als ein Vermächtnis ‚Ich stand auf der falschen Seite‘“ (XVI, 80).

Dieses Zitat kehrt dann verständlicherweise auch in dem „offenen Brief“ *An E. E. Dwinger* wieder, der 1941 in der neunten Nummer der *Internationalen Literatur* erschien. In einer rhetorischen Meisterleistung wendet er sich hier erst- und letztmalig direkt an seinen faschistischen „Antipoden“ und beginnt zunächst mit seinem Lob des Sibirien-Buches, das „den aufmerksamen Leser zum Nachdenken anregt und ihn weiterdenken läßt weit über den behandelten Gegenstand, weit über das behandelte Buch hinaus“; es zeugt für ihn auch jetzt noch „für die historische Notwendigkeit und die Größe der sowjetischen

Revolution“, denn „die Wirklichkeit, die sich Ihnen als Künstler aufzwang, war stärker als Ihre politischen Vorstellungen und Einsichten“ (XVI, 93). Er lobt sogar Dwingers „realistische Fähigkeit“, die das Buch „so beweiskräftig und überzeugend machten“, ja er äußert, „was Sie als Künstler in diesem Buch gestalteten, ist echt und wahr und bleibt es“ (a. a. O.). Im Mittelpunkt dieses Lobes steht dann „jene erschütternde Szene / . . ./ als ein weißgardistischer Offizier / . . ./ sein Tagebuch mit den Zeilen schloß: „Ich stand auf der falschen Seite“ (a. a. O.). Diesen Satz kehrt Becher nun gegen Dwinger selbst und stellt die damals bereits fast ausschließlich rhetorische Frage, die heute nur verneinend zu beantworten ist. „Ob Sie die Gelegenheit finden und noch den Mut aufbringen werden, sich zu diesem tragischen Schicksalssatz zu bekennen, bleibt der Zukunft vorbehalten.“ (XVI, 94). Im Anschluß daran läßt Becher aber kein gutes Haar mehr an ihm und bezeichnet ihn als „Ja-und-Amen-Sager“, dessen spätere Bücher nichts anderes seien als „rasch fertigte, lieblose Machwerke“ und „Greuelkataloge“ (XVI, 95). Er erinnerte ihn an die „Volksmorde“ in Deutschland und im ganzen übrigen, deutschbesetzten Europa, die jetzt „unter dem heuchlerischen Vorwand eines Kreuzzuges“ auch in Rußland eingeschleppt werden sollten und stellt ihn vor die direkte Frage: „Ist es möglich, Herr Dwinger, daß Sie das alles nicht wissen?“ die er mit einem entschiedenen „Nein, ein solches Maß an Unwissenheit ist nicht möglich“ beantwortet, eher er propheziend fortfährt, daß ein „So-Tun-Als-Ob‘/ . . ./ Sie nimmermehr der Verantwortung (entbindet)“ (a. a. O.) Mit einem „Sie wissen alles. Sie wissen, was Sie tun“ klingt der erste Teil der Anklage aus, durch die nicht nur Dwinger, sondern auch seine Kollegen in Deutschland getroffen werden sollten. Sein, ihr Mitwissen und seine Mitschuld werden hier im folgenden ebenso erbarmungslos angeprangert wie die verhängnisvollen Untaten und Pläne der deutschen Regierung, die den deutschen Namen in den Schmutz ziehe und die Becher hier noch deutlich vom deutschen Volk unterschieden wissen möchte. Erneut wird Dwinger direkt angesprochen, wenn ihm mit großer Rednerpose das Recht aberkannt wird, für Deutschland oder für Europa zu kämpfen: „Sie wissen es, Herr Dwinger, daß Sie nicht für Deutschlands Freiheit kämpfen und daß, ebensowenig wie der Henker sich nicht zum Anwalt seiner Opfer aufwerfen kann, Sie im Namen Europas nichts zu melden haben“ (XVI, 96). Als Ergebnis des gesamten Diskurses nimmt Becher dann ausdrücklich die eingangs ausgesprochene Lobpreisung zurück. Dwinger steht für ihn nicht einmal mehr auf der falschen Seite, denn „Stehen Verbrecher auf der falschen Seite? Darf man Ihnen und Ihresgleichen noch den guten Glauben zubilligen?“ (a. a. O.). Der offene Brief an den höhnend so genannten „edlen Herrn Kreuzritter“ endet mit einem prophezienden Abgesang. Er sollte von Dwingers zukünftigem Schicksal künden und macht gleichzeitig deutlich, wie falsch damals nicht nur Becher das deutsche Volk und seine Möglichkeiten einschätzte und dies vielleicht aus den gleichen Gründen, die ihm 1931 *Zwischen Weiß und Rot* als großartiges Bekenntnis zum Bolschewismus (vgl. S. 3) erscheinen ließen. Der Abgesang lautet: „Und er auch, Dwinger mit Namen, ein Chronist, dessen Aufgabe es gewesen wäre, die Wirklichkeit zu schreiben, hat statt dessen Unheil gestiftet und Verwirrung in Wort und Schrift und hat mitgewirkt an der Vernichtung seines Volkes, die nur

deshalb ausblieb, weil das Volk rechtzeitig seinen Willen kundtat und seine Verderber von sich abschüttelte“ (XV, 97). Leider glaubte das von Becher aufgerufene Volk bis zum bitteren Ende des 8. Mai 1945 mehr Dwinger als Becher, sein hier beschworener Wille war längst gebrochen und dem schleichenenden Gift der Massenauflagen Dwingers und seinesgleichen erlegen, das seit den zwanziger Jahren ungehemmt hatte wirken können und gegen das das Gegengift der Renn, Seghers, Arnold Zweig, Becher nur in ungenügender Menge und oft zu optimistisch, die eigenen Möglichkeiten falsch einschätzend, verabreicht worden war.

Mir scheint, die Auseinandersetzung zwischen Becher und Dwinger ist im Hinblick auf den Auflagenerfolg Dwingers und seine Gefährlichkeit, aber auch auf den verhängnisvollen Optimismus Bechers bis heute noch nicht abgeschlossen, sondern geht weiter. Ihre Aktualität zeigt sich kaum im direkten Vergleich zwischen beiden, wohl aber im Hinblick auf mehrere „tertia comparationis“. Das erste Vergleichsobjekt ist Deutschland, von beiden unzählige Male gleichlautend beschworen als Vaterland, Heimat. Sie beide stellen die Frage nach dem Charakter des anderen Deutschland, aber beantworten sie auf grundverschiedene Art und Weise und begründen ihren Glauben an das Vaterland grundsätzlich anders. Bei Dwinger reduzieren sich diese Antworten auf wenige floskelhafte Wendungen. Heimatliebe und Vaterlandssehnsucht äußern sich fast ausschließlich im Gedanken an die heilige deutsche Ordnung wie „Die Russen mögen schwatzen, was sie wollen: Wir haben Ordnung! sage ich euch / . . . Herrgottnochmal, Deutschland ist doch nicht Rußland“ (Dwinger, S. 386) oder im gemeinsamen Gesang einschlägig bekannter Weihnachts- und Volkslieder, zu denen die Nachtigall schluchzt, wobei auch der gewünschte und sicherlich ernst zu nehmende Sentimentaleffekt ausgelöst wird, denen selbst der härteste Preuße wie der später aus Heimatliebe zu den Roten überlaufenwollende Leutnant Seydlitz nicht widerstehen kann: „Ich höre jemand Grasbüschel aus dem Boden reißen. Er preßt das Gesicht in die Erde. Sein langer Körper zuckt verborgen. Es ist Seydlitz“ (Dwinger, S. 191). Auch das deutsche Blut darf nicht fehlen. Bevor zwei deutsche Kriegsgefangene von den Weißen hingerichtet werden, ergreifen den Chronisten menschliche Gefühle, die sich, wie gehabt, nur inbrünstig-brünnig ausdrücken lassen. „Ich mußte an mich halten, um sie nicht zu umschlingen. Das deutsche Blut, weitfern der schützenden Heimat, umgeben von tödlicher Feindlichkeit, verlangte inbrünstig danach, noch einmal Herz an Herz zu schlagen, noch einmal Brüderschaft zu fühlen“ (Dwinger, S. 51). Deutsches Blut, deutsche Herzen, deutsche Ordnung und deutsche Erde wie bei der Heimkehr des Chronisten, als sich „meine Finger in die heimatliche Erde krallten“ (Dwinger, S. 503), gehen hier eine schicksalsschwangere und erfolgreiche Symbiose ein. Bei Becher dagegen, der aus seiner Heimat von Deutschen vertrieben wurde und sich dennoch seine Liebe zu seiner Nation, seinem Vaterland im Exil bewahrte, ja der diesen Heimatverlust erlebte „als der Opfer größtes, das je von mir verlangt wurde“ (XVI, 82), finden wir ein ganz anderes, ein vielseitiges, durchdachtes, ratio und emotio miteinander verbindendes Bild der Heimat. Neben dem Bekenntnis zur „klassischen deutschen Kultur“ (XV, 229) steht die Berufung auf „unsere nationale demokratische Tradition“ (XVI, 239)

mit Bauernkriegen und Paulskirchenparlament, neben der wehmütigen Beschwörung der „Denkmäler, all der Zeichen deutscher Vergangenheit“ (XVI, 229) der Ruf „Alle Macht dem Volke! Für die Allmacht des Volkes!“ (XVI, 234). Becher verkündet darüber hinaus die Gewißheit, es sei Deutschlands Sendung, „Mittler und Vermittler des Besten zu sein, was die Völker Europas und wir zu bieten haben“ (XVI, 236), aber er erkennt auch die Gefährdung dieser Sendung in der vergeblichen Mahnung: „Entweder wir erkämpfen uns das demokratische Selbstbestimmungsrecht oder aber wir gehen durch Selbstverschulden einem Schicksal entgegen, für dessen Verlauf später einmal jeder zutiefst mitverantwortlich ist“ (XVI, S. 238 f.). Vielleicht sollte man dieser Sätze Bechers und seiner gesamten Schriften zu diesem Thema, aber auch ihrer Mißerfolge eingedenk sein, wenn heute in der einen Hälfte der geteilten deutschen Nation, Ergebnis des von Deutschland heraufbeschworenen Weltkriegs, von Schriftstellern wie Günter Grass, Martin Walser und Peter Rühmkorf Nation- und Vaterlandsbegriff erneut zur Debatte gestellt werden und wenn der Begriff „Heimat“ eine in meinen Augen verhängnisvolle Stellung wiederzuerobern beginnt. Denn solche Leerstellen werden, so fürchte ich, nicht von der mehrfach apostrophierten Skala der Deutschlandbegeisterung Bechers und seiner mich selbst tief berührenden idealistischen Emphase seines Geistes eingenommen, sondern eher von den immer noch wirksamen, dem Erwartungshorizont des westdeutschen „Durchschnittslesers“ entsprechenden Plätituden des Dwingerschen Ungeistes, die das Unterbewußtsein in so überaus hohem Maße zu bilden wissen.

Das zweite „Tertium comparationis“ liegt in der Stellungnahme zum Bolschewismus, zum Kommunismus, wobei ich hier das Bechersche uneingeschränkte Bekenntnis in allen Einzelheiten als bekannt voraussetzen kann. Bei Dwinger dagegen finden wir die ganze Palette einschlägig bekannter deutscher, westlicher Vorurteile und Klischees, die bis heute ihre Gültigkeit behalten haben und bei denen sich nur schwer entscheiden läßt, ob sie bereits den Chronisten Dwinger beeinflußt haben oder über dieser sie selbst maßgebend mitgeprägt hat. Allerdings blieben die positiven Urteile Grosses, Kläbers und Bechers, der ja sogar von einem „großartigen Bekenntnis zum Bolschewismus“ (vgl. S. 3) spricht, völlig unverständlich, wenn Dwinger und seine Gestalten nicht immer wieder Gründe für den unaufhaltsamen Siegeszug der Roten beibrachten und damit erst Iljas Vermächtnis „Ich stand auf der falschen Seite“ begreiflich machen. So würdigt der Chronist mehrfach, daß die „Roten“ zur Masse „bescheiden, freundlich, gütig“ seien (Dwinger, S. 133), daß es „an Wunder grenzt, was sie leisteten“ (Dwinger, S. 399) und daß es „das Geheimnis ihres Sieges über zahllose Armeen, ihres Sieges über die ganze abendländische Welt (ist): Sie trugen nicht Geld noch Gut auf ihren Bannern, nicht Privilegien noch Konzessionen, sondern das Menschenrecht! Nicht der Kollektivismus siegte über den Individualismus, sondern der Opfermut über den Egoismus“ (Dwinger, S. 400). Auch das ist Originalton Dwinger, hier vorgetragen durch einen im Buch als weisen Mentor auftretenden Kriegsgefangenen Dr. Berger. Sogar der vom Chronisten über alle Maßen bewunderte weiße Kommandeur Vereniki muß kurz vor seinem Tod erkennen: „Uns fehlte der Geist . . . Die Roten haben ihn / . . . Wir haben nicht einmal eine Lüge – wir haben nichts . . .“

(Dwinger, S. 377). Aber diese weise, weiße Erkenntnis gilt bei Dwinger nur für den Kampf in Rußland; sie kann nicht auf den Kampf in der übrigen Welt übertragen werden, denn dann hieße der Chronist nicht Dwinger, wäre seine Bewunderung durch deutsche Faschisten und ihre Sympathisanten unbegreiflich. So werden denn auch die Klischees und Vorurteile, die gegen den Bolschewismus sprechen sollen, in aller Ausführlichkeit ausgebreitet. Überzeugte Kommunisten sind so bevorzugt gekennzeichnet als „finstere Menschen mit fanatischen Augen“ (Dwinger, S. 164), die Alternative heißt in sattsam bekannter Manier „Christentum oder Hunnentum – Abendland oder Morgenland“ (Dwinger, S. 192) und das Verdienst des Bolschewismus liegt letztlich und endlich darin, daß er „dem Abendland zeigt, was uns alsbald erwartet, wenn wir nicht endlich daran gehen, das auf unsere Weise zu erfüllen, was der Bolschewismus auf seine Art erfüllen will: Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Freiheit“ (Dwinger, S. 192). Der tief eingeschnittene Graben verläuft zwischen Kollektivismus und Individualismus, wobei der Chronist selbst bekennt: „Ich hasse den Kollektivismus, werde immer Individualist bleiben – das trennt mich von ihnen für alle Zeiten“ (Dwinger, S. 59). Für Dwinger existiert somit einzig und allein die Alternative „Hie Individualismus – hie Kollektivismus“, und so ist denn auch der oben erwähnte Dr. Berger Künster Dwingerscher Anschauungen, wenn er in hochmütiger, überlegener Geste erklärt, der Bolschewismus „könnte uns Geistigen gleichgültig sein, wenn er den Kollektivismus nicht auf seine Fahnen geschrieben hätte / . . . Denn die Bedrohung der abendländischen Seele liegt nicht in seinen sonstigen Zielen – liegt nur darin! Unser Ziel ist der Einzelmensch, seines der Mensch der Masse!“ (Dwinger, S. 481). Genug dieser schönen und mittlerweile abgedroschenen Klischees von individualistischer, abendländischer Seele, die sich noch durch lange Betrachtungen über deutsche Seele contra russische erweitern ließen, obwohl gerade ihr Erfolg und ihre ununterbrochene Kontinuität von 1931 bis 1981 zu denken geben sollte.

Es bleibt als drittes Vergleichsobjekt der Auftrag des Dichters in einer kampferfüllten Zeit, wobei die Parallelen zum Hier und Heute keines Kommentares bedürfen. Dwinger sah seine Aufgabe in diesen Romanen lediglich darin, Chronist zu sein, „der alle Seiten anhört und aufnimmt, das Urteil aber jenen überläßt, die nach ihm kommen“ (Dwinger, S. 158), aber es dürfte klargeworden sein, wie dies Urteil durch den ‚ehrlichen Chronisten‘ manipuliert, vorgeformt wurde und wie verschieden es nach der weltanschaulichen Position des Lesers ausfallen mußte, was, und dies am Rande, auch die Rezensionen der Große, Kläber, Becher miterklären dürfte. Becher dagegen verlangte von sich und seinen Kollegen, „man muß Stellung nehmen, man muß handeln oder wird verhandelt“ (XV, 294). Bechers erste Auseinandersetzung mit Dwinger aus dem Jahre 1931 schließt mit den Sätzen ab: „Es gibt kein einerseits, kein andererseits. Es gibt nicht die eine Seite und auch die andere Seite. Es gibt nur diese eine Seite. / . . alles, was aus dem Unerträglichen heraus will und vorwärts will, gehört auf diese Seite. Sind wir einseitig? Ja richtig, einseitig. Auf der einzigen richtigen Seite stehen wir“ (XV, 301). Diese herausfordernden Worte haben bis heute ihre Geltung nicht verloren, die Auseinandersetzung Bechers mit Dwinger geht für uns alle weiter. Auch

demjenigen, der sich nicht in allen Fragen auf diese Seite, die Seite Bechers, stellen will und kann, der aber auch die Position Dwingers keinesfalls einnehmen, zu der seinen machen möchte, muß sich die Frage stellen, wie lange er noch glaubt, zwischen einerseits-andererseits auf der Schneide des Messers balancieren zu können, und ob er später seine Lebensbilanz mit dem Satz Iljas, des zweifelnden Menschewiken, schließen möchte „Ich stand auf der falschen Seite“. Dies zum Thema „Becher und Dwinger“ und seiner Aktualität.

Anmerkungen

- ¹ Ich beziehe mich auf folgende Reden, Kommentare und Artikel Bechers, in denen er sich zwischen 1931 und 1941 ausführlich mit Edwin Erich Dwinger auseinandersetzt.
Von der Freiheit des Schriftstellers. In: Literatur der Weltrevolution 4/1931; zitiert nach Johannes R. Becher: Publizistik 1, 1912 bis 1932, Berlin/DDR 1977 S. 292 bis 302.
- ² *Das große Bündnis*. In: Internationale Literatur 5/1934; zitiert nach Johannes R. Becher: Publizistik 1, Berlin/DDR 1977, S. 415-429.
- ³ *Auf das Tagebuch eines gefallenen Studenten*, In: Johannes R. Becher; Publizistik 2, 1939–1945, Weimar 1978, S. 77–81.
- ⁴ An E. E. Dwinger in: Internationale Literatur 9/1941. In: Johannes R. Becher: Publizistik 2, 1939–1945, Weimar 1978, S. 93–97.
- ⁵ Die beiden oben angeführten Bände *Publizistik 1* und *Publizistik 2* werden im folgenden als Band XV und Band XVI der Gesammelten Werke Johannes R. Bechers zitiert.
- ⁶ Zum publizistischen Werk Bechers vgl. Simone Barck: Johannes R. Bechers Publizistik in der Sowjetunion 1935–1945. Berlin/DDR 1976.
- ⁷ Die Trilogie *Die deutsche Passion* umfaßt die Bände *Die Armee hinter Stacheldraht*, Jena 1929, *Zwischen Weiß und Rot. Die russische Tragödie 1919–1920*, Jena 1930 / im folgenden zitiert als Dwinger / und *Wir rufen Deutschland. Heimkehr und Vermächtnis*, Jena 1932.
- ⁸ Zu Dwinger bisher nur Frank Wagner: *Literatur auf Kriegsfuß*. Berlin/DDR 1961, der sich polemisch mit Dwingers Gesamtwerk auseinandersetzt.
- ⁹ Adolf Frisé: Edwin Erich Dwinger. In: *Die neue Rundschau* 44 (1933), S. 840-850.
- ¹⁰ Walter von Moloz: Edwin Erich Dwingers Weg und Wirkung. Einleitende Worte zu einem Vortragsabend des jungen Dichters in Berlin. In: *Der Bücherwurm* 16 (1931), S. 34-37.
- ¹¹ Eugen Kalkschmidt: Edwin Erich Dwinger. In: *Deutsches Volkstum* 34 (1932), S. 279-281.
- ¹² H. Grosse: Dwingers: Zwischen Weiß und Rot. Ein ehemaliger weißer Offizier über den Zusammenbruch der Kotschakarmee. In: *Die Rote Fahne*, Nr. 90, 1931.
- ¹³ Kurt Kläber: Neue Bücher. Zwischen Weiß und Rot. In: *Die Linkskurve* 1931 (3), S. 24-25.
- ¹⁴ Edwin Erich Dwinger: *Die 12 Gespräche*. Velbert 1966, S. 160. Der Autor behauptet hier u. a. „Man verbrannte dabei / bei der Bücherverbrennung. H.M. / nämlich nicht nur Kästner, Zweig, Mann – man verbrannte auch Dwingers ‚Armee hinter Stacheldraht‘“ (S. 161).
- ¹⁵ Norbert Langer: *Die deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg*. Von Paul Ernst bis Hans Baumann. Leipzig² 1941, S. 39.
- ¹⁶ Arno Mulot: *Die deutsche Dichtung unserer Zeit*. Stuttgart 1944, S. 74.
- ¹⁷ Günter Cwojdrak: Die zweite Literatur. In: *Eine Prise Polemik. Essays gegen westdeutsche Literatur*. Halle/DDR, S. 36.
- ¹⁸ a. a. O. S. 38.
- ¹⁹ Vgl. hierzu Donald Ray Richards: *The German Bestseller in the 20th Century. A. complete Bibliography and Analysis 1915–1940*. Bern 1968.
- ²⁰ Edwin Erich Dwinger: *Zwischen Weiß und Rot*, Roman, Bastei/Lübbe-Verlag Bergisch-Gladbach² 1977. Nr. 10042 (Sonderband).
- ²¹ Diese bei Becher ohne Quellenangabe wiedergegebenen Zitate Dwingers, die nicht aus *Armee hinter Stacheldraht* oder aus *Zwischen Weiß und Rot* stammen, konnten bisher nicht nachgewiesen werden.

Oskar Neumann Der Bankier reitet übers Schlachtfeld

Johannes R. Becher in den Kämpfen unserer Zeit

Die Erfahrungen während meiner Zusammenarbeit mit Johannes R. Becher – es waren vor allem die frühen fünfziger Jahre, die Zeit unseres Widerstandes gegen die westdeutsche Remilitarisierung, gegen die Zementierung der deutschen Spaltung durch die Eingliederung der Bundesrepublik in die NATO – machen mich seines Einverständnisses sicher, wenn ich von seinem Gebrauchtwerten für unsere Friedensbewegung heute ausgehe und von daher auch die „Umwertungen“ Bechers als Versuche sehe, ihn und seinesgleichen aus dem Kreis möglicher Verbündeter auszugrenzen. Becher ist für mich in besonderer Weise nicht Vergangenheit, eher Gegenwart und Zukunft: ein ganz fester Punkt in dem internationalen Gradnetz, das Menschen guten Willens, schreibende und lesende, verbindet; einer, der für unser Überleben mit einsteht gegen den amerikanischen Bankier, der übers Schlachtfeld Europa reitet, und auch gegen „Kulturträger“, die den Blutrausch zum „geistigen Rausch“ stilisieren. Unser Land ist „Land im Dämmerschein“, in der Entscheidung zwischen Nacht und Hellewerden. Wird es zur Erstschlagsrampe der US-Strategie und damit, wie Ursula Krechel warnt: „eine Grube, anderen gegraben, in die fällt es selbst hinein“¹ – oder wecken wir mit dem Krefelder Appell und dem Friedensruf der europäischen Schriftsteller, auch mit Bertolt Brechts Worten vom großen Carthago und mit Alfred Anderschs „empört euch der Himmel ist blau“ so viel tätigen Lebenswillen in unserm Volk, daß der Atomtod endlich nur noch in Alpträumen von der Steinzeit vorkommt: „Himmel, du mein blauer, du mein Fröhlichsein“?

„Kein Deutscher“, sagt Hellmut Gollwitzer zur Haltung der Bundesregierung gegenüber der NATO-Hochrüstung, „kann dieses bedingungslose Unterwerfen der Interessen unseres Volkes unter fremde Interessen, diese Auslieferung der Verfügung über die Existenz unseres Volkes an eine fremde Regierung hinnehmen.“ In solchen Aussagen und in der starken Resonanz, die sie finden, läßt unsere Friedensbewegung etwas von dem verspüren, was Johannes R. Becher im Kampf gegen Faschismus und Krieg, dann beim antifaschistischen Neubau als den Beitrag des Dichters innerhalb und außerhalb seines eigentlichen Werks verstanden hat: „die Leidensgrundlage der Welt selbst zu verändern“ und dafür das „versäumte Vaterländische“ hereinzuholen wohin einzig es heute für uns gehören kann – in den nationalen Willen als Teil der Weltbewegung: „Laßt Friede sein!“

Nationaler Friedenswillen also und Johannes R. Becher: da gibt es wie eh und je den Haß von rechts – so kontert „Die Zeit“ die Worte Gollwitzers unter der rufmörderischen Schlagzeile „Ein Volk, ein Reich, ein Frieden“ –, und nach wie vor bestehen auch Mißverständnisse weiter links, oft mehr in der Sache, scheint mir, als nur ausbündig deutscher Metaphern wegen. So fragt Wolfgang Emmerich in seinem Beitrag zu der 1979 erschienenen „Deutschen Literaturgeschichte“ zunächst in bezug auf die Politik der Volksfront, ob die Linke angesichts der Klassenspaltung so viel von „Volk“ und „Nation“ reden, ob man

sich gar in der Sammlung und Pflege des Erbes „durchs gelungene Kunstschoene über die reale Barbarei des Nationalsozialismus ästhetisch hinwegtrösten“ durfte. Er hält auf diese Fragen „eher ein skeptisches Nein als ein Ja“ für geboten – und findet von daher dann Bechers Deutschland-Lyrik trotz manch schönem Gedicht „inflationär“ und „fragwürdig“. ² Darüber läßt sich ja immerhin reden, und zwar umso eher, als Wolfgang Emmerich an anderen Stellen des Buchs durchaus die sozialen und kulturellen Resultate hervorhebt, die mit der ihm so zweifelhaft erscheinenden Politik erzielt worden sind, und das eben auch dank Bechers praktischem und theoretischem, rhetorischem und poetischem Beitrag.

Anders, weil um das Verhüllen der tatsächlichen politischen Implikation bemüht, verfährt Günter Kunert in der „Zeit“ vom 7. August 1981 bei seiner Toteklärung Bechers und Brechts. Zunächst ist die taktische Variante bemerkenswert: während üblicherweise versucht wird, die beiden gegeneinander auszuspielen, erscheinen sie hier miteinander subsumiert unter „das hartnäckige autoritäre Denken“, „Gefangene des 19. Jahrhunderts“, in den Gedichten zu viel Vernunft als Autorität, zu viel positive Utopie, zu viel Umfeld von außen, als daß solche Texte sich nicht bald in Makulatur verwandeln. Da müßte sich die Welt erstaunlich ändern; bisher hat die Menschheit immer die Poesie im Gedächtnis behalten, deren Verfasser, jedenfalls in Zeiten wie den unseren, irgendwie begriffen hatten, daß „das Lebensrecht der Poesie nur im Zusammenhang mit den Rechten verteidigt werden kann, die uns erlauben, Menschen zu sein“. ³ So verstandene Parteilichkeit erscheint mir als der Punkt, gegen den sich tatsächlich der Angriff Kunerts richtet.

Um *hier* das Vertrauen des Lesers zum Autor zu zerstören, wird Becher und Brecht jegliche Glaubwürdigkeit abgesprochen. Ihr dichterischer Bezug auf die konkrete Heimat und das konkrete Volk, die konkrete Klasse und die konkrete Partei wird umgedeutet zu einem kompensatorischen Vollzug „gänzlicher Abstraktion“, um keinen Deut unterschieden vom Anfertigen der Höhlenbilder, einem Ausstellen von „Wechseln auf die Zukunft, die stets platzen“. Betrüger also – und dem entsprechend der Ton höchstrichterlicher Urteilsverkündung. Die „antiautoritäre“ Attitüde will bloß Zustimmung bei solchen Überresten der „neuen Linken“ werben, die ihre Distanz zur Bewegung für den Fortschritt inzwischen gerne damit motivieren, daß sie ihn für unmöglich erklären – für sie versinkt mit der „Titanic“ nicht ein Stück Profitmacherei, sondern das Menschheitsschiff.

Was mich bei alledem am meisten beschäftigt: Schrecken den Verfasser die Spuren nicht mehr, die beim Mythos einer derart autark gemeinten Kunst anfangen und über die „Kämpfe im Zirkusrund“ als Weltverständnis im Mythos des Züchtens der nordischen Rasse fürs „Zeitalter der Weltkriege“ endeten? Die erneuten Attacken gegen Becher finde ich nicht zuletzt darin begründet, daß er in „Kunstautonomie“ und „Innerlichkeit“ die Unfähigkeit zum Widerstand für das Humane und die Anfälligkeit fürs Barbarische erkannt und diese Tendenz vom Ansatz her theoretisch und künstlerisch bekämpft hat. Gerade das will man ihm jetzt streitig machen; es sei ihm dabei allemal nur um die „Fortsetzung des Konkurrenzkampfs innerhalb des attackierten Literaturmarkts“ gegangen, also wohl um den eigenen größeren Marktanteil. Entdeckt

hat das Michael Rohrwasser in dem Buch „Der Weg nach oben“, Koproduktion Stroemfeld/Roter Stern. Sein Trick besteht darin, daß dem Leser durch eine Methode, die mit Deleuze und Guattari über Freud hinaus will, tatsächlich aber hinter jeden wissenschaftlichen Ansatz von Psychoanalyse zurückfällt, ein „modernes“, gar radikal „linkes“ Instrumentarium suggeriert wird. Dabei handelt es sich insgesamt um den simplen Versuch, nun auch noch die Literaturgeschichte für die Totalitarismustheorie zu vereinnahmen, sozusagen als Flicken auf ihr zugegebenermaßen von marxistischen und nichtmarxistischen Wissenschaftlern arg durchlöchertes Dach. Das wurde zuerst gegen den proletarisch-revolutionären Roman geprobt (erschienen unter dem Titel: „Saubere Mädel Starke Genossen“) und nun speziell an Becher fortentwickelt. Heraus kommt: es gibt bei Becher kein Anderswerden, sondern bloße „Knalleffekte“, keine Vorwärtsbewegung vom bürgerlichen zum revolutionären Schriftsteller, sondern immer nur ein Sich-Panzern, gleichermaßen nötig für die Dichter-„Ich-Identität“ vor dem übermächtigen Vaterbild und dann vor dessen Ablösung, der eher noch bedrohlicheren „Partei-Kampfmaschine“ als dem verkörperten „Willen zur Macht“. Damit ist das Schlüsselwort gefunden: Becher wird, weil diesem Machtwillen dienstbar, zum „Wegbereiter des Faschismus“ erklärt. Im übrigen erscheint es als purer Zufall, ob einer von den Schlachtfeldern des 1. Weltkriegs zu den Revolutionären ging oder zu den Weißgardisten, ob einer Kommunist wird oder Faschist. Und bei denen, die schreiben, macht es für Rohrwasser ohnedies kaum einen Unterschied, ob es der eine für den nächsten und übernächsten imperialistischen Raubkrieg tut oder der andere fürs letzte Gefecht der Arbeiterklasse.

Die Gleichsetzung von Imperialismus/Faschismus mit Sozialismus/Kommunismus wäre infam genug, genügt indes dem vorgestellten Zweck nicht. Den Kommunismus erfährt man als gesetzmäßige Entwicklung zu „Sonnenfinsternis“ und „Gulag“. Zu Faschismus und Krieg wird aus dem Ansatz des Psychohistorismus entschieden mehr herausgeholt, als Peter Weiss schon notiert hat: „Die Veredlung des weichlichen Hysterikers zum Heilsbringer – 45 Jahre später wieder aktualisiert als Mystifizierung des Raubmörders zum mißglückten Genie“. ⁴ Rohrwasser/Guattari können es besser: „Der Faschismus scheint von außen zu kommen, doch seine Energie findet er im Herzen des Wunsches eines jeden“ ⁵. So verrät nun der Scheinradikalismus seine Funktion: Die Schuldigen am Faschismus sind vollends aus der Schußlinie, den Raubmördern trägt jeder in sich. Dazu gibt es übrigens eine vollkommene Entsprechung in Sachen Krieg und Frieden. Robert Ardrey hat den „territorialen Instinkt“ in der Menschennatur entdeckt als den Grund jeglicher Kriege, lustvoll geführt dank einer allgemein-menschlichen „unbändigen Vorliebe für alles was knallt“, wohl auch und gerade wenns die Atombombe ist. Ausgerechnet den hat Lew Kopelew in seiner Frankfurter Rede zur Buchmesse 1981 als Leitfigur zum Frieden angeboten.

Sich mit diesem Zeug zu befassen, könnte abseitig erscheinen, würden nicht von daher über die Massenmedien Tag für Tag besonders aggressive Energien gegen die Friedensbewegung mobilisiert. So macht die Perversion Schule: Die Diffamierung von Bechers „Levisite“ als geistige Kumpanei mit schreibenden Freikorpsmördern hat ihre Parallele in der Art, wie man Heinrich Böll, vordem

beschimpft als geistiger Vater des Terrorismus, nun der Führerschaft in Sachen – wörtlich so! – „Antiatomkriegshysterie“ verklagt. Diese ist laut Karl Steinbuch Verursacherin eines „Machtvakuums“ und so die eigentliche Kriegsgefahr für unser Land; in der Sehnsucht der Menschen nach „totalem Frieden“ sieht er die Neuauflage der Sportpalast-Kundgebung mit Goebbels für den „totalen Krieg“. Der Bayerische Rundfunk ließ das direkt auf die 300 000 in Bonn anwenden und sogleich einen Steckbrief gegen die Träger des in dieser Friedensdemonstration verkörperten „latenten Faschismus“ erlassen: „häßliche Gesichter“, „gekrümme Schultern“, die „kleine rachitische Seele im pickligen Körper“ ⁶ – alles O-Ton Ludolf Herrmann im Abendkommentar des Bayerischen Rundfunks am 10. Oktober 1981.

In welchem Sinn also spreche ich vom Gebrauchtwerden, vom Nötigsein Johannes R. Bechers bei den Entscheidungen in meinem Land? Unsere Friedensbewegung ist wesentlich bestimmt von einer Generation ohne Kriegserleben. Die Strategie des Friedenskampfes ist weit hinausgewachsen über „Levisite“, und zwar dank des Fortschreitens der sozialistischen Revolution, damals zu Recht Bechers einziger Hoffnung, dank weltweiter Erfolge der nationalen Befreiungsbewegungen, dank neuer Qualitäten des Widerstands der Völker auch in den Zentren des Imperialismus. Gerade da haben wir gegen verdammmt viel Kontinuität des Rüstungs- und Kriegsinteresses aus der ersten Jahrhunderthälfte Johannes R. Becher nötig, gewiß nicht als „Repräsentanten“, aber als Anreger für vernünftige Gefühle und theoretische Sinne, fürs Nähren der Träume und für einen langen Atem, damit auch sein schönes München, unser München, erst wirklich schön wird durch die Menschen, die ihre Lebensumstände und dabei sich selber ändern. Dazu brauchen sie die harte Wahrheit, die eine Levisit-Formel als anfängerhaften Vorversuch erscheinen läßt gegenüber der US-Produktion ganzer Serien von Neutronenbomben und binären Kampfgasen – oder sollte ich auch jetzt sagen: „Daß alle Kampfstoffe, die heute wir kennen, bereits längst überholt sind“? Und die Menschen brauchen Menschen an ihrer Seite, damit aus Angst Mut, aus Erstarrung Widerstand wird. „Und denen, die nichts mehr wollen/Und die an nichts mehr glauben,/Ein Freund, ein guter Wille, eine neue Sehnsucht:“ die Perspektive, es lohnt sich dafür zu kämpfen, „daß der Mensch zum Menschen wird“.

Wo der Realist Becher entdeckt und gestaltet: da ist „ein Glanz in den Augen eines noch grauen Gesichtes“, erfüllt seine Lyrik, so empfinde ich es, die Forderungen an eine neue Ästhetik, die auch Peter Weiss meint: daß sie angesichts des Zerfalls „Qualitäten wie Menschenwürde, Mut, Ausdauer berücksichtigt“, daß der Schriftsteller von daher dem Zweifel am Fortschritt, seinen Versuch entgegenhält, „die Erkenntnisse zur Anwendung zu bringen“, – für eine menschliche Ordnung, eine menschliche Schönheit.

Anmerkungen:

- ¹ Ursula Krehel in „Vom deutschen Herbst zum bleichen deutschen Winter“, München/Königstein 1981, S. 25.
- ² Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1979, Seite 352 und 365.
- ³ J. R. Becher „Verteidigung der Poesie“, Gesammelte Werke Band 13, Berlin und Weimar 1972, S. 67.
- ⁴ Peter Weiss Notizbücher II, Frankfurt/Main 1981, Seite 653.
- ⁵ Von Rohrwasser zitiert aus Guattari „Mikropolitik des Wunsches“, Berlin 1977, S. 30.
- ⁶ Gekürzte Fassung des Kommentars von Ludolf Herrmann im BR, Frankfurter Rundschau, 15. Oktober 1981.
- ⁷ Peter Weiss a. a. o., Seite 782.

Richard Albrecht Exil im Roman

I. Zu Klaus Manns „Der Vulkan“ und Lion Feuchtwangers „Exil“

Die Literatur des antifaschistischen deutschen Exils nach 1933 stellte – natürlich – auch die eignen, bitteren Erfahrungen in diesem Exil dar. Dabei gab es in den ersten Monaten und Jahren kaum Vorstellungen davon, wie lange dieser Exodus dauern würde und was die Exilierten auch in den Aufnahmeländern an Ausgrenzung, Diskriminierung und Bitternis noch erwartete. Schon die ersten Jahre der Emigration wurden literarisch gestaltet – wenn auch zunächst weniger in der „großen Form“ etwa des Romans, sondern vielmehr in auf Unmittelbarkeit ausgerichteten Kampfschriften, Pamphleten, Reportagen. Dazu zählen die auf unmittelbare Wirkung hin geschriebenen Romane von Heinz Liepman, *Das Vaterland. Ein Tatsachenroman aus Deutschland* (1934), Neuauflage Hamburg 1979 (konkret Literatur Verlag), Frank Arnaus *Die braune Pest. Roman einer Epoche* (1934), Karl Billingers *Schutzhäftling Nr. 880. Roman aus einem deutschen Konzentrationslager* (1935), Neuauflage München 1975 (Rogner & Bernhard).

Viele dieser Arbeiten sind bis heute unbekannt, vergessen, jedenfalls nicht wieder aufgelegt. Und weiter muß wie bei der antifaschistischen Exilliteratur allgemein berücksichtigt werden, daß auch für literarische Arbeiten über die Erfahrung Exil nur sehr schmale Veröffentlichungsmöglichkeiten bestanden.¹ So ist sicherlich vieles Geschriebene nicht gedruckt und veröffentlicht worden, insbesondere Arbeiten jüngerer, unbekannter Künstler² oder Werke von Autoren, die in größerer Entfernung von den Emigrationszentren und deren Verlagen lebten.

Paul Zech zum Beispiel schrieb 1936/38 seinen großen Exil-Roman *Michael M. irrt durch Buenos Aires. Aufzeichnungen eines Emigranten*, der im August 1938, unter Zechs Pseudonym Rhenanus, auch Thomas Mann zur Begutachtung vorlag. Zur Veröffentlichung freilich kam es nicht, das Manuskript befindet sich noch immer ungedruckt in der Zech-Sammlung des Marbacher Literaturarchivs. Thomas Mann urteilte: „Es ist unleugbar ein interessantes Buch, geschrieben von einem gebildeten Zeitgenossen, der sich der gegebenen modernen Ausdrucksmittel zu bedienen weiß und von dem man allerlei Lebensrealitäten lernen kann. Woran es fehlt, ist Originalität und dichterisches Gepräge.“³ – Ähnlich ging es dem Dichter Paul Zech – der hier für viele stehen mag – mit seinem 1939 entstandenen Drama *Emigranten*; dagegen wurde sein „Emigrantendrama“ *Heuschrecken* 1938 aufgeführt und in kleiner Auflage gedruckt (Basel 1938, Universum-Bücherei). Paul Zechs 1936/38 geschriebener antifaschistischer Kampfroman *Deutschland dein Tänzer ist der Tod* erschien sogar erst 1980 im Greifenverlag Rudolstadt (DDR), in der Lizenz 1981 in Frankfurt/Main (Röderberg-Verlag). Und auch Bertolt Brechts 1940/41 entstandenes Szenario *Flüchtlingssprache* wurde erst 1961 veröffentlicht.

Bei all diesen Büchern haben wir es mit wesentlich autobiografisch beeinflußter Literatur zu tun. Anna Seghers schrieb zum Beispiel am 1. September 1940 aus

Frankreich an den in New York lebenden Verleger und Kampfgefährten Wieland Herzfelde: „(...) es geht mit furchtbar schlecht (...) es geht mir so, daß jede Beendigung der Arbeit nur mit einem wirklichen Kräfteverlust, mit einem solchen Verbrauch von sog. Lebenssubstanzen möglich ist, daß ich immer fürchte, meine ganze Arbeit ist gefährdet.“ Und in welch hohem Maß unter diesen Bedingungen das Schreiben auch eine Form der Über-Lebens-Strategie war, wird aus später geschriebenen Briefen der Schriftstellerin zur Entstehung ihres 1944 zuerst in spanischer Übersetzung veröffentlichten Romans *Transit* deutlich: „... ich habe fast alles, was darin vorkommt, miterlebt ... Das Buch ist in Marseille entstanden, in den erwähnten Cafés, wahrscheinlich sogar, wenn ich zu lange warten mußte, in Wartezimmern von Konsulaten, ... Ich habe ... niemals so etwas unmittelbar im Erlebnis Steckendes geschrieben.“⁵

Gleiches mag gelten für viele der bis 1939/40 erschienenen Romane zum Exil der deutschen antifaschistischen Emigration: etwa Klaus Manns *Flucht in den Norden* (Amsterdam 1934, Querido-Verlag), Konrad Merz' Bericht *Ein Mensch fällt aus Deutschland* (Amsterdam 1936, Querido), Bruno Franks Novelle *Der Reisepaß* (Amsterdam 1937, Querido), Stefan Lackners *Jan Heimatlos* (Zürich 1938), Walter Schönstedts *Lob des Lebens* (New York 1938), Oprecht-Verlag), Irmgard Keuns *Kind aller Länder* (Amsterdam 1939, Querido). Und sicherlich sind auch, neben allen Elementen von Trivial- und Kolportagedarstellung, in die Exil-Romane von Hans Habe (*Drei über die Grenze*, Genf 1937), Vicki Baums später verfilmten Roman *Shanghai 37* (Amsterdam 1939, Querido) und die späteren, auch verfilmten, Romane von Erich Maria Remarque *Arc de Triomphe* (1945) und *Die Nacht von Lissabon* (1962) – die Emigrationserfahrungen dieser Erfolgsautoren eingegangen. Viele dieser Bücher kamen nicht selten zuerst in fremder Sprache heraus, wie *Transit* oder Lion Feuchtwangers englisch geschriebener Roman *The Devil in France*, der 1941 im New Yorker Verlag Viking Press erschien und dessen erste deutschsprachige Ausgabe 1942 unter dem Titel *Unholdes Frankreich* in Mexiko im Exilverlag El Libro Libre herauskam. Und auch Fritz Erpenbecks Roman *Emigranten* erschien 1937 auf russisch, bevor 1939 in Moskau die erste deutschsprachige Ausgabe veröffentlicht wurde.

Manche Schriftsteller schrieben und publizierten unter den Zwängen des US-amerikanischen Büchermarktes ihre Romane gleich auf englisch (z. B. Stefan Heym). Klaus Mann zwang sich seit den späten 30er Jahren sogar, auch private Aufzeichnungen in englisch festzuhalten. Die materielle und seelische Not des Exils, die Isolierung, Vereinsamung und Ächtung führten dazu, daß manche Schriftsteller Jahre und Jahrzehnte Distanz brauchten, bevor sie sich literarisch mit ihren Exil-Erfahrungen beschäftigen konnten. Das trifft zum Beispiel auf den 1938 aus der ČSR emigrierten Ernst Sommer zu, dessen Roman *Erpresser aus Verirrung* erst 1949 in der DDR erschien; auch Peter Weiss hat seine autobiografischen Berichte *Abschied von den Eltern* erst 1960 und *Fluchtpunkt* 1961 vorgelegt, um in den siebziger Jahren Autobiografisches in seiner Epochentrilogie *Die Ästhetik des Widerstands* weiter aufzuarbeiten. Das alles sind Reaktionsweisen auf die Erfahrung des Exils. Sie sind auch wissenschaftlich-erfahrungsbezogen behandelt worden in der schmalen Studie

des exilierten Sozialwissenschaftlers Ernst Grünfeld: *Die Peripheren. Ein Kapitel Soziologie*, Amsterdam 1939 (N. V. Noord-Hollandse Uitgevers Mij). Im Anschluß an die Vorarbeiten der deutschen Soziologie von Georg Simmel, Robert Michels und Theodor Geiger⁶ rückt Grünfeld „das aussondernde Erlebnis“ des Exilierten in den Mittelpunkt seiner Untersuchung kultureller Entfremdungsprozesse. „Wer solche Erlebnisse hinter sich hat, ist, wenn er nicht ganz stumpfsinnig ist, natürlich ein anderer Mensch geworden . . . Das Merkmal des aussondernden Erlebnisses wird sobald nicht aus der Seele des Peripheren getilgt werden können.“⁷

Das alles – scheint mir – ist heute bei der Aufnahme antifaschistischer deutscher Exilliteratur und besonders bei dem literarischen Stoff Exil zu bedenken. Diese Probleme spiegeln sich auch in zwei bedeutsamen, kürzlich als Taschenbuch erschienenen Exil-Romanen im engeren Sinn – in Klaus Manns *Der Vulkan. Roman unter Emigranten* und in Lion Feuchtwangers *Exil*, beide zuerst veröffentlicht im Amsterdamer Querido-Verlag 1939 und 1940.⁸

Beide Schriftsteller haben sich literarisch, politisch und moralisch der Herausforderung Exil gestellt, beide Romane versuchen, über schon veröffentlichte Vor-Arbeiten hinauszugehen, indem nicht nur einzelne Seiten des Exils (wie etwa in Bruno Franks *Der Reisepaß*) dargestellt werden, sondern eine romanhalfe Totale der antifaschistischen deutschen Opposition im Ausland von 1933 bis zum Kriegsbeginn 1939 ins Auge gefaßt wird.

Umstritten waren und sind diese beiden ‚großen‘ Exil-Romane allemal. Alexander Stephan zum Beispiel gelten beide Romane als „formales Chaos“; er hält Klaus Manns *Vulkan* für „mehr oder weniger mißraten“⁹

Fehlen nach Meinung dieses heutigen Kritikers überhaupt „bedeutende Bücher zum Thema Exil“,¹⁰ so bezeichnete Walter A. Berendsohn, selbst emigrierter Literaturwissenschaftler, 1946 Klaus Manns Roman *Vulkan* als „weitaus den besten Roman aus dem Leben der Emigranten, ergreifend in den mannigfaltigen Einzelschicksalen und zugleich voll Spannung durch den geistigen Kampf gegen die Barbarei des Dritten Reiches.“¹¹

Die DDR-Literaturwissenschaftler Werner Rieck und Joseph Pischel¹² haben in ausführlichen Werkanalysen an den Romanen *Der Vulkan* und *Exil* hervorgehoben, daß beide Autoren sich den grundlegenden Epochaproblemen – Humanismus oder Barbarei, Frieden oder Krieg – gestellt haben und daß jeder auf seine Weise und mit seinen besonderen kompositorischen, gestalterischen und sprachlichen Mitteln sich gegen die faschistische Barbarei in diesen Romanen engagierte.

II.

Klaus Manns *Der Vulkan* ist die fünfte selbständige Buchveröffentlichung des Autors zum Sujet und zugleich sein komplexester literarischer Versuch, nach sechs Jahren Exil literarisch Rechenschaft zu geben. „Eine genaue Chronik unserer Verwirrungen, Leiden, auch der Hoffnungen“ soll die Entwicklungsgeschichte des antifaschistischen Exils seit 1933, vor allem die intellektueller Antifaschisten aufzeichnen. Zwei Briefe aus dem Innern des III. Reichs bilden, als Prolog und Epilog, die Grenzpunkte dieser Entwicklung: wirbt der erste noch für den Aufbruch im neuen Deutschland, so drückt der zweite sechs Jahre

später, Anfang 1939, den Ekel über die nun erkannte faschistische Barbarei aus.

Klaus Mann geht es in dem Roman auch um eine politische Perspektive des Exils seit 1933. Sie erscheint sowohl theoretisch in den scheinbar endlosen Emigranten-Diskussionen der Pariser Kaffeehäuser als auch im unbeugsamen Kampf vor allem der Romanfigur Marion von Kammer, die im europäischen und später im US-amerikanischen Exil als Kabarettistin, Schauspielerin und Rezitatorin gegen Nazi-Deutschland agitiert. Hier nähert sich Klaus Mann politisch der antifaschistischen Volksfront-Konzeption, wie sie seit 1934/35 vor allem von den Kommunisten verstanden und vertreten wurde.¹³

Außerdem diskutiert der Roman jenseits der äußeren Handlung immer auch die Problematik der Eingriffs- und Widerstandsmöglichkeiten des exilierten bürgerlichen Intellektuellen und Künstlers unter schwierigsten Handlungsbedingungen. Ganz im Gegensatz zur äußeren Handlung mit dem „happy-end“ der aktivistischen Künstlerin und des zurückhaltenden Hochschullehrers in einer US-amerikanischen Mittelstadt 1938 bleibt dieser Problembereich im Roman offen. Trotz der zu Tage tretenden Autoren-Absicht, gerade exilierten Künstlern in schwerer Zeit „Trost und vor allem Mut zu spenden“ (Dirschauer) enthält der Roman stark resignative Momente. Der junge Schriftsteller Martin Korella beschleunigt seinen Tod durch eine Spritze, und am Schluß der Romanhandlung bringt der Autor mystisch irrationale Elemente ein, um sich und den Leser zu einer optimistischen Sicht zu zwingen – und zugleich auch zur Gemeinschaft und Gemeinsamkeit aller anti-nazistischen Kräfte des Exils.

Die Handlung des Entwicklungsromans *Der Vulkan* setzt im April 1933 in Paris, dem europäischen Emigrationszentrum bis 1939/40, ein und wechselt dann ständig Handlungsort, Milieu und Personengruppierung mit Hilfe einer episodalen Erzähltechnik. Die Breite der Romanhandlung führt den Leser in laufend wechselnden Szenen auch in – so Klaus Mann in seiner Autobiographie *Der Wendepunkt* (deutsche 1952; amerikanische Erstausgabe als *The Turning Point* 1942) – „Landschaften (seines) Lebens“, nach Prag, Zürich, Amsterdam, die Côte d’Azur, aber auch nach Schweden, Polen, Shanghai, ins Spanien des Bürgerkrieges und schließlich in die USA. Und neben dem Milieu einer unpolitischen jüdischen „Wirtschaftsemigration“ und der politischen Intellektuellen-Emigration scheint gelegentlich auch eine proletarisch-plebejische Emigration ‚der da unten‘ auf, die Leidensstationen derer, die zwischen den Staaten hin- und hergeholt werden und, jenseits der politischen Organisationen, nur mit nie ausreichender caritativer Hilfe überleben können.

Klaus Mann ist als romanhafter Berichterstatter und Chronist dieser schweren und bitteren Jahre intimer Kenner von Emigranten-Verzweiflung und „Emigranten-Psychose“, an der viele zerbrachen; andere gaben sich resigniert selbst auf (im Roman der junge jüdische Sozialwissenschaftler David Deutsch). Diese Seite des Romans *Der Vulkan* kennzeichnete Lion Feuchtwanger: „Der Roman . . . stellt die intellektuelle Emigration dar. Es sind zumeist schwache oder doch unheldische Menschen, welche gezeigt werden, gescheit die meisten und liebenswert, aber nicht stark genug, den Bedingungen standzuhalten, in welche sie geraten sind. Sie sind dem übeln, seelenverzehrenden, entwesenden Geschäft des Exils nicht gewachsen.“¹⁴

Klaus Mann hat das Problemspektrum des Exils und seines Alltags in einem Autorenkommentar zu Beginn des vierten Kapitels im dritten Buch gekennzeichnet:

„Reale Freuden und Sorgen bringt auch das Exil. Ein Transit-Visum durch Belgien wird zum großen Problem, ein Affidavit für die Vereinigten Staaten zum erregenden Thema, die Arbeitserlaubnis in der Schweiz zur ersehnten Gabe des Himmels. Berliner Geschäftsleute fassen den Plan, eine gewisse Sorte von Manschettenknöpfen in Mexiko zu lancieren, Frankfurter Rechtsanwälte lassen sich in Australien nieder, Schriftsteller aus Wien versuchen, Artikel in holländischen oder dänischen Publikationen unterzubringen. ‚Die Forderung des Tages –: deine Pflicht!‘ Deutsche Ärzte bemühen sich um Assistenten-Stellungen in kalifornischen oder türkischen Hospitälern; deutsche Schauspieler bieten sich in Hollywood an; die Gattinnen vertriebener deutscher Professoren wollen Wiener Cafés in Argentinien eröffnen. Wird es ein Erfolg, oder ein Fiasko? Langt das Geld, und wer könnte noch etwas zur Verfügung stellen? Bekomme ich die Aufenthaltserlaubnis? – Dies sind lebendige Fragen, Lebens-Fragen, dies ist Alltag, für Wunschträume und geheime Hoffnungen bleibt wenig Zeit.“¹⁵

Daß diese Lebens- und Existenzbedingungen sich auf die exilierten Persönlichkeiten auswirken müssen, ist offensichtlich. Klaus Mann kommentiert weiter: „Gar zu viele oder zu lang ertragene Sorgen können den Charakter verderben: mancher nimmt Schaden an seiner Seele, wenn er schier ununterbrochen über Transit-Visen und Geld-Beschaffung grübeln muß. Auch das intellektuelle Niveau senkt sich – gesetzt den Fall, daß es jemals eine Höhe hatte, von der sich hinabgleiten ließ –; das Interesse für alles Feinere, alles Schwierig-Zarte hört auf, auch das Mitgefühl wird ersticken von der permanenten Angst um die eigene Zukunft, und schließlich bleibt nur noch ein Egoismus übrig, der stumpfsinnig und völlig lieblos werden läßt.“¹⁵

Diese „harte Schule“ kann schließlich Persönlichkeiten zerbrechen – aber auch entwickeln helfen: „Ach – nicht alle, nicht die meisten unter den Exilierten zeigten sich leidenschaftlich, widerstandsfähig, stark genug, um sich einen offenen Sinn und ein fühlendes Herz zu bewahren!

Anderen freilich war die harte, angespannte Existenzform gut bekommen. Die Fremde hatte sie kühner, klüger und besser gemacht. Ihre mitleidende Phantasie, ihr prüfender Verstand, ihr Glaube und ihr Zweifel hatten sich entwickelt. Früher waren sie vielleicht weichlich und faul, unwissend und sentimental gewesen. Das Exil – die harte Schule, durch die sie gingen – hatte sie zu Menschen geformt. Ihre veränderten, geprüften Herzen waren sowohl empfindlicher als auch entschlossener geworden.“¹⁶

Den literarischen Anspruch kann der Erzähler Klaus Mann in diesem Roman nicht bis zum Schluß durchhalten. Das zeigen nicht nur der zitierte Erzähler-Kommentar oder einzelne „trivial“-literarische Erzählkunstgriffe – auch der Spannungsbogen der zahlreichen aufeinander bezogenen Episoden kann nicht durchgehalten werden. Insofern braucht der zum Schluß visionär auftretende Engel als Trostspender nicht weiter zu überraschen. Der Autor konnte die vielfältigen Handlungsfäden wohl nicht anders miteinander vermitteln und zusammenfügen.¹⁷

Der Schluß spricht allerdings nicht bloß von einer innerliterarischen „gestalterischen“ Schwäche des Schriftstellers Klaus Mann (die Kompositionstechnik seines Romans hat in Gides *Falschmünzer*¹⁸ und Anna Seghers *Die Gefährten* anspruchsvolle Vorbilder), sondern hier bildet sich auch die Schwierigkeit des Sujets Exil ab – gerade weil in jener „Zeit großer Enttäuschungen“ (Berglund) oft nur der Glaube an eine bessere Zukunft und die schließliche Niederlage der Nazi den exilierten antifaschistischen Autor am Leben halten konnte. Auch der Epilog drückt im fiktiven Brief des früheren „Kameraden Dieter“ diese Hoffnung aus: sechs Jahre nach dem Machtantritt Hitlers emigrierte der frühere Freund selbst, weil er die Kriegsvorbereitungen der Nazi nicht mehr mittragen wollte.

III.

Lion Feuchtwangers Roman *Exil* – erschienen zuerst als dritter Band seiner *Wartesaal-Trilogie* nach *Erfolg* (1930)¹⁹ und *Die Geschwister Oppermann* (1933)²⁰, bald darauf auch in russischen, englischen und US-amerikanischen Ausgaben – ist der zweite große Roman zum Sujet antifaschistisches deutsches Exil und zugleich der letzte Roman, der die Vor-Kriegsphase dieses Exils in Breite und Tiefe gestaltet.

Feuchtwanger schrieb im Vorwort zur Erstausgabe: „Ich habe für dieses Buch zwei Motive aus der historischen Wirklichkeit verwandt: die Entführung eines emigrierten Journalisten und den Ankauf und die Lahmlegung einer deutschen Emigrantzeitung durch Agenten des Dritten Reichs. . . . Das Buch ‚Der Wartesaal‘ gibt nicht wirkliche, sondern historische Menschen. In einigen Jahren wird diese Erklärung überflüssig erscheinen, da sie Selbstverständliches enthält. Heute, bei der Überempfindlichkeit mancher deutscher Flüchtlinge und Auswanderer, scheint sie geboten.“²¹

Der heutige Kritiker Alexander Stephan will in dem Roman eine „frei erfundene Erpressungsgeschichte, die Affäre eines Gestapospitzels mit einer reichen Halbjüdin“ als „Ingredienzien der Trivialliteratur“ erblicken.²² Jedoch so ganz aus der Luft gegriffen waren diese Handlungselemente nicht. Kurt R. Großmann dokumentiert in „Emigration“. „Geschichte der Hitler-Flüchtlinge 1933–1945“ (Ffm 1969, eva) die Entführung des früheren Weltbühne-Autors Bertold Jacob, der im Exil weiterhin die heimliche Aufrüstung der Nazis publizistisch enthüllte. Historische Tatsache ist auch der Aufkauf der Saarbrücker Zeitung *Westland* durch Nazi-Agenten vor der Saar-Abstimmung, die durch zeitgenössische Enthüllungen wie durch heutige Untersuchungen belegt ist.²³

Gisela Berglund schreibt zum Verhältnis von Historischem und Fiktionalem im Roman „Exil“: „Der Leser erhält durch den Roman eine realistische Vorstellung von den Bedingungen des Exils. Im Gegensatz zu Klaus Mann desillusioniert Feuchtwanger, bei allem Respekt vor den Leistungen der einzelnen Emigranten, die publizistische Tätigkeit im Exil. Mit den Waffen des Geistes allein ist der Nationalsozialismus nicht zu schlagen. Der Roman enthält eine politische Botschaft: er ruft zur Einigung des deutschen Exils unter der Führung der KPD und der Sowjetunion auf.“²⁴

Und mehr noch: gerade durch den in der Figur des bürgerlichen Künstlers Sepp Trautwein gestalteten „Zusammenhang von Tagesfragen und Epochaproble-

men“ (Joseph Pischel) ist Feuchtwangers *Exil*-Roman nicht nur realistische Beschreibung der Lebens- und Existenzbedingungen des westeuropäischen Exils, sondern zugleich der Versuch eines bürgerlich-humanistischen Autors, den Zwiespalt zwischen Macht und Geist, Pazifismus und Gewalt, subjektiv Gewohntem und objektiv Notwendigem als konkrete antifaschistische Kampfaufgabe aufzulösen. Sepp Trautwein lässt sich als Redakteur der Pariser Emigrantenzeitung zeitweilig auf tagespublizistisches und unmittelbar politisches Handeln ein; er überwindet sogar liebgewonnene Gewohnheiten und Illusionen, und er stellt sich der geschichtlich entscheidenden Frage der Einheit aller Nazi-Gegner unter Einschluß der Kommunisten und im Bündnis mit der UdSSR. Dieser subjektiv schmerzliche Lernprozeß erlaubt ihm schließlich, den Entschluß seines Sohnes Hanns zur Übersiedlung in die Sowjetunion anzuerkennen, obwohl Trautwein nun, nach dem Selbstmord seiner Frau, allein in der Fremde des Exils bleibt.

Feuchtwanger verschweigt nicht die Bedrohungen, Illusionen, Widersprüche und Erbärmlichkeiten des Lebens der Flüchtlinge. Im Unterschied zu Klaus Manns *Der Vulkan* akzentuiert er jedoch stärker und illusionsloser die Beziehungen des Exils zu Vertretern der sogenannten „Inneren Emigration“, zu illegalen Kämpfern in Hitlerdeutschland und auch zu den verschiedenen Vertretern der Nazi in Frankreich. Hier spricht Feuchtwanger Denkmuster und Gefühlsschichten an – etwa im Typus des zynisch-nihilistischen Karriere-Journalisten der Nazi in Paris, Wiesener, oder in der Gestalt des Dirigenten Riemann, der zwar humanistisch gesonnen ist, aber kaum vom opportunistischen Nazi-Mitmacher unterschieden werden kann –, die später, nach der militärischen Niederlage der Nazi, unmittelbar in die aktuelle politische Auseinandersetzung hineinwirken.²⁵

Trotz der äußereren Spannung der Romanhandlung geht es in Feuchtwangers *Exil* immer auch um mehr als nur Unterhaltung und Aufklärung: die Bewährungsprobleme – für die beiden Trautwein, aber auch für andere – erscheinen zugleich als *Epochenprobleme und grundlegende menschliche Entscheidungssituationen*.

Gemeinsam ist den Exilromanen von Klaus Mann und Lion Feuchtwanger die realistische Beschreibung des antifaschistischen deutschen Exils bis zum Zweiten Weltkrieg und die ausdrückliche antifaschistische Haltung, die beide Autoren in ihren Romanen für die Volksfront-Konzeption und -Politik Partei ergreifen ließ. Deutlich wird, bei beiden Autoren, daß jenseits dieses vernünftig-humanen Bündnisses Zweifel, jeweils veranschaulicht in den Künstlerfiguren, bleiben: das objektiv Vernünftige geht weder in *Der Vulkan* noch in *Exil* voll im Subjektiven auf, Spannungen, emotionale „Hohlräume“ (Anna Seghers)²⁶ bestehen weiter.

In der dramaturgischen Komposition kann Feuchtwanger – im Gegensatz zu Klaus Mann – das „große Thema“ von Anfang bis Ende des Romans durchhalten, weil er als Erzähler, immer wieder zu den Hauptsträngen der Handlung und ihrer Konflikte zurückfindet. Wenn bei Klaus Mann das Schlußkapitel des Romans visionär-utopisch gerät, so bleibt Feuchtwangers Schlußakkord von dieser Welt: mit dem Abschied Hanns Trautweins vom Vater und seiner Abreise nach Moskau, mit der Londoner Uraufführung der

„Wartesaal“-Symphonie des Komponisten Sepp Trautwein findet der Roman *Exil* einen politisch wie dramaturgisch konsequenten – und optimistischen – Abschluß.

Die späte Wirkungschance dieser beiden Exil-Romane durch die Herausgabe in weitverbreiteten Taschenbuchreihe mehr als vierzig Jahre nach ihrer Erstveröffentlichung, scheint mir so anerkennens- wie begrüßenswert – nicht zuletzt deshalb, weil beide Romane auch einen authentischen Einblick in das antifaschistische deutsche – literarische und politische – *Exil als Lebensform* vermitteln.

Als *massenliterarische* Wirkungschance und literarisch-politische „Wiedereinbürgerung“²⁷ für ein breites, oft literaturfernes Publikum hätte der ambitionierte siebenteilige Fernsehserienfilm *Exil* in der Drehbuchfassung von Robert Müller und Egon Günther einiges auf- und einholen können.²⁸ Diese Chance freilich scheint mir von der dramaturgischen Form wie der filmischen Realisierung – ganz unabhängig von den Wirkungsabsichten Egon Günthers²⁹ – nur unzureichend eingelöst. Denn einmal sind die Bearbeiter der bei einer Spielzeit von etwa sieben Stunden näheliegenden Gefahr der Ästhetisierung des Exil-Leids – verstärkt durch lange Kamera-Einstellungen und entsprechende Farbgebung – kaum entgangen, zum anderen wurden auch weitgehend die im Roman selbst angelegten action-Elemente (Entführungsfall, Zeitungsaufkauf, Bespitzelung der Emigranten durch Nazi-Agenten) und inneren Spannungsbögen (Entscheidungssituation für Hanns und Sepp Trautwein) eskamotiert.

Auch hat sich die Fernsehverfilmung passagenweise von der Romanvorlage entfernt. So haben die Bearbeiter eine Szene hinzuerfunden, in der ein exilierter Schriftsteller dogmatisch auf dem Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus beharrt: er trägt dadurch zur Sprengung des von Feuchtwanger mitgetragenen und im Roman ausdrücklich bejahten antifaschistischen Bündnisses bei.

Eine derartige Veränderung der Vorlage lässt sich m. E. weder historisch noch aktuell rechtfertigen. Jedoch hängt diese „selbständige Deutung“ mit der Hauptschwäche des Films zusammen: die bei Feuchtwanger trotz aller Desillusionierungen dominierende optimistische Perspektive wird dramaturgisch nicht erkannt und filmisch nicht umgesetzt. Unbegriﬀen und ungeklärt bleibt die Frage des Widerstands gegen die faschistische Diktatur. Aber Widerstand war das deutsche antifaschistische Exil doch auch, trotz aller Momente der Entsolidarisierung, zeitweiligen Scheiterns, Verzweiflung und Selbstaufgabe. Aus der Gesamtheit des Widerstands zogen die engagierten und kämpfenden Exulanten ihren Mut wie ihr Durchhaltevermögen, und aus dem Blickwinkel des Widerstands erhielt die antifaschistische Emigration erst ihren Sinn.

Da also die massenliterarische Wirkungschance durch das Medium Fernsehfilm leider nur unzureichend genutzt wurde, bleiben wir einmal mehr auf die Lektüre des Romans *Exil* und auch des *Vulkans* von Klaus Mann angewiesen. Sie sei hiermit ausdrücklich empfohlen.

Anmerkungen

¹ Vgl. Hugo Kunoff, „Literaturbetrieb in der Vertreibung“, in: Manfred Durzak, Hrg., „Die deutsche Exilliteratur 1933–1945“, Stuttgart 1973 (Reclam), S. 183–197; Klaus Hermsdorf, „Verlag und Verleger im Exil“, in: Zeitschrift

Wolf Scheller
Der Traum von der Elite

für Germanistik, 2. Jg. Berlin 1981, S. 261–267.

² So schon Franz Carl Weiskopf 1947 (vgl. F. C. Weiskopf, „Unter fremden Himmeln. Ein Abriss der deutschen Literatur im Exil 1933–1947“, Berlin 1948 [Dietz], S. 28); – der dort zitierte Brief kam von Carl-Jacob Danzinger (vgl. C.-J. Danzingers autobiographischen Roman „Falscher Salut“, Frankfurt/Main 1978 [Krüger]).

³ Zitiert nach Arnold Spitta, „Paul Zech im südamerikanischen Exil 1933–1946. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Emigration in Argentinien“, Berlin (West) 1978 (Colloquium), S. 253.

⁴ Zitiert nach Sigrid Bock, „Roman im Exil. Entstehungsbedingungen, Wirkungsabsichten und Wirkungsmöglichkeiten“, in: „Erfahrung Exil“, hrsg. v. Sigrid Bock u. Manfred Hahn, Berlin u. Weimar 1979 (Aufbau), S. 27/28.

⁵ Anna Seghers, „Briefe an Leser“, Berlin 1970 (Aufbau), S. 43.

⁶ Vgl. Georg Simmel, „Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung“, München-Leipzig 1922, S. 509–512; Robert Michels, „Materialien zu einer Soziologie des Fremden“, in: Jahrbuch für Soziologie 1. Jg. Karlsruhe 1925, S. 296–317; Theodor Geiger, „Formen der Vereinsamung“, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie (N. F.), 10. Jg. München-Leipzig 1932, S. 220–239 u. S. 355–363.

⁷ Grünfeld, „Die Peripheren“, S. 53/54; vgl. auch Oskar Blum, „Die Psychologie der Emigration“, in: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, 7. Jg. Leipzig 1916, S. 412–430.

⁸ Klaus Mann, „Der Vulkan. Roman unter Emigranten“, München 1977 (Ellermann/edition Spangenberg) – im folgenden zitiert nach der Taschenbuchausgabe (Reinbek 1981, rororo 4842); Lion Feuchtwanger, „Exil. Roman.“, Berlin u. Weimar 1963 (Aufbau – im folgenden zitiert nach der Taschenbuchausgabe, (Frankfurt/Main 1979, Fischer-Taschenbuch 2128).

⁹ Alexander Stephan, „Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Eine Einführung“, München 1979 (Beck), S. 177 u. S. 171.

¹⁰ Ebd. S. 164.

¹¹ Walter A. Berendsohn, „Die humanistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur“, Zürich 1946 (Europa), Neuauflage Worms 1978 (Heintz), S. 111.

¹² Vgl. Werner Rieck, „Chronik der Leiden, Zeugnis der Hoffnungen. Klaus Mann: „Der Vulkan““, in: Sigrid Bock u. Manfred Hahn, „Erfahrung Exil. Antifaschistische Romane 1933–1945. Analysen“, Berlin u. Weimar 1979 (Aufbau), S. 221–242 u. S. 451–453 (Anm.) und Joseph Pischel, „Zeitgeschichtsroman und Epochendarstellung. Lion Feuchtwanger: „Exil““, in: Erfahrung Exil, S. 243–266 u. S. 453–455 (Anm.).

¹³ Vgl. Wilfried Dirschauer, „Klaus Mann und das Exil“, Worms 1973 (Heintz), S. 64–72.

¹⁴ Zitiert nach Klaus Mann, Der Vulkan, „Zu diesem Buch“.

¹⁵ Klaus Mann, Der Vulkan, S. 476.

¹⁶ Ebd. S. 477.

¹⁷ Vgl. Richard Christ, „Das unausweichliche Entweder – Oder“, in: Neue Deutsche Literatur, 18. Jg. Berlin 1970, S. 167–172.

¹⁸ Vgl. Rolf Schneider, „Klaus Mann“, in: Aufbau, 12. Jg. Berlin 1956, S. 1105–1119.

¹⁹ Neuauflage Berlin u. Weimar 1973 (Aufbau) und Frankfurt/Main 1975 (Fischer-Taschenbuch 1650–1/2, 2 Bände).

²⁰ Neuauflage Berlin u. Weimar 1976 (Aufbau) und Frankfurt/Main 1981 (Fischer-Taschenbuch 2291); ursprünglicher Titel: „Die Geschwister Oppenheim“.

²¹ Lion Feuchtwanger, Exil, S. 794.

²² Stephan, Die deutsche Exilliteratur 1933–1945, S. 172.

²³ Z. B. über die Nazi-Propaganda „Les instructions secrètes de la propagande Allemande. Texte complet des documents confidentiels“, Paris 1934 [Le Petit Parisien] auch die Studie von Herbert E. Tutas, „Nationalsozialismus und Exil. Die Politik des Dritten Reiches gegenüber der deutschen politischen Emigration 1933–1939“, München 1975 (Hanser), sowie die entsprechenden Aktenbestände des Auswärtigen Amtes und des Reichssicherheitshauptamtes (im Bundesarchiv Koblenz).

²⁴ Gisela Berglund, „Deutsche Opposition gegen Hitler in Presse und Roman des Exils. Eine Darstellung und ein Vergleich mit der historischen Wirklichkeit“, Stockholm 1972 (Almqvist & Wiksell = Stockholmer Germanistische Forschungen, Band 11).

²⁵ Etwa in den „offenen Briefen“ zur „Inneren Emigration“, die Walter von Molo und Thomas Mann 1945 veröffentlichten; vgl. J. F. G. Grosser, „Die große Kontroverse“, Hamburg 1963; Klaus Schröter, Hrg., „Thomas Mann im Urteil seiner Zeit“, Hamburg 1969, S. 334–343 u. S. 516–518 sowie zur Gesamtproblematisierung der „Inneren Emigration“ jetzt Gisela Berglund, „Einige Anmerkungen zum Begriff der ‚Inneren Emigration‘“, in: G. Berglund, „Der Kampf um den Leser im Dritten Reich“, Worms 1980 (Heintz = Deutsches Exil 1933–1935, Band 11), S. 213–244.

²⁶ Anna Seghers, „Die Aufgaben der Kunst“ (1944); wiederabgedruckt in: A. Seghers, „Woher sie kommen, wohin sie gehen. Essays aus vier Jahrzehnten“, hrsg. v. Manfred Behn, Darmstadt u. Neuwied 1980 (Luchterhand), S. 70–75, zitiert S. 71.

²⁷ Lion Feuchtwanger stand auf der ersten Ausbürgerungsliste (vgl. „Reichssteuerblatt“ vom 1. September 1933), Klaus Mann auf der dritten (vgl. „Reichssteuerblatt“ vom 13. November 1934).

²⁸ „Exil“ – eine siebenteilige Serie von Robert Müller und Egon Günther nach dem gleichnamigen Roman von Lion Feuchtwanger.

²⁹ Vgl. Egon Günther, „Herzasthma des Exils“ (Interview und Aufzeichnungen), in: ARD-Fernsehspiel April – Mai – Juni 1981, Köln 1981, S. 45–55.

Frankreich und seine „unbewältigte Vergangenheit“

„Ich aber war Faschist und bleibe es. Ich könnte nicht sein ohne diesen Traum von der Wiederkehr des Männlichen und des Asketischen; diesem Traum bleibe ich treu. Nur halb verwirklicht, bedeutet dieser Traum das letzte Sich-Aufbüumen in Europa von alldem, was ich liebe; er bedeutet einen bestimmten körperlichen Gestus, eine bestimmte aristokratische Haltung im Geistigen. Überschattet ist dieser Traum von der Bürokratie, von der Propaganda . . . Doch dieser Traum, mich seit zehn Jahren erzittern machend, befähigt mich, Gewißheit über meine wirkliche Natur zu erlangen.“

Pierre Drieu La Rochelle, der Autor dieser Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1943, gilt als der geistvollste und begabteste französische Schriftsteller der „années noires“, die während der Okkupation mit den Nazis kollaboriert haben. Jean-Paul Sartre, der auf der anderen Seite stand und in der Résistance war, beschreibt Drieu ebenfalls 1943 in einem Aufsatz für die Zeitschrift „Les Lettres françaises“ so: „Eine lange, traurige Erscheinung mit einem gewaltigen, verbeulten Schädel und dem verwelkten Gesicht eines jungen Mannes, der nicht alt werden konnte . . . Dieser Mann ist nicht bestochen: Dazu fehlt ihm der gelassene Zynismus. Eine Wahlverwandtschaft hat ihn zum Nazismus geführt: Im Grunde seines Herzens steckt wie im Nazismus der Selbsthaß – und der Menschenhaß, den er erzeugt.“

Selbstbiographie und Literatur als Psychoanalyse – Drieu, der faschistische Intellektuelle und radikale décadent, steht heute im Zentrum einer Diskussion, die vierzig Jahre nach der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht den Anteil und die Motive für die Kollaboration so vieler Schriftsteller und Künstler zu klären versucht. Die Zeit hat die Wunden nicht geheilt. Bereits die bloße Erwähnung von Drieu La Rochelle bewirkt – ähnlich wie im Fall des allerdings weitaus radikaleren Louis-Ferdinand Céline – ein höchst zwiespältiges Echo, das nicht ganz frei ist von einer gewissen Erregung und irritierender Unentschiedenheit des Urteils, die auf die Zeit der „Libération“ zurückgeht. Damals machte die Résistance kurzen Prozeß mit den „kollaborationistischen Schriftstellern“. Robert Brasillach wurde am 6. Februar 1945 hingerichtet. Auch Lucien Rebabet wurde verurteilt, und Céline verdankte sein Überleben nur der Eigenwilligkeit der dänischen Regierung, die sich weigerte, den Autor der *Reise ans Ende der Nacht* an Paris auszuliefern.

Doch heute sieht man auch in Frankreich den Mythos der Résistance erschüttert und beginnt, unter den Trümmern nach der Wirklichkeit jener „schwarzen Jahre“ zu forschen. Der Versuch, die eigene düstere Vergangenheit mit ihren faschistischen und antisemitischen Ausläufern in den Griff zu bekommen, fällt zusammen mit der staunenswerten Renaissance der einst geshmähten Kollaborateure, mit dem Aufkommen der sich elitär gebenden Neuen Rechten und mit einer Welle des Antisemitismus, der sich vor allem in den zahlreichen rechtsradikalen Gruppierungen gewaltsam artikuliert. Schriftsteller wie Drieu La Rochelle oder Céline nehmen da eine merkwürdige Position ein. Man

beruft sich nicht ausdrücklich auf sie. Doch ihr wirres politisches Ideengut fügt sich scheinbar nahtlos in das rassistische, zivilisations- und demokratiefeindliche Spektrum der Nouvelle Droite ein.

Der Romancier, Lyriker und Essayist Drieu La Rochelle, der Autor von *Irrlicht* und *Dirk Raspe*, des verschlüsselten Van-Gogh-Romans: in ihm sehen heute viele eine der Schlüsselfiguren der Kollaboration, eine Verkörperung von „La France Fatiguée“, einen intellektuellen literarischen Baumeister, nicht nur einen Irrläufer auf dem Weg der Zusammenarbeit mit den Nazis. Anders als bei Céline, dem die Franzosen schon Ende der fünfziger Jahre seine schlimmen Ausfälle gegen die Juden verziehen hatten, hielten maßgebende Kreise der Intelligenz noch bis vor wenigen Jahren auf scharfe Distanz zu Drieu. Allerdings ist man heute bereit, das Bild, das man sich von Drieu gemacht hatte, zu überprüfen. Für diese Entwicklung sind wahrscheinlich mehrere Gründe ausschlaggebend. Sieht man einmal von der schwierigen und nur einem relativ kleinen Kreis vertrauten Problematik der „literarischen Kollaboration“ ab, so ist es vor allem das Verhalten noch lebender Zeitzeugen, das die innerfranzösische Diskussion über die Vergangenheit angefacht hat. Da ist etwa der Fall Pellepoix. Ein Interview des Pariser *Express* mit dem ehemaligen Judenkommissar des Vichy-Regimes, Darquier de Pellepoix, löste in weiten Teilen Frankreichs Empörung und Abscheu aus. Der heute 81jährige, in Spanien lebende Nazi-Kollaborateur, hatte in dem Gespräch zynisch erklärt, in den KZs seien nur „Läuse“ vergast worden: die „Endlösung“ der Judenfrage sei eine „pure Erfundung“ der jüdischen Propaganda.

Niemand in Frankreich wollte indes wahrhaben, daß mit der Aussage dieses Mannes, der an der Deportation von mindestens 76 000 französischen Juden beteiligt war, ein Zeitdokument präsentiert wurde, wie es bislang in keinem französischen Geschichtsbuch zu finden ist. Die Angst vor der Vergangenheit, ihre Verdrängung, schließlich die Weigerung vieler Franzosen, anzuerkennen, daß es auch einen spezifisch französischen Nazismus und Rassismus gegeben hat, ging so weit, daß der damalige Präsident Giscard d’Estaing und sein Ministerpräsident Barre ihren Landsleuten öffentlich empfohlen, in der Aufhellung der Kollaborationsjahre zurückhaltend zu sein. So kommt es, daß ein mutiger Film wie „Chagrin et Pitié“ („Kummer und Erbarmen“) unter Giscard nur in einigen Pariser Vorortkinos gezeigt wurde. . . und daß der dreiteilige Fernsehfilm „Franzosen, wenn ihr wüßtet . . .“ bislang nur in Deutschland ausgestrahlt worden ist.

Die Folgen solcher Verweigerung kann man indirekt auch am Verlauf der gegenwärtigen Diskussion über Drieu La Rochelle ablesen. Von einer „notwendigen Rehabilitation“ Drieus ist die Rede, und gerade bei der akademischen Jugend in Frankreich beginnt man, Drieu heute als einen der großen Erzähler der nationalen Literatur zu entdecken. Nahezu sein gesamtes Werk wurde in kurzer Zeit wiederaufgelegt. Aber nicht nur das: auch die politisch zwielichtige Rolle, die Drieu zwischen 1940 und 1944 gespielt hat, wird erneut und mit Leidenschaft diskutiert. Das wiedererwachte Interesse am Dandyismus, das diesen Schriftsteller in die Nähe eines Kulturobjekts rückt, seine Bedeutung damit freilich maßlos überschätzt, mag zu dieser Entwicklung beigetragen haben.

Andere Motive fallen da aber stärker ins Gewicht. Das politische und kulturelle Klima der V. Republik – mit den „neuen Philosophen“, den „neuen Romantikern“, dem „neuen Monotheismus“ gar – förderte geradezu ein Zeitverständnis, das die Rückkehr zu alten faschistischen Idealen jedenfalls nicht behinderte. Ganz abgesehen von der Wiederentdeckung der dreißiger Jahre, der Zeit der Okkupation, von der jetzt eben auch Autoren wie Drieu und Céline profitieren.

Doch verläuft diese Diskussion über die „Kollabos“ auf verschiedenen Ebenen. Neben der Empörung über die zunehmenden Gewaltakte neonazistischer Gruppen – erinnert sei nur an das Massaker in der Pariser Rue Copernic im vorigen Herbst – gibt es auch starke Tendenzen, die auf eine Reinwaschung der noch in der Ära de Gaulle vielgeschmähten Schriftsteller der Faschismus-Epoche hinauslaufen.

Unterstützt wird diese Entwicklung seit Anfang der sechziger Jahre bereits durch eine lose Sammlungsbewegung von Gruppen, Klubs, Intellektuellen und Zeitungen, die man etwas summarisch als die „Neue Rechte“ bezeichnet. Aus ihr ging 1968 der *Groupement de recherche et d'études pour la civilisation européenne* hervor, dessen Abkürzung *Grèce* an die antike hellenische Kultur erinnern soll. Diese heute etwa 6 000 Mitglieder umfassende Organisation unter Führung ihres Chefdenkers, des 38jährigen Philosophen und Publizisten Alain de Benoist, bildet so etwas wie den harten Kern der Nouvelle Droite. „In Frankreich haben wir kein Öl, aber wir haben Ideen . . .!“ Dieser Werbeslogan wäre wie geschaffen auch für die Nouvelle Droite, wenn man in Rechnung stellt, daß es sich bei den „Ideen“ der Neuen Rechten in Wahrheit nur um einen Aufguß älterer Gedanken und Vorstellungen handelt, die aus den verstaubten Arsenalen früher rechtskonservativer Ideologen wie Moeller von den Bruck – gestorben 1925 – oder Oswald Spengler – gestorben 1936 – entnommen sind. Auffallend und jedem Franzosen einleuchtend ist die geistige Nachbarschaft der Neuen Rechten zum Gedankengut der intellektuellen Kollaborateure von einst. Die Rechtsintellektuellen um Alain de Benoist verkünden eine auf genetischen Kriterien basierende biologische Heilslehre. Da ist die Rede von den „unvergänglichen Wurzeln der europäischen Zivilisation“, da wird von „Rassenselektion durch gesunde Genetik“, vom „Elend der jüdisch-christlichen Heilslehre“ gesprochen, die den „Marxismus als laizistische Gottesidee“ kreiert habe. Und da wird der Liberalismus als eine Schöpfung des Judentums verdammt, bewirkt durch die „Enthumanisierung des Produktionsprozesses“. Der Mensch, der europäische, müßte seine indogermanischen Wurzeln wiederentdecken, fordert Alain de Benoist. Benoist spricht vom „Bolschewismus der Antike“ und schreibt: „Binnen zweier Jahrtausende haben sich innerhalb der Kirche Ordnungsstrukturen entwickelt, die es erlaubten, der gefährlichen evangelischen Botschaft, während sie sie dem europäischen Geist anpaßten, eine Form zu geben, sie zu begründen. Während das ‚Gift‘ verdünnt wurde, waren die Gläubigen immun geworden. Heute will das Neo-Christentum zwei Jahrtausende in Klammer setzen, um zu den Ursprüngen einer wahrhaft universellen Religion zurückzukehren und ihrer Botschaft mehr Durchschlagskraft zu geben.“

Eines der Schlagworte der Nouvelle Droite lautet: Rückbesinnung auf europä-

ische Geschichte und europäische Kultur. Das heißt: es geht um die Rettung des alten Europa, um den Kampf gegen das Erbe der jüdischen und christlichen Zivilisation. Das impliziert den Rückgriff auf vermeintlich antike Ideale, Verdammung aller Amerikanismen und westlicher Pluralismusbegriffe, den Abscheu vor dem Massenkonsum und überhaupt vor den Massen. Europa gerät aus der Sicht der Nouvelle Droite mehr und mehr in die Rolle des alten Griechenlands unter römischer Herrschaft. Deswegen predigt de Benoist seinen Anhängern das Credo vom dritten Weg: „Ich habe eine bestimmte Vorstellung vom dritten Weg. Von einem Weg, der die Extremisten und Einseitigkeiten der einen und der anderen Art zurückweist. Eine richtige Linie ist immer nuanciert. Ich verstehe darunter, daß sie berücksichtigt, was es in jedem System und jedem Standpunkt an Richtigkeit geben kann.“ Aber auch: „Wir sind eine intellektuelle Bewegung der jungen Generation gegen die alte. Wir sind Jungkonservative. Wir wollen das Elitedenken neu begründen.“ Das klingt nach aufgewärmtem Rosenberg, nach den dreißiger Jahren in Deutschland. Und da wundert es einen nicht mehr, wenn die Zeitschrift *Eléments*, das führende Blatt von „Grèce“, die Deutschen dazu aufruft, wieder zu erwachen und die Rolle des alten Reiches im Zentrum Europas zu übernehmen. Alain de Benoist, wahrscheinlich der einzige Kopf, den die Nouvelle Droite überhaupt hat, beruft sich auf Gramsci ebenso leichtfüßig wie auf Hegel, Bloch oder Nietzsche, aus deren Werken er ausgiebig zitiert. Ernst Jünger, Carl Schmitt und Arnold Gehlen werden von ihm als Kronzeugen benannt. Benoist sieht im „Totalitarismus“ das Grundübel dieser Welt. Er versteht unter diesem Begriff die „Gleichmacherei“, einen verabscheuungswürdigen Egalitarismus. Folglich ist für ihn und seinesgleichen die Französische Revolution von 1789 nicht ein Akt der Befreiung, sondern der Beginn einer „totalitären Versklavung“.

Was ist da neu an der Neuen Rechten? Benoist bleibt auch da verschwommen. „Die traditionelle Rechte in Frankreich,“ sagt er, „ist etatistisch, chauvinistisch und imperialistisch. Wir sind nichts von alldem. Wir wollen auch keine nationalistische Staatspolitik, sondern eine neue Kultur propagieren, die sich auf die Wurzel der europäischen Völker beruft.“

Hier treibt Benoist mit Auslassung Spiegelfechterei. Seine Prämisse – „Von Anfang an geht das egalitäre Credo mit einem neuen Totalitarismus schwanger . . .“ – läßt sich nur aus seinem wissenschaftlich verbrämten Blut- und Bodengeraune erklären. Denn wenn sich Benoist und seine Anhänger in ihrem Jargon auch philosophisch gesittet geben, so sind ihre alten und neueren faschistischen Ideen doch nur notdürftig verschlüsselt. Was diese Leute verbindet, ist der Glaube, die Grund- und Wesenszüge des Menschen seien von Natur aus, also biologisch, festgelegt. Persönlichkeit und soziales Verhalten seien weitgehend vererbt, die gesellschaftliche Ordnung basiere auf unwandelbaren Strukturen, die im Blut und Boden verankert seien. Benoist folgert daraus: „In jeder Gesellschaft bilden sich Eliten als Führer heraus, und zwar aufgrund naturgegebener Begabungen und Fähigkeiten.“

Ähnliches haben schon die französischen Rassentheoretiker des 19. Jahrhunderts behauptet – ein wissenschaftlicher Rassismus, der an die Tradition der alten, antidemokratischen Rechten anknüpft, sich zwar nicht ausdrücklich auf

Hitler beruft, aber doch hervorhebt, daß der Faschismus nicht mit Auschwitz gleichzusetzen sei, die Nazis eigentlich nur den Fehler hätten, daß sie „zu völkisch“ gewesen seien.

Der Traum von einer „biologischen Hierarchie“, rassistisch im Kern und von den Wortführern der Nouvelle Droite mit allerlei modernem Wissenschaftsbezug semantisch abgesichert, wird in den Niederungen der Bewegung ungeschminkt zum Programm erhoben. Dabei fällt immer wieder auf, daß es sich vielfach um Leute handelt, die bereits in den fünfziger und sechziger Jahren bei den verschiedenen rechtsradikalen Splitterparteien in Frankreich Posten bekleidet haben. So etwa Ivan Blot, Chef des „Uhrenclubs“, (Club de L’Horloge), dessen Mitglieder zahlreich in den Ministerien und Pariser Behörden vertreten sind. Blot hat in jungen Jahren eine sogenannte „Befreiungsgruppe“ gegründet, war später im Innenministerium tätig und hat heute als enger Mitarbeiter von Benoist eine Schlüsselfunktion bei Jacques Chiracs Gaullisten inne. Er bringt den Eliteanspruch der Neuen Rechten auf den ebenso absurd wie historisch geläufigen Nenner: „Das Völkische und die Dressur sind die beiden Grundlagen einer höheren Menschheit. . . Die Dressur, auf einer angepaßten rassistischen Basis, ist die historische Quelle jeglicher Zivilisation. Der Schutz und die Förderung des Völkischen in seiner spezifischen Eigenheit ist die Grundlage einer zutiefst humanistischen und überhumanistischen Tat. Der soziale Egalitarismus ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet ein Rückschritt.“ Dies war auch die Sprache der Kollaborateure und ihrer Protagonisten – mit der Ablehnung des westlichen, angelsächsischen Demokratieverständnisses und der modernen technologischen Zivilisation. Auch Drieu La Rochelle träumte von einem Europa der Eliten, die zum Herrschen über die „im Chauvinismus dahindämmernden Massen“ bestimmt seien. In seinem Schauspiel *Le Chef* von 1933 heißt es: „. . . ange-sichts dieses Blocks unseres Europas, werden Asien, Amerika und Afrika Staub sein.“ Und schon in einer seiner frühen Schriften, *Der junge Europäer* (1927), schreibt Drieu, er glaube nicht mehr an die Vaterländer. Die seien aus dem Krieg zugleich müde und übererregt heimgekehrt. Noch deutlicher wird er in dem Aufsatz *Genf oder Moskau* (1928): „Es gibt zu viele Vaterländer, es gibt keine mehr. Sieht man das nicht in Frankreich, der am stärksten geeinigten Nation? Bretagne, Provence, Elsaß, morgen Flandern, die Auvergne. Wann wird sich Orléans gegen Paris erheben? Wenigstens wird man die Idee des Vaterlandes durch diese clownhafte Übertreibung erschöpft haben.“

Der Traum von einem neuen Europa – oder in der Sprache der Nouvelle Droite: der Traum von der Elite – er zieht sich durch das gesamte literarische Werk Drieus, und diese Vision, dieses Feiern einer vitalistischen Substanz, erklärt das Interesse, das dieser Schriftsteller heute in Frankreich wieder findet. Als Mißverständnis gilt den Drieu-Exegeten vor allem die These vom „Faschisten Drieu“. Hat er denn tatsächlich kollaboriert? fragen sie. Und Drieu-Biographen wie Dominique Desanti, ehemals Philosophin im Dienst der KPF, spricht von „irreführender Vereinfachung“. Andere – etwa Pierre Andreu – nennen es unwirsch eine „lächerliche Vorstellung“, Drieu als bezahlten Agenten (*agent attrité*) der Nazis hinzustellen. Folgt man den jüngsten Erklärungs- und Rechtfertigungsversuchen, so wird vor allem eins

deutlich: Drieu kam ursprünglich von der Linken, schwenkte während der Nazi-Zeit nach rechts über, kehrte aber später wieder zum Ausgangspunkt zurück, bewahrte sich also trotz seiner Affinität zu den Faschisten eine Art Privatsozialismus.

Man muß weit in der Vita dieses Schriftstellers graben, um die Gründe für diesen irritierenden Zick-Zack-Weg zu finden. Der melancholische Dandy, der durch das Examen rasselt, ständig mit Selbstmordideen spielt, beglückt ist, als er 1914 zur Armee eingezogen wird . . . das ist ein Ausschnitt dieses Hintergrunds. Die Erfahrung von der Exaltation der Stärke, von Männergemeinschaft und Todesbereitschaft, vom kollektiven Elan, das, was Drieu „la vie“, das Leben selbst nennt, bestimmt seinen Weg in den Faschismus. Aus dem Taumel von Blut, Schweiß und Stahl, den er in den Schützengräben Flanderns sinnlich erfährt – „Ich fühlte eine Ekstase, die ich mit der der heiligen Theresa vergleichen möchte“ – entstehen seine ersten Gedichte und Novellen. Nach dem Krieg, anfangs noch den Surrealisten um André Breton und den neuen Dada-Göttern zugetan, findet sich Drieu wie viele seiner Generation in der „Entre-guerres“-Epoche mit ihren zivilen und wirtschaftlichen Attributen nicht zurecht. Er erschöpft sich im Rausch mehr oder weniger belangloser Vergnügungen, heiratet auch, scheidet sich wieder und heiratet erneut. Frauen, Geld, ausgedehnte Reisen, dazu die Schriftstellerei. Der Dandy auf dem Weg zum faschistischen décadent, wäre da nicht die Literatur mit im Spiel. Man würde eine falsche Vorstellung von diesem Schriftsteller gewinnen, wenn man hier bloß die Attitüde des Lebemanns im Auge behielte. Zwischen 1920 und 1940 hat Pierre Drieu La Rochelle fast ein Dutzend Romane, mehrere Novellenbände, verschiedene Dramen und Essays geschrieben – insgesamt ein Werk, dessen Helden richtungs- und ziellos durch die Jahre irren, das im Schatten einer schwermütigen Träumerei bleibt. Politisch war Drieu für ein vereintes Europa, auch irgendwie am Kommunismus interessiert. Doch in seinem Abscheu vor der Schwäche und Entschlußlosigkeit der III. Republik wurde er rasch handelseinig mit dem Faschismus.

Die innenpolitischen Unruhen im Frühjahr 1934, die Machtergreifung Hitlers in Deutschland rissen auch die französischen Intellektuellen in den Strudel der Polarisierungen. Drieu besucht Deutschland, dessen Energie ihn zugleich ängstigt und fasziniert. Er nimmt am Nürnberger Reichsparteitag teil, sieht die paraderenden SS-Truppen an sich vorbeimaschieren und ist begeistert: „Was ich sah, übertrifft alles, was ich erwartete. Es war berauschend und schrecklich.“ Dann reist er nach Moskau und ist in ähnlicher Weise angerührt von der „jugendlichen und frischen Atmosphäre“. Paul Nizan, der kommunistische Kritiker und Literaturtheoretiker, urteilt in diesen Jahren: „Drieu ist ein Mann, der niemals aus seiner kleinbürgerlichen Klasse ausgebrochen ist. Doch wird Drieu nicht das einzige Opfer dieses zwielichtigen Nachkriegs gewesen sein, das bereit war, sich zum Diener von Henkern hinzugeben.“

An Drieus Kollaboration kann ernsthaft überhaupt kein Zweifel bestehen. Im Auftrag von Hitlers Botschafter Otto Abetz leitet er die *Nouvelle Revue Française*, die unter Drieu ganz auf Kollaborationskurs geht. Hier röhmt er ausgiebig die Kraft des Faschismus und verhöhnt die Indolenz Frankreichs. Mehr oder weniger spielt Drieu für die deutsche Besatzungsmacht den

politischen Ratgeber. Von Hitler sagt er sich aber innerlich los. Sein Tagebuch bezeugt es. Der Diktator ist ihm jetzt „zu nationalistisch und zu wenig sozialistisch“. Als Rommels Afrikakorps 1942 geschlagen wird, steht für Drieu der Ausgang des Krieges fest. Die Nazis haben mit den alten Mächten paktiert, also sind sie auch für die veränderte Kriegslage verantwortlich. Für die Franzosen – so Drieu in seinem *Récit secret (Geheimbericht)* – sei die Kollaboration nichts anderes als Betrug gewesen. Er fordert für sich selbst das Todesurteil, bekennt sich aber nicht schuldig. Das schreibt er im Frühjahr 1945. Es ist längst einsam um ihn geworden. Am 15. März schluckt er die tödliche Dosis eines Schlafmittels und reißt außerdem den Gasschlauch heraus. Der Träumer und Diagnostiker, der Genießer und ehemalige Frontsoldat, der Romancier auf der Suche nach einer Ideologie. Die melancholische Unentschiedenheit erhebt ihn posthum zur Kultfigur, die viele Intellektuelle heute dazu benutzen, um die eigenen Schwierigkeiten mit der Gegenwart zu erklären. Drieus Kollaboration ein psychologisches Problem, Handeln aus Unreife? Henri François Rey hat im *Magazin littéraire* darauf aufmerksam gemacht, daß man Drieu inzwischen mildernde Umstände zubillige, und dies, obwohl alle drei – Drieu, Céline und Brasillach – echte Schweinehunde seien, die, jeder auf seine Weise, an der Ausrottung ihresgleichen beteiligt gewesen seien. Daß Autoren wie Drieu La Rochelle oder Céline mit ihrem rassistischen Heldengetue in der Phalanx von Frankreichs Neuer Rechten heute ihre Wiedergeburt erleben, ist bezeichnend für die Kontinuität faschistischer Überzeugungen in diesem Land. Die antisemitische Komponente – der Fall Céline stellt da alles bislang Gewohnte in den Schatten – ist nicht zu übersehen.

„Sie wußten nicht, sie werden wissen.“ Kein Zweifel, die Franzosen mögen sich auch heute noch nicht ohne weiteres mit dem Armenarzt aus der Pariser Vorstadt Meudon identifizieren, den Schriftsteller wie Henry Miller oder Günter Grass zu ihren Vorbildern rechnen. Als Céline 1961 starb (der „vehementeste Haßdichter“ laut Günter Herburger), weigerte sich der Pfarrer, an seinem Grab zu sprechen. Aber das hat man als Marginalie vergessen wie auch das Urteil von Paul Nizan, der Céline einen „unnützen Lumpenromancier“ schimpfte. Das war 1932, als Célines (eigentlich hieß er Destouches) erster riesiger Roman „Reise ans Ende der Nacht“ erschien. Schon 1936, als das zweite Buch, „Tod auf Kredit“, herauskommt, spricht Nizan auf einmal von der „gleichen systematischen Kraft und Fülle“ und lobt des Autors Obszönität, die keineswegs störend erscheine, weil sie nämlich ästhetisch sei. Dabei war spätestens seit Mitte der dreißiger Jahre Célines Antisemitismus jedermann bekannt und sein Paktieren mit den Faschisten nicht mehr zu verheimlichen. Er gehörte, wie ein Kritiker später schrieb, zu den Geistern, derer sich das Jahrhundert schäme, weil sie auch an seinen Verirrungen teilhätten. Céline ist heute ganz ohne Zweifel einer der meistgelesenen Schriftsteller der ersten Jahrhunderthälfte. Ganz bestimmt war er der einzige Antisemit in Frankreich, der die Tragweite und Radikalität dieser neuen politischen Waffe voll begriffen hatte. Daß er zugleich ein Romancier von Rang war und nicht irgendein obskurer Möchtegern, ist charakteristisch dafür, daß der Antisemitismus in Frankreich sowohl intellektuell wie gesellschaftlich

immer salonfähig geblieben ist. Zur Zeit des Münchner Abkommens, also 1938, konzipiert er seine zentrale These, die er dann zu Beginn des Krieges in der berüchtigten Schrift *L'école des cadavres* erscheinen läßt! Sie ist ebenso primitiv wie bösartig und veranlaßt Julius Streicher zu lobenden Kommentaren im *Stürmer*. Die Juden, sagt Céline, haben bewußt die Einheit Europas verhindert, alle Kriege seit dem Jahre 843 angestiftet und versucht, Deutschland und Frankreich durch anhaltende Kriege zu ruinieren. In einem weiteren Pamphlet – den *Bagatelles pour un massacre* – gibt Céline den Zeitgenossen dann die Ratschläge, welche Konsequenzen aus dieser Geschichtsbetrachtung zu ziehen seien. „Den Juden an den Galgen! Und sofort!“ verlangte er. Jüdisch war für Céline im Grunde genommen alles, was ihm nicht in den Kram paßte. Er lag damit genau auf der Linie derer, die schon seit langem darauf warteten, ihren Schlachtruf – „Frankreich wird nicht rot, schlägt die Juden tot!“ – in die Tat umzusetzen. Der gefeierte Surrealist, Anarchist und Nihilist Céline begeisterte sich für die Nazi-Herrschaft wie in einem Opernrausch. Ihn deswegen auf den organisierten, politisch motivierten Faschismus festnageln zu wollen, wäre verfehlt. Célines sture Verteidigung nazistischer Ideen blieb immer vulgär und irrational. Daß man ihn nicht ernst nimmt, seine Vorschläge für groteske Einfälle hält, die Nazis mit ihm überhaupt nichts anzufangen wußten, das mußte er zähneknirschend hinnehmen. Obschon er regelmäßig für die Kollaborationspresse schrieb und sich den Besatzern als „Experte“ für die Judenfragen andiente, wollte er später von Vichy und den Pétain-Leuten nichts wissen. Sie waren ihm zu zahm. Kurz vor der Landung der Alliierten in der Normandie setzt sich Céline nach Deutschland ab. Sein Verleger Robert Denoël wird von Leuten des Maquis erschlagen. Als der Krieg zu Ende geht, ist Céline mit seiner Frau und der berühmten Katze Bébert auf der Flucht durch das zerbombte Deutschland nach Dänemark. Über seine Erlebnisse berichtet er später in den Romanen *Von einem Schloß zum anderen* und *Norden*. Die Dänen stecken ihn auf Ersuchen der französischen Regierung ins Gefängnis, liefern den in Abwesenheit zum Tode Verurteilten aber nicht aus. Erst 1951 wird Céline, inzwischen schwerkrank, begnadigt und kann nach Frankreich zurückkehren. Sein politisches Fiasko will er bis zum Ende nicht wahrhaben. Er nennt sich den „Erzschriftsteller des Jahrhunderts“, flüchtet sich in kleinliche Nörgeleien, kokettiert mit seinem literarischen Ruhm und klagt „Sartre und Konsorten“ an, sie hätten ihn geistig ausgeplündert.

Gegner wie Anhänger des „heiligen Céline“ (so titulierte ihn kürzlich *Le Monde*) haben heute ihre Stellungen längst bezogen. Der Céline der *Reise ans Ende der Nacht* wird von den Seinen nunmehr als ein Linker, als ein Radikalpazifist von der Art eines Henri Barbusse reklamiert. Für die anderen bleibt er politisch erledigt, eine Verkörperung der totalen Negation. André Gide immerhin hat Céline verteidigt. Er nannte den Kollegen ein Naturereignis, das man nicht so fürchterlich ernst nehmen sollte. Doch ernst genommen wird Céline inzwischen mehr denn je. Philippe Alméras, Präsident der *Gesellschaft für Céline-Studien*, nennt einen plausiblen Grund: „Wenn Céline heute so 'à la mode' ist, so weil er sich in der Ablehnung der modernen Welt, mit seiner leidenschaftlichen Asketik und seiner besessenen Ökologie mit der mehr oder weniger bewußten und vernunftgemäßen Sorge unseres Zeitalters in

Einklang befindet.“

Möglich, daß der so zu neuen Ehren gelangte Autor angesichts einer solchen Entwicklung selbst ein wenig ins Staunen geraten wäre. „Ich habe“, so freute sich Céline einmal im Anschluß an ein Interview, „eine Vorstellung gegeben wie ein Schwein, das sich im Dreck suhlt. . .“ Und bei Céline findet man auch den charakteristischen Satz: „Ich will nicht, daß man mich anspricht. Ich hatte Fragen nicht gern – ich verkroch mich wieder in mich. Ich verstumme, wenn man auf mich einredet . . .“

Ruth und Edmund Frow
Commonword

Literatur der Arbeiterklasse und Arbeitergeschichte in Nordwestengland
Manchester war, wie allgemein bekannt, das Zentrum der industriellen Revolution. Dann wurde es eines der bedeutendsten Zentren industriellen Lebens im Lande und blieb es über ein Jahrhundert lang. Heute kennt man es als eines der am meisten betroffenen Gebiete in einem krisengeschüttelten Land, in dem der Kapitalismus an zwei Fronten kämpft: der weltweiten Rezession und der Währungspolitik der konservativen Regierung. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Industrie ist schwer angeschlagen, Betriebsschließungen und Entlassungen sind an der Tagesordnung. Es ist eine Zeit, in der die Geschichte der Arbeiterbewegung mit ihren Rückschlägen und Erfolgen, ihren gewaltigen Kämpfen und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft von mehr als akademischem Interesse ist.

Ein eher positiver Aspekt der Situation ist, daß Menschen, die arbeitslos sind, kurzarbeiten oder akzeptieren, vorzeitig in Rente zu gehen, ihrer eigenen Entwicklung mehr Zeit widmen können. Es gibt mehrere Gruppen von Arbeiterschriftstellern, deren Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung interessante Publikationen hervorbrachte, in denen sich die Gefühle und Hoffnungen der Arbeiterklasse widerspiegeln. Commonword ist eine Gruppe, die sich wöchentlich trifft und deren Organ „Write On“ eine Plattform für Schriftsteller ist, für die es in kommerziellen Medien wenig Chancen gibt. „Voices“, gegründet von Ben Ainley, wird weiter in dem Geiste herausgege-

ben, in dem er begonnen hatte: als Wiedergabe einer Auswahl der besten Arbeiterklassen-Prosa und -Lyrik mit Beiträgen interessanter progressiver Schriftsteller aus dem ganzen Land.

Beide haben ihren Sitz in Manchester, aber es gibt vergleichbare Gruppen in Liverpool und in einigen weiteren Industriezentren des Nordwestens.

Am Polytechnikum von Manchester gibt es eine Abteilung, „Manchester Studies“, die auf dem Feld lokaler Untersuchungen in den vergangenen Jahren eine entscheidende Rolle gespielt hat. Die Zusammenarbeit mit Leuten, die sich für Gewerkschafts- und Arbeitswelt-Geschichte interessieren, hat die Arbeit der Abteilung in dieser Richtung beeinflußt. So beteiligte sich „Manchester Studies“ an Archiv-Recherchen, die sich besonders auf die Gewerkschaftsbewegung konzentrierten: Textilgewerkschaften, die – im Zuge der Betriebsschließungen, von denen die Szene im Nordwesten mehrere Jahre lang bestimmt war – ineinander aufgingen und in vielen Fällen ganz aufhörten zu existieren. Ihre Dokumente, von denen einige zurückgehen bis in die frühen Tage der industriellen Revolution, waren sehr gefährdet. Das Polytechnikum-Team, das sich an die Rettung dieser Dokumente machte, hat hervorragende Arbeit geleistet. Archive wurden an den geeigneten offiziellen Aufbewahrungsstätten eingerichtet: in einer Bücherei, in den örtlichen oder Bezirksarchiven.

„Manchester Studies“ beteiligte sich auch an einem Geschichts-Projekt in Interviews, bei dem Aufnahmen von Angehörigen der Arbeiterbewegung gemacht wurden. Die Tonbänder wurden katalogisiert und im „North West Sound Archive“ abgeschrieben. Besonders kooperativ zeigte sich das Polytechnikum bei einer hervorragend verlaufenen Woche vor drei Jahren, als vierzig Überlebende der Internationalen Brigade, die im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte, eine Woche im Cooperative-College in Loughborough verbrachten und dort, angeregt durch Vorträge und Ausstellungen, ihre Erfahrungen in Spanien und ihre Lebensläufe nach dieser Zeit zu Protokoll gaben.

In Verbindung mit „Manchester Studies“ wurden auch Geschichte-Workshops in Manchester abgehalten. Auch diese waren sehr erfolgreich. Der erste, 1976, hatte das Thema „Bewußtsein der Arbeiterklasse“. Ein Jahr später befaßten wir uns mit ähnlichen Themen aus der Geschichte von Lancashire und der letzte, 1978, ging über „Recht und Ordnung“. In den vergangenen beiden Jahren gab es keinen Geschichte-Workshop, vor allem wegen der Kürzungen der Mittel für das Polytechnikum. 1982 kommt der nationale „Ruskin-Workshop“ nach Manchester, und es ist geplant, ihn im Gebäude des Technischen Instituts zu veranstalten.

Hier fand 1886 die erste Versammlung des Gewerkschaftskongresses statt, und es soll sich, wie zu hoffen ist, zu einem Gewerkschaftszentrum für den größeren Manchester-Bezirk entwickeln. Ein Projekt gleicher Art gibt es in Liverpool. Darüber hinaus versucht „Manchester Studies“ Zeugnisse aus dem Alltagsleben der einfachen Leute zu sammeln und auszustellen. Ein beachtliches Archiv von Fotografien und persönlichen Mitteilungen und Dokumenten konnte gesammelt werden, die am Ort ziemliches Interesse finden, wenn sie zur Schau gestellt werden.

Vor einigen Jahren hat eine Gruppe, die sich „Centre For Marxist Education in

Manchester“ nennt, eine Bibliographie zusammengestellt und veröffentlicht, in der die Geschichte der Arbeiterbewegung in Manchester und Salford festgehalten ist. Sie enthält Kapitel über die Gewerkschaften, Biographien und Autobiographien, Texte über Frauen, Romane, Lyrik und Theaterstücke. Es gibt noch zwei andere Gruppen, die Veranstaltungen zu Themen machen, die mit der Geschichte der Arbeiterbewegung zu tun haben. Die „North West Society For The Study of Labour History“ ist im Bezirk aktiv und trifft sich ungefähr zweimal im Jahr zu einem Vortagstag mit Diskussion. Im Herbst ist in Preston eine Veranstaltung geplant, die sich mit Aufstieg und Niedergang der Textilindustrie befaßt. Eine weitere Veranstaltung soll in Liverpool stattfinden, zu der eine Abordnung der „Irish Society“ kommen will. Die „North West History Group“ der Kommunistischen Partei macht ebenfalls Veranstaltungen. Allerdings haben die dazu tendiert, zu Versammlungen bewährter Anhänger der Partei zu werden, und da diese nicht mehr sehr jung sind, hat ihre Aktivität nachgelassen. Diese Gruppe unterstützte jedoch Mick Jenkins sehr wichtige Arbeit über den Generalstreik von 1842, die im letzten Jahr veröffentlicht wurde und von der bereits über 70 Exemplare im Gebiet von Manchester verkauft wurden.

1842 führt natürlich zu Engels. In diesem Jahr beschloß er, sich in Manchester niederzulassen, um im Baumwollgeschäft seiner Familie zu helfen. Dieses familiäre Zugeständnis machte er nicht ohne Eigeninteresse. Er wollte selbst sehen, was in der Stadt passiert, in der sich bedeutende Volksbewegungen entwickelten. Wir haben verhältnismäßig wenig über Engels' Leben in Manchester gewußt. Wir wußten, daß er zuerst mit Mary und dann mit Lydia Burns lebte und daß es ihm durch sie möglich war, Marx mit vielen nützlichen Informationen und Materialien zu versorgen. Aber wir wußten auch, daß er noch ein ganz anderes Leben lebte: als reicher Geschäftsmann, der am gesellschaftlichen Leben der ausgewanderten deutschen Kaufleute teilnahm. Aufgrund seines Beschlusses, die „Philister“, wie er selbst sie nannte, nicht wissen zu lassen, was er in seiner freien Zeit machte, gelang es ihm recht gut, seine Spuren zu verwischen. Nun fangen wir an, dank der Arbeit von Roy Whitfield, einem Lehrer im Ruhestand, der wild entschlossen ist, die Knäuel der Szene zu entwirren, viel mehr über Engels' Leben in Manchester bis 1870 herauszufinden. So wissen wir jetzt zum Beispiel, daß er während dieser Zeit nicht eines, sondern diverse Pseudonyme benutzte. Roy hat sich auch daran gemacht, die harte Nuß der Familie Burns zu knacken, eine sehr schwierige Arbeit, da die Behörden damals bei der irischen Bevölkerung die Ergebnisse von Volkszählungen und Geburts-, Heirats- oder Sterbeurkunden nicht bearbeiteten.

In Manchester befindet sich auch die „Bibliothek der Arbeiterbewegung“. Der inzwischen verstorbene Geoff Clark war es, der uns davon überzeugte, unsere Sammlung von Büchern, Flugblättern und Notizen über die Arbeiterbewegung in eine gemeinnützige Stiftung zu überführen, die zu unseren Lebzeiten von uns selbst und, wenn wir nicht mehr dazu in der Lage sind, von Treuhändern verwaltet wird. Die Bibliothek wurde im Rahmen eines Arbeitsbeschaffungsprogramms der Regierung katalogisiert. Es gibt jetzt über zehntausend Bücher und fünfzehntausend Flugblätter, die auf einem Kartenindex nach dem Dewey-

Anmerkungen

System festgehalten sind. Die Bibliothek kann von Studenten und jedem anderen, der sich für die Geschichte der Arbeiterbewegung interessiert, benutzt werden. Von Studenten wurde sie recht ausgiebig genutzt, inzwischen nimmt aber auch die Zahl der Shop Stewards und Arbeiter zu, die ihre aufgezwungene Freizeit nutzen, um ihre Vergangenheit kennenzulernen und zu prüfen, ob diese Kenntnis für ihre gegenwärtigen Kämpfe von Nutzen ist. In der Bibliothek werden alle Aspekte der Geschichte der Arbeit von etwa 1760 an abgedeckt, jener Zeit, in der die Londoner Handwerker begannen, sich zu organisieren, um John Wilkes ins Parlament wählen zu lassen. Dies korrespondiert mehr oder weniger mit den technischen Veränderungen, die man industrielle Revolution nennt, so daß dieser Zeitpunkt für den Anfang geeignet erscheint, wenn uns auch mehr als klar ist, daß die Geschichte der Arbeiter nicht an irgendeinem bestimmten Zeitpunkt begonnen hat. Wenn wir uns auch aus Platzgründen auf die britische Geschichte konzentrieren müßten, so haben wir doch auch einiges Material über die sozialistischen Länder. Außerdem haben wir zahlreiche Dokumente, die uns zur sicheren Aufbewahrung gegeben wurden, und wir sind uns unserer Verantwortung bewußt, wenn wir uns darum kümmern, daß sie gut geordnet und jenen Leuten zugänglich sind, die mit ihnen etwas anfangen könnten.

Neben vollständigen Sammlungen, die sich mit TUC (Gewerkschaften) und Labour Party befassen, haben wir eine Sammlung von Berichten und Flugblättern der I.L.P. (Independent Labour Party), vieles über die S.D.F. (Social Democratic Federation) und andere sozialistische Gruppierungen und eine komplette Sammlung von Berichten und Flugblättern der Kommunistischen Partei. Ein Teil unseres interessantesten Materials kommt von der Basis in den Fabriken. So eine Reihe von Betriebsratsdokumenten und mehrere Alben, in denen der Verlauf örtlicher Streikbewegungen festgehalten ist.

Daneben haben wir eine Sammlung politisch engagierter und Arbeiterklassen-Lyrik. Wir verdanken dies dem Einfluß der Literaturwissenschaftlerin Mary Ashraf, die eines Tages mit uns in einem Buchladen war, dort schnurstracks auf ein Regal zog und einen Gedichtband hervorholte, der von einem Teilnehmer der Chartisten-Bewegung verfaßt war. Dies schien uns mühelos nachzuvollziehen, und wir versuchten, dasselbe zu machen. Aber es ist eben immer so, daß der Experte Sachen kann, die andere nicht können. Dennoch haben wir inzwischen eine ganz gute Auswahl beisammen und wir versuchen natürlich ständig, mehr dazu zu bekommen.

Beilagenhinweis:

Einer Teilausgabe liegen je eine Bestellkarte der Deutschen Volkszeitung, Düsseldorf, und des Dammitz Verlags, München, bei.

ALBRECHT RICHARD, geb. 1945. Dr., Gesellschaftswissenschaftler (Diplom/Promotion) mit Arbeitsschwerpunkten Medien/Literatur. Lebt als Publizist in Mannheim. Neben politisch-historischen Arbeiten seit 1970 Aufsätze und Kritiken in zahlreichen in- und ausländischen Zeitschriften. Beiträge in Sammelwerken (wiss.) und Anthologien (lit.). Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt: „Kleine Brötchen“, Texte zum Vortragen, Grafiken von G. Fontagnier; „MEDIEN-PROVINZ“, drei Essays zur Medienlandschaft in der Bundesrepublik mit Grafiken von Klaus Staack und einem Cartoon von Franziska Becker.

BECKER KNUT, geb. 1939, gelernter Stereotypur; vier Jahre Betriebsratsvorsitzender eines Münchner Pressehauses. Jetzt freier Schriftsteller in München. Sh. Reihe Kleine Arbeiterbibliothek, Band 60, . . . und ruhig fließt der Rhein. 30 Jahre BRD.

BISKUPEK MATTHIAS, geb. 1950, lebt in Rudolstadt/DDR, Dipl.-Ing. Dieser Text ist entnommen aus: „Ich lebe nicht leise“. Begegnungen mit Wettbewerbsinitiatoren und Best-Arbeitern des Bezirks Gera.

DIKMEN SINASI, sh. kk 4/79

DÜRRSON WERNER, sh. kk 1/82. RANDERSCHEINUNGEN gehören dem Zyklus DAS KATTENHORNER SCHWEIGEN an, und sind einem kommenden Gedichtband entnommen. 1981 erschien von Dürsson ein Gedichtband in der Reihe KÜRKISKERN-ZEIT-GEDICHTE. Anfang 1982 das von W. Dürsson aus dem Französischen übersetzte Buch von Henri Michaux „Eckpfosten“. Lyrische Aphorismen, Hanser Verlag.

FROW RUTH und EDMUND, Manchester. Der Bericht wurde vorgetragen beim Kolloquium der Fakultät Anglistik, Humboldt-Universität Berlin, zu Arbeiterkultur und -literatur, 1981, ausgehend von Marys Ashrafs grundlegender Arbeit „Englische Arbeiterliteratur vom 18. Jhrh. bis zum Ersten Weltkrieg“ (sh. auch kk 1/81 und 2/81).

GARDEIN UWE, sh. kk 2/80 und 1/82.

GEIFRIG WERNER, geb. 1939, lebt in München. Ehem. Dramaturg am Theater der Jugend in München. Schrieb verschiedene Jugendtheater-Stücke, darunter „Stifte mit Köpfen“, „Bravo Girl“ und „Abgestempelt“.

GRUNDMANN SIEGFRIED, geb. 1924 in Langenbielau (Schlesien). Nach dem Krieg Schriftsetzer. Lebt als Korrektor in München. Mitglied des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt. Buchveröffentlichung: „Nebenan wohnen Leute“, Reihe Kleine Arbeiterbibliothek, Band 73.

HAUG FRIGGA, geb. 1937, Dr. phil., Habilitation. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg. Herausgeberin „Das Argument“. Veröffentlichungen zur Automationsforschung und Arbeitswissenschaft. Herausgeberin „Frauenformen“, 1980. Vorliegender Text war ein Beitrag auf der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit, November 1981.

HAUG, WOLFGANG FRITZ, geb. 1936, Prof. Dr. phil. Lehrt Philosophie an der FU Berlin. Herausgeber „Das Argument“. Veröffentlichungen u. a.: „Vorlesungen zur Einführung ins ‚Kapital‘“, 2 1976; „Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur“, 1980; „Der Zeitungsroman oder der Kongreß der Ausdrucksberater“, Realistire, 1980. Beide Texte in diesem Heft waren Beiträge auf der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit.

HILLGÄRTNER RÜDIGER, geb. 1941. Prof. Dr. Studium der Anglistik/Amerikanistik, Romanistik, Philosophie. Promotion über P. B. Shelley. Seit 1971 Lehrtätigkeit an den Universitäten Frankfurt und Oldenburg im Bereich englische Literaturwissenschaft. Veröffentlichungen zur britischen, irischen, amerikanischen Literatur. Ästhetik, Literatur- und Kulturttheorie.

HORSTMANN UTE, geb. 1941 in Minden. Von Beruf Erzieherin für Körperbehinderte. Schreibt seit vier Jahren Lyrik, Kurzprosa, Beobachtungen und Lieder. Zum Schreiben kam sie durch das Malen; seit zehn Jahren Laienmalerin und hatte Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen.

HUTTEN KATRINE VON, geb. 1944 in Lohr am Main. Germanistikstudium, redaktionelle Mitarbeit an den „Lyrischen Heften“. 1969 Leone- und Lena-Preis, Darmstadt; 1971 Dehmel-Förderpreis, Hannover; 1973 „Von Kopf bis Fuß“, Gedichte; 1974 „Halb Zwölfe“, Hinterhofgeschichten; 1975-80 Amerikaaufenthalt, lebt jetzt als freie Autorin und Übersetzerin in München.

MAASE KASPAR, geb. 1946, wohnt in Bad Vilbel und ist Mitarbeiter des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) in Frankfurt/M. Veröffentlichungen zur Theorie und Soziologie von Kultur und Freizeit.

MÜSSENER HELMUT, geb. 1936. Dr. phil. (1964 Universität Mainz), Fil. dr. (1974 Universität Stockholm). Seit 1964 Lehr- und Forschungstätigkeit am Germanistischen Institut der Universität Stockholm; seit 1974 als Dozent. Zahlreiche Arbeiten, Aufsätze und Rezensionen zu Fragen und Problemen der Gegenwarts- und Exilliteratur – u. a. „Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933“, München 1974; der kulturellen und literarischen Beziehungen zwischen Schweden und dem deutschsprachigen Mitteleuropa und zu August Strindberg. 1969–1975 Leiter der „Koordinationsstelle zur Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur“.

NIX DIETER, geb. 1943. Studium Soziologie, Germanistik, Philosophie in Frankfurt. Lektor im Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt/M. Dieser Text war ein Beitrag auf der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit.

PEUCKMANN HEINRICH, geb. 1949. Studium der Germanistik und ev. Theologie, Lehrer. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften (Erzählungen, Berichte, pädagogische Arbeiten, Lyrik). Herausgeber bei „Schulgeschichten“ und „Sportgeschichten“ in der Taschenbuchreihe des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt.

REIMANN GERO, geb. 1944 in der Nähe von Lodz. Als Kind zwei Jahre in Paraguay. Studium der Germanistik, Politologie und Soziologie in Marburg/Lahn. Jetzt Studienrat in Hannover. Veröffentlichungen in Stadt- und Schülerzeitungen (dabei einmal von einem Oberstudiendirektor censiert) sowie in den „horen“ unter verschiedenen Pseudonymen.

ROHR BARBARA, geb. 1932, Dr. päd. Zehn Jahre Volksschullehrerin; neun Jahre Sonderschullehrerin; Promotion; drei Jahre wissenschaftliche Assistentin und akademische Oberräätin an der Pädagogischen Hochschule Ruhr, Abteilung für Heilpädagogik in Dortmund; seit 1975 Prof. im Studiengang Behindertenpädagogik an der Universität Bremen. Lehr- und Forschungsgebiet: Didaktik und Integration der Lernbehinderten. Vorliegender Text war ein Beitrag auf der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit.

SPEH BERNHARD, lebt seit 1967 in Hamburg. Dr. med. Facharzt für Anästhesie.

SCHELLE WOLF, geb. 1944. Rundfunkredakteur in Köln.

SCHERER PETER, geb. 1943. Studium der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Tübingen und Heidelberg, dort Promotion. Seit 1974 in der Abteilung Bildungswesen/Bildungspolitik beim Vorstand der IG Metall in Frankfurt/Main tätig. Veröffentlichungen: Geschichte in der Arbeitserbildung (1976); Humanität und Klassengegensatz (1977); Der Kampf gegen das Sozialistengesetz (1978).

Vorliegender Text war ein Beitrag auf der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit.

SCHILLER DIETER, Prof. Dr. Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte, Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen revolutionären Literatur vor 1933 und im Exil, u. a. Mitarbeit und Nachwort zu zweibändigen Erich-Mühsam-Ausgaben, Volk und Welt, Berlin 1978, Mitarbeit an mehreren Bänden der Reihe „Exil“, Röderberg, Frankfurt/M., seit 1979. „Umbrüche im Schaffen Johannes R. Bechers“ war eines der Hauptreferate der Internationalen Becher-Konferenz der Akademie der Wissenschaften der DDR, November 1981.

SCHNEIDER HANS C., geb. 1942, arbeitet als Oberstudienrat in Mühlheim/M. Zahlreiche Einzelveröffentlichungen.

SCHÖFER ERASMUS, sh. kk 4/81. Der hier abgedruckte Text ist der Prolog zu dem Theaterstück „Bürgern von Weiler“, das im April in Bruchsal uraufgeführt wird.

SCHÜTT PETER, sh. Kleine Arbeiterbibliothek, Band 60 „... und ruhig fließt der Rhein 30 Jahre BRD“.

STANGE SABINE, sh. kk 1/82.

TODTENBERG OSWALD, geb. 1936 in Magdeburg. Lernte zunächst Gärtner, dann Industriekaufmann, war Jugendvertreter und Betriebsratsmitglied bei Blaupunkt; studierte über den 2. Bildungsweg in den USA, an der Akademie der Arbeit und an der Universität Frankfurt/Main mit den Schwerpunkten Wirtschaftswissenschaft, Soziologie und Politik. Bis 1969 Bildungssekretär der IG Metall in Frankfurt, danach beim DGB-Bundesvorstand in der Abteilung Jugend. Seit 1976 Leiter der Abteilung Kulturpolitik beim DGB-Bundesvorstand in Düsseldorf. Der hier abgedruckte Text war ein Beitrag auf der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit.

TROPPMANN ARTUR, geb. 1930, lebt in München. In der Reihe KÜRBISKERN-ZEIT-GEDICHTE erschien 1978 ein Gedichtbändchen und in der Reihe Kleine Arbeiterbibliothek, Band 24, „Die Leute aus dem 30er Haus“. In Kürze kommt in der letztgenannten Reihe ein weiterer Band von ihm „Bräuhausl Gäste“ als Band 74.

WILMS WOLFRÜDIGER, geb. 1941 in Recklinghausen, Dipl. Päd., Prof. Studium in Münster und Dortmund für das Lehramt an Volksschulen und an Sonderschulen (Lernbehinderte und Erziehungsschwierige). Diplom an der Pädagogischen Hochschule Ruhr in Dortmund mit dem Schwerpunkt Sonderpädagogik. zehnjährige Tätigkeit als Lehrer an Grund-, Haupt- und Sonderschulen. Seit 1974 Hochschullehrer für das Fach „Pädagogik der Lernbehinderten“ an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Verschiedene Veröffentlichungen im Bereich Pädagogik und Didaktik der Lernbehinderten.

Berichtigung:

In KÜRBISKERN 1/82 wurde von Wolfgang Bienek das Gericht „Bekenntnis des Polizeimeisters XY“ abgedruckt. Der richtige Vorname ist jedoch Wilfried. Wir bitten, das Verschen zu entschuldigen.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich). Klaus Konjetzky, Elvira Höggemann-Ledwohn, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollerstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald ½; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, ½; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, ½; Hannes Stütz, Lektor (Verlag „pläne“ GmbH, Dortmund), Düsseldorf, ½; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollerstraße 144, 8000 München 40.

Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigung: Plambeck & Co. Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 8,50. Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

ISSN 0023-5016.

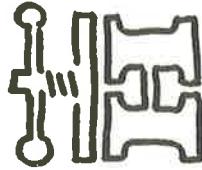
Die Harrisfeldwegpresse stellt sich vor:

»Durch das handwerkliche, solide Setzen und Buchbinden werden Maßstäbe erhalten, die sonst in Vergessenheit geraten könnten. (...) Gerade wegen der Notwendigkeit der industriellen Fließfertigung benötigt jedes Land auch bibliophile Pressen. (...)«
Albert Kapr

Bei der Harrisfeldwegpresse handelt es sich um eine Handpresse. Sie versucht, Bücher herzustellen, die die industrielle Fließfertigung herzustellen nicht in der Lage ist. Zumindest kann man das von unserem hier annoncierten »Elternfeindlich« sagen.

Harrisfeldwegpresse

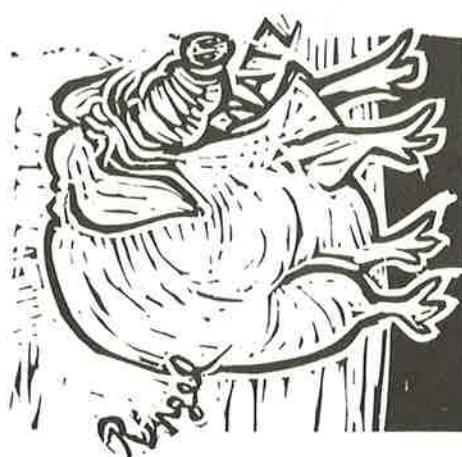
im Verlag P. Galle
Lappenberg 19
8000 München 45



Elternfeindlich
43 Gedichte von Joachim Ringelnatz für Kinder und Erwachsene

Mit original Holz- und Linolschnitten. Format 21,5 x 13,5 cm aufgeklappt (!) 97,6 x 13,5 cm
300 nummerierte Exemplare im Schuber

Preis: DM 38,-





Elternfeindlich

43 Gedichte von Joachim Ringelnatz für Kinder und Erwachsene

Mit original Holz- und Linolschnitten. Format 21,5 x 13,5 cm aufgeklappt (!) 97,6 x 13,5 cm
300 numerierte Exemplare im Schuber

Preis: DM 38.-

Die Harrisfeldwegpresse stellt sich vor:

»Durch das handwerkliche, solide Setzen und Buchbinden werden Maßstäbe erhalten, die sonst in Vergessenheit geraten könnten. (...) Gerade wegen der Notwendigkeit der industriellen Fließfertigung benötigt jedes Land auch bibliophile Pressen. (...)«

Albert Kapr

Bei der Harrisfeldwegpresse handelt es sich um eine Handpresse. Sie versucht, Bücher herzustellen, die die industrielle Fließfertigung herzustellen nicht in der Lage ist. Zumindest kann man das von unserem hier annoncierten »Elternfeindlich« sagen.

Harrisfeldwegpresse

im Verlag P. Galle
Lappenweg 19
8000 München 45

